# Zeitschrift

# für

# Sozialforschung

Herausgegeben vom

INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG FRANKFURT/M.



Jahrgang II 1933 Heft 1

VERLAG VON C. L. HIRSCHFELD / LEIPZIG

# INHALT.

## I. Aufsätze.



---

## II. Besprechungen.



***Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.***



# Materialismus und Metaphysik.

Von

Max Horkheimer (Frankfurt a. M.).

Aus seiner Erforschung der philosophischen Anschauungen, welche in Europa seit der Antike aufgetreten sind, hat Dilthey die Einsicht gewonnen, daß alle metaphysischen Versuche die Aufstellung eines einheitlichen allgemeingültigen Systems bezwecken, ohne daß ihnen bis heute ein Schritt vorwärts in dieser Richtung gelungen wäre. Wenn er selbst es unternimmt, Typen der Weltanschauung zu sondern, so hebt er darum auch den subjektiven Charakter der von ihm getroffenen Einteilung hervor. Die Überzeugung von der Unmöglichkeit jenes allgemeingültigen Systems vernichtet auch den metaphysischen Anspruch, welchen die Ordnung der einzelnen Systeme selbst erheben könnte.

Die Aussagen, in deren Zusammenhang Diltheys Typologie erst Bedeutung gewinnt, zielen freilich, ebenso wie die in ihr geordneten metaphysischen Systeme, auf das Ganze des Seins. Entsprechend seiner Überzeugung von der Konstanz der Menschennatur und der Selbigkeit der Welt sieht Dilthey die Weltanschauungen und die Systeme, in welchen sie Gestalt gewinnen, als verschiedene Antworten auf das eine Rätsel des Daseins aus dem „Leben" hervorgehen. Und wie die Philosophie im Unterschied von der wissenschaftlichen Forschung stets auf dieses „Rätsel des Lebens ... auf dieses Ganze, in sich Verschlungene, Geheimnisvolle" gerichtet ist[1]), so betrachtet auch Dilthey selbst das Problem, was ich in der Welt soll, wozu ich in ihr bin, was in ihr mein Ende sein wird, als dasjenige, welches „mich am meisten angeht"[2]). Die drei von ihm aufgestellten Kennzeichen des philosophischen, in Wahrheit metaphysischen Geistes: Selbstbesinnung, d. h. die konsequente und radikale Frage gegenüber den subjektiven und objektiven Gegebenheiten; Einordnung alles Erkennbaren in einen einheitlichen Zusammenhang; Streben nach Begründung der Allgemeingültigkeit

[1]) Schriften, Bd. VIII, S. 206/7.
[2]) l. c.





der Erkenntnis durch den Rückgang auf ihre letzten Rechtsgründe, treffen auf seine eigenen Bestrebungen zu. Wenn er es auch vermieden hat, seine Anschauung in einem metaphysischen System wirklich auszuführen, so verfolgt die Analyse der Weltanschauungen doch nicht bloß die Absicht, einzelne für die Theorie der Geschichte wichtige Elemente klar herauszustellen, sondern seine Arbeit soll ebenso wie Religion und ursprüngliche Metaphysik zu „Bedeutung und Sinn des Ganzen"[1]) führen. Jedes System verstrickt sich zwar nach Dilthey in Antinomien, und erst das historische Bewußtsein „zerbricht die letzten Ketten, die Philosophie und Naturforschung nicht zerreißen konnten". Aber dieses befreiende Bewußtsein „rettet zugleich dem Menschen die Einheit seiner Seele, den Blick in einen obzwar unergründlichen, doch der Lebendigkeit unseres Wesens offenbaren Zusammenhang der Dinge. Getrost mögen wir in jeder dieser Weltanschauungen einen Teil der Wahrheit verehren. Und wenn der Lauf unserer Lebens uns nur einzelne Seiten des unergründlichen Zusammenhangs nahebringt — wenn die Wahrheit der Weltanschauung, die diese Seite ausspricht, uns lebendig ergreift, dann mögen wir uns dem ruhig überlassen: die Wahrheit ist in ihnen allen gegenwärtig"[2]).

In der historischen und psychologischen Typologie der Weltanschauungen, wie sie Dilthey und Jaspers unternommen haben, kommt die Kritik des liberalen Bürgertums an der Absolutheit seines eigenen Denkens zum Ausdruck. Die Gleichordnung der verschiedenen metaphysischen Ideen und das Bewußtsein ihrer durchgängigen geschichtlichen Bedingtheit bedeuten eine starke Unbefangenheit gegenüber der Macht ursprünglich von ihm selbst verewigter Kategorien, wenngleich die Systeme nicht durch Erkenntnis ihrer gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen und ihrer gesellschaftlichen Funktion, sondern mit Hilfe selbst wieder hypostasierter Begriffe von Mensch, Leben, Persönlichkeit, schöpferischer Entwicklung als abhängig begriffen wurden. Bei dieser teilweisen Befreiung von den bestimmten Inhalten der Vergangenheit umkleideten sich nun die Formen der Weltanschauung in ihrem Wandel mit dem Glanz des metaphysischen Prozesses. „Was alles an weltanschaulichen Einstellungen, Weltbildern, Strebungen, Gedanken in Menschenköpfen entstanden ist, kann nicht absolut nichtig sein. Es war einmal als Kraft da und kehrt zu allermeist auf typische Weise einmal wieder . . . solche Ge-

[1]) l. c. S. 82
[2]) l. c. S. 223, vgl. S. 271.

danken mögen falsch, unsinnig, täuschend sein, die menschliche Seele hat eine Artung, die sich in solchen Gedanken ausdrückt. Sie erlebt und bewegt in sich etwas auf eine Weise, daß jene Objektivierung dafür als treffender Ausdruck, als Offenbarung und selbstverständlich anerkannt wurde und wird"[1]). In Ermangelung des Glaubens an die unbeschränkte Gültigkeit eines ausgeführten Systems wurde die Reihe der kulturellen Gestaltungen, ihr Rhythmus, ihre Abhängigkeit voneinander, ihre Ähnlichkeiten zum Bildungsgut gemacht; als solches löste die Geistesgeschichte die früheren Systeme und Schulen in der Herrschaft ab. Der Unterschied lag wesentlich in der Gleichgültigkeit gegenüber dem bestimmten Inhalt der Ideen selbst. Mit der schwindenden Aussicht, die Wirklichkeit im Rahmen der bestehenden Ordnung vernünftig, d. h. den Bedürfnissen der Allgemeinheit angemessen, zu gestalten, wurden die Unterschiede zwischen den einzelnen Konstruktionen der besten Welt, welche die früheren Systeme als das vernünftige Wesen der empirischen entworfen hatten, mehr und mehr belanglos. Die unüberbrückbare Kluft zwischen Wirklichkeit und Vernunft brachte den Versuch, sie philosophisch ineinszusetzen, ja sie durch den Begriff der Aufgabe aufeinander zu beziehen, in Verruf. Der ungebrochene Harmoniegedanke gehört der liberalistischen Phase an. Er entspricht einer durch die Vielzahl selbständiger Unternehmer gekennzeichneten Volkswirtschaft. Das Bild der Zusammenstimmung ihrer Interessen zum reibungslosen Funktionieren des Ganzen wird auf die Gesamtgesellschaft, d. h. auf die verschiedenen Gesellschaftsklassen übertragen. Die monopolistische Phase behält die Leugnung der Klassengegensätze bei, doch wird der Kampf auf dem Weltmarkt zwischen wenigen Machtgruppen so sehr zum Hauptthema der Epoche, daß von hier aus anstelle der Übereinstimmung zwischen den Einzelexistenzen Begriffe wie die Tragik, der Heroismus, das Schicksal als zentrale geschichtsphilosophische Kategorien erscheinen. Die materiellen Interessen der einzelnen gelten als belanglos, als etwas, das weniger zu erfüllen als zu überwinden ist. Doch pflegt die Philosophie der Gegenwart die auf den Entwurf rationaler Systeme gerichteten Anstrengungen der Vergangenheit nicht einfach zu verneinen. Sie verherrlicht die Schöpferkraft und Größe ihrer Autoren, die ästhetischen Qualitäten der „gewachsenen" Einheit ihrer Werke, die trotz der Widersprüche zwischen den Systemen angeblich in jedem sich ausdrückende Wahrheit und fördert so die Bewunderung

[1]) Jaspers, Psychologie der Weltanschauungen, 1919, S. 4.

und Ehrfurcht vor den Gestalten der Vergangenheit, den formalen Glauben an Größe, Persönlichkeit und Führertum; durch diese biologistische und historistische Einebnung der Unterschiede vernichtet sie freilich den schlichten Anspruch auf inhaltliche Geltung der Lehren. Sie setzt an Stelle der sachlichen Prüfung der alten Systeme die hingebungsvolle Einfühlung und Beschreibung und rettet durch diese Erhebung der Geistesgeschichte zu einer neuen Metaphysik die „Einheit der Seele", verschließt sich aber damit den Zugang zu wichtigen Gegenständen der geistesgeschichtlichen Betrachtung selbst.

Indem die Lehre von den Weltanschauungen ein metaphysisches Interesse verfolgt, zentriert sie die von ihr dargestellten Denkgebilde wesentlich um gleichgerichtete Absichten. Der die Geschichte der Philosophie durchziehende Gegensatz zwischen den zwei gedanklichen Verhaltungsweisen, welcher von der heutigen geschichtlichen Situation aus als der entscheidende erscheint, der Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus, wird in der heutigen philosophischen Literatur daher keineswegs begriffen. Er gilt als ein Streit zweier metaphysischer Richtungen und pflegt ohne große Schwierigkeiten von der modernen philosophischen Problematik her entschieden zu werden. Das Mißverständnis ist vor allem durch die Verkennung der materialistischen Theorie und Praxis bedingt. Wenn auch die meisten philosophischen Vertreter des Materialismus an die metaphysischen Fragestellungen anknüpfen und den idealistischen Thesen eigene entgegensetzen, so verbaut sich doch eine Behandlung dieser Gedankenrichtung, welche sie hauptsächlich als eine Antwort auf metaphysische Fragen nimmt, das Verständnis ihrer gegenwärtig wichtigsten Eigentümlichkeiten.

Dilthey selbst sieht im Materialismus eine Metaphysik und zwar eine Lehre über das Verhältnis des Weltgrundes zur Welt und der Seele zum Leib[1]). Er ist darin nur der herrschenden philosophischen Auffassung gefolgt. Diese sieht schon seit mehreren Jahrzehnten im Materialismus vorwiegend nicht den Gegensatz gegen den Idealismus, sondern gegen den Spiritualismus. Materialismus und Spiritualismus werden beide als „realistische" Antworten auf die Frage nach dem Wesen der Welt einem im Sinn der Bewußtseinsphilosophie verstandenen Idealismus gegenübergestellt[2]). Die gesellschaftlichen Wurzeln dieser

---

[1]) Vgl. l. c. S. 97ff.

[2]) Vgl. z. B.: Ludw. Büchner, An Sterbelager des Jahrhunderts, Gießen 1898, S. 134; R. Richter, Einführung in die Philosophie, Leipzig und Berlin 1920, S. 67ff.; Herm. Cohen, Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, Berlin 1928, Bd. 2, S. 382; und viele andere.

Terminologie mögen in der Zweifrontenstellung des französischen Bürgertums während des 19. Jahrhunderts gegen Feudalität und Proletariat zu suchen sein. Der Materialismus wird dabei auf die einfache Behauptung zurückgeführt, alles Wirkliche sei Materie und ihre Bewegung. Ob sich der betreffende Philosoph dann selbst zu einem idealistischen oder zu einem realistischen Standpunkt bekennt, die materialistische Behauptung wird auf jeden Fall rasch verworfen. Sofern sie nicht dazu zwingt, in Widerspruch mit dem primitivsten Verstand alles Geistige, vor allem das Bewußtsein und den Verstand selbst, als bloßen Schein zu erklären, ist sie darauf angewiesen, es durch gekünstelte Hypothesen und fragwürdige Hinweise auf zukünftige Entdeckungen der Wissenschaft aus materiellen Vorgängen abzuleiten. Den Ausführungen über Materialismus pflegt daher sogleich eine denkbar einfache Widerlegung zu folgen, die er nach seinem Historiker F. A. Lange „nicht parieren kann". „Das Bewußtsein läßt sich aus stofflichen Bewegungen nicht erklären"[1]).

In der deutschen Literatur ist dieses Argument seit dem Materialismusstreit von 1854 unermüdlich wiederholt worden. „Es scheint zwar bei oberflächlicher Betrachtung, als könnten durch die Kenntnis der materiellen Vorgänge im Gehirn gewisse geistige Vorgänge und Anlagen uns verständlich werden ... Das geringste Nachdenken lehrt, daß dies Täuschung ist", heißt es in der berühmten Ignorabimusrede von Du Bois-Reymond[2]). „Dem Materialisten muß der psychologische Raum zu einem bloßen Phänomen werden, wobei stets unbegreiflich bleiben wird, wie ein solches Phänomen jemals entstehen konnte"[3]). „Es spricht freilich vieles dafür, daß sich bei jeder Freude und überhaupt bei jedem Vorgang in unserem Bewußtsein ein mit diesem eng verbundener unwahrnehmbarer Atombewegungsvorgang in unserem Großhirn abspielt. Aber die Freude **ist** nicht dieser Bewegungsvorgang, sondern sie hängt nur auf irgendeine Weise mit ihm zusammen. Die materialistische Lehre, daß alle seelischen Vorgänge, z. B. auch die Gefühle, materielle Bewegungsvorgänge seien, ist demnach falsch"[4]). „Dem unmittelbaren Erleben gegenüber, das uns die fundamentale Verschiedenheit zwischen physischer und psychischer Realität von

---

[1]) F. A. Lange, Geschichte des Materialismus, Iserlohn 1877, 2. Bd., S. 3.
[2]) Reden von Emile Du Bois-Reymond, Leipzig 1886, S. 123.
[3]) Oswald Külpe, Die Realisierung, Leipzig 1923, 3. Bd., S. 148.
[4]) Erich Becher, Erkenntnistheorie und Metaphysik, in: Die Philosophie in ihren Einzelgebieten, Berlin 1925, S. 354/55.

Schritt zu Schritt aufnötigt, wird die materialistische Behauptung immer paradox bleiben ... Aber ebensowenig ist eine Ableitung möglich ..."[1]). „So vermögen denn alle diese (materialistischen) Argumente nichts an der Tatsache zu ändern, daß die von uns erlebten psychischen Vorgänge etwas von allem Materiellen vollkommen Verschiedenes sind"[2]). „In Wirklichkeit versagt die Theorie schon beim ersten Schritt. Wie aus raumzeitlichen Nervenprozessen ein Bewußtseinsprozeß wird, wie auch nur der einfachste Empfindungsinhalt wirklich entsteht, kann sie nicht nur nicht nachweisen, sondern auch nicht prinzipiell verständlich machen. Zwischen dem einen und dem anderen liegt ein vollständig irrationaler Hiatus, den kein verfolgbar durchgehendes Band überbrückt"[3]). „Gerade aber das Hervorgehen auch nur des geringsten Schimmers von geistiger Lebendigkeit aus rein stofflicher Bewegung ist etwas Denkunmögliches, da sich eine solche Erzeugung des Geistigen aus Stofflichem nur behaupten, aber nicht verstehen läßt ... Tatsächlich ist auch der Materialismus meistens gar nicht konsequenter Monismus, sondern in irgendeiner Verhüllung oder Erschleichung wird neben der bloßen Materie ein zweites Prinzip eingeführt, aus welchem sich dann die geistigen Erscheinungen leichter ableiten lassen"[4]). Jaspers erklärt gegen den von ihm als Positivismus bezeichneten Materialismus: „Wenn ich nichts bin wie die in erkennbaren Kausalzusammenhängen stehende Natur, so ist es nicht nur unbegreiflich, daß ich sie erkenne und daß ich aus der Erkenntnis in sie eingreife, sondern absurd, daß ich mich rechtfertige"[5]). Der Materialismus erscheint demnach als ein offenkundiger, höchst einfach widerlegbarer Irrtum der Metaphysik. Der fortgesetzte Versuch, geistige Vorgänge als materielle hinzustellen, wäre in der Tat gerade so unsinnig wie die Behauptung, Äpfel seien „eine Art von Birnen oder Hunde eine Art von Katzen"[6]). Unter diesen Umständen hat Erich Adickes nicht bloß sein eigenes, sondern das Urteil aller derjenigen, die sich in der gegenwärtigen philosophischen Literatur über den Materialismus orientieren, ausgesprochen. Der Materialismus scheidet „wegen

---

[1]) W. Windelband, Einleitung in die Philosophie, Tübingen 1923, S. 125.

[2]) W. Jerusalem, Einleitung in die Philosophie, Wien und Leipzig 1923, S. 114.

[3]) Nic. Hartmann, Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis, Berlin und Leipzig 1921, S. 100.

[4]) Max Adler, Lehrbuch der materialistischen Geschichtsauffassung, Berlin 1930, S. 78/79.

[5]) Jaspers, Philosophie, 1. Bd., Berlin 1932, S. 221.

[6]) W. Windelband, l. c.

seiner Flachheit und prinzipiellen Unzulänglichkeit selbstverständlich ohne weiteres aus"[1]).

Die durch alle Gegensätze und Wandlungen der Philosophie in den letzten Jahrzehnten unveränderte Wiederholung derselben Argumente gegen eine so schwache These hängt mit dem geschichtlichen Kampf zusammen, der gegen verhaßte Behauptungen, Wertungen, Forderungen ausgefochten wird. Das Wort Materialismus bezeichnet ja nicht bloß jene fragwürdige Aussage über die Totalität der Wirklichkeit, sondern eine ganze Reihe von Gedanken und praktischen Verhaltungsweisen. Diese erscheinen in einigen materialistischen Theorien und in einem großen Teil der übrigen philosophischen Literatur als Folgen jener These über die Gesamtverfassung der Welt. Wäre die grundlegende Behauptung zerstört, so müßte, wenigstens bei den klar denkenden Materialisten, nach der herrschenden Ansicht eine andere Metaphysik, sei es eine andere „realistische" Spielart, etwa der Spiritualismus, gegenwärtig Existenzphilosophie genannt, oder ein ausgesprochener Idealismus ihre Stelle einnehmen. Mag der Materialismus gegenüber den anderen möglichen Auffassungen vom Weltganzen als noch so unzulänglich erscheinen, seine allgemeinste, die Welt überhaupt betreffende These wird auch im Kampfe gegen ihn als grundlegend für bestimmte praktische Konsequenzen, ja für eine einheitliche Lebensgestaltung genommen, ebenso wie die idealistische Metaphysik als die sinngemäße Voraussetzung idealistischer Handlungsweise gilt. Ein etwa vorhandener Gegensatz zwischen dem vom Beobachter erschlossenen Sinn des Handelns und der vom Handelnden selbst vertretenen materialistischen These, die mangelnde Einheitlichkeit wird dann als logischer Widerspruch kritisiert. Was beim Idealismus zutrifft, wird also auch vom Materialismus vorausgesetzt, daß nämlich „auf der Grundlage eines Weltbilds die Fragen nach Bedeutung und Sinn der Welt entschieden und hieraus Ideal, höchstes Gut, oberste Grundsätze für die Lebensführung abgeleitet werden"[2]). Diese Struktur von Weltanschauungen, insofern sie „eine vollständige Auflösung des Lebensrätsels zu geben unternehmen"[3]), scheint in der Tat einer ganzen Reihe materialistischer Systembildungen anzuhaften; bei genauerer Analyse zeigt sich aber, daß die inhaltliche Fassung der materialistischen Theorie diese einheitliche Struktur sprengt. Die Kritik

[1]) Erich Adickes, in: Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, 2. Bd., Leipzig 1921, S. 20.

[2]) Dilthey, l. c. S. 82.

[3]) Dilthey, l. c.

dieses Komplexes von Ansichten und Verhaltungsweisen durch die Bestreitung der materialistischen These über die Gesamtverfassung der Welt, von welcher man ihn als abhängig ansieht, bliebe auch dann mißverständlich, wenn die bestrittene These jeweils eine genauere Interpretation erführe, als es zu geschehen pflegt.

Die Metaphysik verspricht sich als Erfolg ihrer Beschäftigung mit dem „Rätsel" des Daseins, mit dem „Ganzen" der Welt, mit dem „Leben", dem „An-Sich" oder wie sonst sie immer die Richtung ihrer Frage beschreiben mag, die Möglichkeit, positive Konsequenzen für das Handeln zu ziehen. Das Sein, zu dem sie vorstößt, muß eine Verfassung haben, deren Kenntnis für die menschliche Lebensführung entscheidend ist, es muß eine diesem Sein angemessene Haltung geben. Das Bestreben, sein persönliches Leben in allen Teilen vom Einblick in die letzten Gründe abhängig zu machen, kennzeichnet den Metaphysiker, gleichviel ob das, was er erblickt, ihn zu höchster weltlicher Aktivität, Gleichmut oder Askese bestimmt, gleichgültig auch, ob die Forderung als für alle Zeiten und Menschen identisch oder als differenziert und wandelbar sich darstellt.

Der metaphysische Glaube, daß die Gestaltung des individuellen Lebens aus dem zu entdeckenden Sein begründbar sei, spricht sich am deutlichsten in den direkt theologischen Systemen aus. Gott kann ein bestimmtes Verhalten von den Menschen fordern, die, welche ihm zuwiderhandeln, verfallen in Sünde. Die theologischen Systeme sind mit sich selbst einig, nur ein persönliches Wesen kann Forderungen stellen, nur ein bewußter Wille so eindeutig sein, daß sich die Richtigkeit eines Lebens an ihm messen läßt. Die über ihre Beziehung zur Theologie unklare Metaphysik pflegt die Übereinstimmung des individuellen Lebens mit der Forderung des Absoluten nicht als Gehorsam, sondern als Angemessenheit, Echtheit, Eigentlichkeit oder überhaupt als philosophische Weisheit anzusehen. Wenn der Dogmatismus das Unbedingte, das er im Unterschied zu den von Kant ausgehenden idealistischen Strömungen als „Sein" zu erkennen meint, nicht naiv zugleich als summum bonum betrachtet, so erscheint es doch in den meisten seiner Systeme wenigstens als primär wertbehaftet; das eigene Sein zu bewahren oder zu dem, was man ist, zu werden, gilt dann als ethische Maxime. Soweit jene idealistischen Strömungen das Unbedingte nicht als Sein, sondern als Gesetzgebung, Tathandlung oder doch als Inbegriff von freien Akten entdecken, fordern sie zugleich Achtung vor dem Sinn dieser Akte, eine Anpassung des empirischen Menschenlebens an den in-

telligiblen Grund der Persönlichkeit, bis zu dem die Philosophie vorstößt. Aber nicht bloß dort, wo der religiöse Ursprung des Abhängigkeitsverhältnisses noch in der Befehlsform bewahrt ist, sondern auch in allen Fällen, wo überhaupt die Übereinstimmung eines Daseins mit seinem in der Metaphysik entdeckten Grund für wertvoll gehalten wird, gilt die zugrunde liegende Wirklichkeit als normativ. Das Wesen, dem die Metaphysiker „den emphatischen Namen eines Wirklichen"[1]) geben, enthält bei ihnen auch die Regel für die sich entscheidende Existenz.

Die materialistische These schließt ihrer Natur nach solche Folgerungen aus. Das Prinzip, welches sie als Wirklichkeit bezeichnet, taugt nicht zur Normgebung. Die Materie ist an sich selbst sinnlos, aus ihren Qualitäten folgt keine Maxime für die Lebensgestaltung: weder im Sinn eines Gebots noch eines Musterbildes. Nicht als ob ihre genaue Kenntnis für den Handelnden ohne Vorteil wäre: der Materialist wird sich je nach seinen Zielen der Struktur der Wirklichkeit aufs eingehendste zu versichern trachten, aber obgleich diese Ziele im gesellschaftlichen Gesamtprozeß immer auch durch die jeweilige wissenschaftliche Erkenntnis der Wirklichkeit wie überhaupt durch den Stand der Produktivkräfte mitbedingt sind, folgen sie doch nicht aus der Wissenschaft. Die Erkenntnis, welche immer schon auf Grund einer bestimmten Praxis und bestimmter Zielsetzungen erworben wird, steht zwar in Wechselwirkung mit den Handlungen der Menschen, sie ist an der Gestaltung der äußeren und inneren Wirklichkeit beteiligt, liefert aber nicht Vorbilder, Maximen, Anweisungen für ein wahrhaftes Leben, sondern Mittel dazu und ist daher nicht Aufschwung, sondern Theorie. Wenn Max Scheler im Anschluß an Platon die metaphysische Haltung mit Recht als den „Versuch des Menschen, sich selber als natürliches, fertiges Sein zu transzendieren, sich selbst zu vergöttern oder Gott ähnlich zu werden"[2]) beschreibt, so ist die Wirklichkeit, welcher der Materialist sich zu bemächtigen sucht, das Gegenteil einer göttlichen, und sein Bestreben geht viel mehr dahin, sie nach ihm als sich nach ihr zu richten.

Soweit die Materialisten solche abschließenden Sätze wie den, daß alles Wirkliche Materie sei, formuliert haben, erfüllen diese in ihren Lehren daher eine ganz andere Funktion als bei ihren Gegnern; sie enthalten den allgemeinsten und leersten Abzug aus ihren Er-

[1]) Hegel, Enzyklopädie § 6.
[2]) Vom Ewigen im Menschen, Leipzig 1921, S. 100.

fahrungen, keineswegs ein Gesetz für ihr Handeln. Für die Mehrzahl der nichtmaterialistischen Richtungen werden die Einsichten um so bedeutsamer und folgenschwerer, je allgemeiner, umfassender, abschließender, prinzipieller sie sind; für die Materialisten gilt zwar nicht das gerade Gegenteil — dies ist nur beim extremen und daher selbst metaphysischen Nominalismus der Fall —, sondern der Grad, in dem allgemeine Gesichtspunkte für eine Handlung ausschlaggebend werden, hängt jeweils von der konkreten Situation des Handelnden ab. Die Bekämpfung irgendeiner allgemeinen philosophischen These als der für die materialistische Verhaltungsweise ausschlaggebenden geht daher an der Eigenart des materialistischen Denkens vorbei. Die These ist so wenig maßgebend für die inhaltlichen Entscheidungen, daß z. B. einflußreiche Materialisten der Aufklärung, allen voran Diderot, zeitlebens über diese allgemeinen Dinge schwanken konnten, ohne daß deshalb der Charakter ihrer praktischen Stellungnahme im geringsten verändert worden wäre. Nach den Materialisten kann sich zwar die Erkenntnis großer, über die Gegenwart hinausweisender Tendenzen in der Praxis ebensowohl bewähren wie die Erkenntnis von Einzelheiten, ja, sie stehen der These, daß die Wissenschaft sich in der bloßen Konstatierung von „Tatsachen" erschöpfe, sehr kritisch gegenüber, aber jene alles überhaupt umspannenden Urteile sind nach ihnen wegen ihrer weiten Entfernung von der Praxis, aus der sie gewonnen wurden, stets fragwürdig und nicht sehr belangvoll. In den metaphysischen Systemen pflegen die Akzente umgekehrt verteilt zu sein; die besonderen Erkenntnisse werden dort gewöhnlich bloß als Beispiele der allgemeinen verstanden. Wenn bei den Materialisten ein Irrtum um so verzeihlicher erscheint, je weiter er von den ihnen jeweils praktisch wichtigen Umständen abliegt, so bringen ihre Gegner gewöhnlich einen um so größeren Ernst auf, je mehr es um Prinzipielles geht. Prinzipielles kann, wie gesagt, auch für die Materialisten von höchster Bedeutung werden, aber der Grund für diese Bedeutung folgt nicht aus der Natur des Prinzipiellen als solchem, er liegt nicht allein in der Theorie, sondern ergibt sich aus den Aufgaben, die in der betreffenden Epoche von der Theorie zu bewältigen sind. So kann etwa die Kritik eines religiösen Glaubenssatzes im Komplex der materialistischen Ansichten zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort eine entscheidende Rolle spielen, während sie unter anderen Umständen belanglos ist; so besitzt in der Gegenwart die Erkenntnis der gesamtgesellschaftlichen Bewegungstendenzen konstitutive Bedeutung

für die materialistische Theorie, während im 18. Jahrhundert die Probleme des gesellschaftlichen Ganzen gegenüber den erkenntnistheoretischen, naturwissenschaftlichen und rein politischen Fragen noch zurücktraten. Den „Zusammenhang dieses Einen, Unbeantwortbaren, des Großen, Unbekannten“[1]), den die Metaphysik gewöhnlich im Auge hat, pflegt die materialistische Theorie freilich weder als Ausgang noch als Ziel zu nehmen.

Wenn nun eine an metaphysischen Fragen orientierte Behandlung des Materialismus verfehlt ist, so darf doch das Verhältnis des Materialismus zur Metaphysik keineswegs etwa als das der prinzipiellen Gleichgültigkeit angesehen werden. Aus dem bisher Gesagten folgt bereits, daß die materialistischen Anschauungen mit dem Gedanken einer absoluten Forderung unverträglich sind. Diese Forderung kann sinnvoll freilich nur durch den Glauben an ein absolutes Bewußtsein begründet werden. Sie ist in der neueren Metaphysik sowohl durch die Berufung auf eine bestimmte Seinsverfassung (Spinoza) als auf die Wurzeln des Denkens (deutscher Idealismus) als auf „das Wesen des Menschen“ (religiöser Sozialismus) als auf eine Reihe anderer Prinzipien erhoben worden. Sie schließt je nach der gesellschaftlichen Situation, von der aus sie verkündet wird, die verschiedensten rückschrittlichen oder fortschrittlichen Inhalte ein. Immer übt sie die Funktion aus, menschliche, geschichtliche, partikulare Zwecke mit dem Schein der Ewigkeit zu umkleiden, sie zu einem den geschichtlichen Veränderungen selbst nicht Unterworfenen und daher Unbedingten in Beziehung zu setzen. Ihre notwendige Verbindung mit der Annahme eines absoluten Bewußtseins wird zwar gegenwärtig durch die philosophischen Versuche, den Forderungscharakter deskriptiv in der Tiefe der Phänomene selbst aufzuweisen, verhüllt; doch haben alle Denkrichtungen, soweit eine absolute, an jeden einzelnen ergehende Forderung in ihnen eine motivierende Rolle spielt, wegen dieser Verbindung idealistischen Charakter. Der Kampf zwischen Materialismus und Metaphysik erscheint heute auch um dieser Problematik willen vor allem als Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus.

In der bisherigen Geschichte ist die religiöse und metaphysische Begründung irgendwelcher Forderungen immer durch den Kampf gesellschaftlicher Gruppen bedingt worden. Sowohl die herrschenden wie die beherrschten Klassen haben ihre Ansprüche nicht bloß als Ausdruck ihrer besonderen Bedürfnisse und Wünsche, sondern zu-

[1]) Dilthey, l. c. S. 207.

gleich als allgemeinverbindliche, in transzendenten Instanzen verankerte Postulate, als dem ewigen Wesen der Welt und des Menschen angemessene Grundsätze verkündigt. Die Lage der Beherrschten hat es freilich, wenigstens in der neueren Zeit, mit sich gebracht, daß sie ihre Forderungen vielfach nicht unmittelbar verabsolutierten, sondern daß sie die vorhandene Wirklichkeit als einen Widerspruch zu den von den Herrschenden selbst als gültig behaupteten Prinzipien hinstellten. Indem sie die universale Durchführung der moralischen Prinzipien, mittels welcher die bestehende Ordnung begründet wurde, forderten, veränderten sie dann zugleich die Bedeutung dieser Prinzipien, ohne daß ihre neue metaphysische Begründung notwendig geworden wäre. Die Forderung nach Anwendung des Christentums in den Bauernkriegen enthielt einen dem damaligen Inhalt des Christentums gegenüber veränderten Sinn. Ebenso muß die Forderung einer allgemeinen Durchführung der bürgerlichen Gerechtigkeitsidee dazu führen, die Gesellschaft des freien Tausches, durch deren Vorstellung diese Idee ursprünglich ihren Inhalt gewann, zu kritisieren und aufzuheben. Der Nachweis des Widerspruchs zwischen dem Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft und ihrem Dasein bringt die einseitige Bestimmung der Gerechtigkeit durch die Freiheit und der Freiheit durch bloße Negation ins Bewußtsein und definiert die Gerechtigkeit positiv durch den Grundriß einer vernünftigen Gesellschaft. Im Zusammenhang mit diesem Umschlag des Begriffs der Gerechtigkeit wird dieses ursprünglich als ewig behauptete Prinzip in seiner geschichtlichen Entstehung erkannt und als durch die Verhältnisse der Klassengesellschaft bedingter, von bestimmten Menschen hervorgebrachter Gedanke verstanden. In der Gegenwart hat sich daher der Kampf um eine bessere Ordnung von der übernatürlichen Begründung gelöst. Die zu ihm gehörige Theorie ist materialistisch.

Zwischen dem Idealismus der herrschenden und der gegen die Herrschaft kämpfenden Schichten besteht aber noch ein anderer Unterschied. Der Hinweis auf eine absolute Forderung hat nur einen Sinn, sofern das Handeln der Menschen nach ihren innerweltlichen Interessen entweder einer Korrektur oder wenigstens einer Rechtfertigung bedarf. Während die Beherrschten durch diesen Hinweis das Recht auf eine nur durch den Stand der Produktivkräfte begrenzte Triebbefriedigung der Allgemeinheit zu begründen suchten, war es den Herrschenden um die Motivierung der Einschränkung dieses Rechts zu tun. Ganz gewiß ist diese Einschränkung im Lauf

der Geschichte nicht bloß dort mit religiösen und metaphysischen Argumenten verfochten worden, wo sie der Entwicklung hinderlich, sondern auch, wo sie für die Steigerung der gesamtmenschlichen Kräfte notwendig und fruchtbar war. Das Auftreten einer irrationalen Begründung besagt noch nichts gegen die Rationalität des Begründeten. Jedenfalls versucht der Materialismus, an die Stelle der Rechtfertigung des Handelns die Erklärung durch das geschichtliche Verständnis der Handelnden zu setzen. Er sieht in dieser Rechtfertigung immer eine Illusion. Wenn die Mehrzahl der Menschen bis jetzt auch ein sehr starkes Bedürfnis danach hegt, wenn sie sich bei wichtigen Entscheidungen nicht bloß auf die Gefühle der Empörung, des Mitleids, der Liebe, der Solidarität berufen mag, sondern ihre Triebkräfte durch die Kennzeichnung als „sittliche" zu einer absoluten Weltordnung in Beziehung setzt, so ist damit noch keineswegs die vernünftige Erfüllbarkeit dieses Bedürfnisses erwiesen. Das Leben der meisten Menschen ist so elend, der Entbehrungen und Demütigungen sind so zahlreiche, Anstrengungen und Erfolge stehen meist in einem so ungeheuerlichen Mißverhältnis, daß die Hoffnung, diese irdische Ordnung möchte nicht die einzig wirkliche sein, nur zu begreiflich ist. Indem der Idealismus diese Hoffnung nicht als das, was sie ist, erklärt, sondern sie zu rationalisieren strebt, wird er zum Mittel, den durch Natur und gesellschaftliche Verhältnisse erzwungenen Triebverzicht zu verklären. Kein Philosoph hat tiefer eingesehen, daß die Annahme einer transzendenten Ordnung nur auf die Hoffnung der Menschen zu begründen ist, als Kant. Der Schluß, „daß etwas sei (was den letzten möglichen Zweck bestimmt), weil etwas geschehen soll"[1]), ist nach ihm eine unausweichliche Konsequenz. Indem er aber diese Hoffnung, die auf Glückseligkeit geht („denn alles Hoffen geht auf Glückseligkeit"[2]) nicht bloß konstatiert, sondern philosophisch unterbaut hat, näherte sich seine ursprünglich aufklärerische Vernunftanalyse beträchtlich dem von ihm bekämpften System einer dogmatischen Metaphysik.

Wenn aus dem Anspruch auf Glück, den das wirkliche Leben bis zum Tode nicht gehalten hat, zuletzt bloß die Hoffnung, aber nicht die Erfüllung hervorgeht, so konnte die Veränderung der das Unglück bedingenden Verhältnisse zum Ziel des materialistischen Denken werden. Je nach der geschichtlichen Lage gewann dieses Ziel eine andere Gestalt. Angesichts der Entwicklung der Produktivkräfte

[1]) Kritik der neuen Vernunft, Kanon, 2. Abschnitt.
[2]) Kant, l. c.

im Altertum waren auch die materialistischen Philosophen dem Leiden gegenüber auf die Ausbildung innerer Praktiken angewiesen; Seelenruhe ist die Auskunft in einer Not, vor der die äußeren Mittel versagen. Der Materialismus des frühen Bürgertums zielte dagegen auf die Vermehrung der Naturerkenntnis und die Gewinnung neuer Kräfte zur Beherrschung von Natur und Menschen. Das Elend der Gegenwart aber ist an die gesellschaftliche Struktur geknüpft. Darum bildet die Theorie der Gesellschaft den Inhalt des heutigen Materialismus.

Die praktischen Anforderungen wirken auf Inhalt und Form der materialistischen Theorie zurück. Während die idealistische Lehre ihre verschiedenen Systeme als versuchte Antworten auf die ewig gleiche Frage, das ewig gleiche Rätsel versteht, und es liebt, von dem Gespräch der Philosophen über die Jahrtausende hinweg zu reden, weil sie ja immer dasselbe Thema haben, gehört es zur materialistischen Ansicht, daß sie wesentlich durch die jeweils zu bewältigenden Aufgaben bestimmt ist. „Die größte Bedeutung der Philosophie liegt darin, daß wir die vorausgeschauten Wirkungen zu unserem Vorteil nutzen und auf Grund unserer Erkenntnis nach Maß unserer Kräfte und Tüchtigkeit absichtlich zur Förderung des menschlichen Lebens herbeiführen können. Denn die bloße Überwindung von Schwierigkeiten oder Entdeckungen verborgener Wahrheiten sind nicht so großer Mühe, wie sie von der Philosophie aufzuwenden ist, wert; und vollends brauchte niemand seine Weisheit anderen mitzuteilen, wofern er damit weiter nichts zu erreichen hofft . . . alle Spekulation geht am Ende auf eine Handlung oder Leistung aus"[1]). Das Thema des physikalischen Materialismus im 17. Jahrhundert ließ noch die abschlußhafte Gleichung von Wirklichkeit und Körper zu. Heute führt die Erforschung des gesellschaftlichen Prozesses auf die Wechselwirkung zwischen Menschen und Natur und entfaltet seine für die kulturellen Verhältnisse bestimmende Rolle. Jene Gleichung wird damit keineswegs für ungültig erklärt, sondern ihrer Genesis und Gestalt nach als abhängig von den Aufgaben des frühen Bürgertums erkannt. Die Lehre von der fundamentalen geschichtlichen Rolle der ökonomischen Verhältnisse gilt nunmehr als Kennzeichen der materialistischen Ansicht, und mit diesem neuen Inhalt ist es auch unmöglich geworden, irgendeinem obersten Prinzip als Prinzip abschlußhafte Gestalt zu geben. Wenn die Menschen mit

[1]) Thomas Hobbes, Grundzüge der Philosophie, Lehre vom Körper, übers. von Frischeisen-Köhler, Leipzig 1915, S. 31.

der Natur auch sich selbst und alle ihre Verhältnisse verändern, dann tritt an die Stelle der philosophischen Ontologie und Anthropologie „eine Zusammenfassung der allgemeinsten Resultate, die sich aus der Betrachtung der historischen Entwicklung der Menschen abstrahieren lassen"[1]). Die Möglichkeit, mit Hilfe dieser Resultate Entwicklungstendenzen, welche über die unmittelbare Gegenwart hinausweisen, zu erkennen, berechtigt nicht dazu, die Zusammenfassung einfach auf die Zukunft zu übertragen. Während alle Metaphysik die Einsicht in ein Wesenhaftes in dem Sinne erstrebt, daß in ihm auch der Kern der Zukunft vorweggenommen ist — was sie entdeckt, muß nie bloß der Vergangenheit, sondern immer auch zugleich der Zukunft zugrunde liegen, — abstrahiert der gegenwärtige Materialismus nicht durch die Konstruktion überwölbender Begriffe von dem Unterschied der zeitlichen Dimensionen. Selbst die Möglichkeit, aus der Betrachtung der Menschen in der Vergangenheit bestimmte allgemeine Züge zu gewinnen, führt nicht zu ihrer Hypostasierung als übergeschichtliche Momente. Die Gesellschaft, von der das Sein des Menschen mit abhängt, ist ein unvergleichbares, sich fortwährend umstrukturierendes Ganzes, und die Ähnlichkeit menschlicher Züge in den bisherigen Geschichtsepochen ermöglicht zwar sehr wohl Begriffsbildungen, die für das Verständnis gegenwärtiger sozialer Bewegungen entscheidend sind, gestattet aber keineswegs, sie als Grund der Gesamtgeschichte zu deuten. Das Verständnis der Gegenwart ist um so idealistischer, je mehr es sich an einer von genauer psychologischer Kenntnis bewußt absehenden Aufstellung sogenannter „Urelemente menschlichen Seins" anstatt an den ökonomischen Ursachen der materiellen Not orientiert.

Ist die materialistische Theorie eine Seite der Anstrengungen zur Verbesserung der menschlichen Verhältnisse, so steht sie damit ohne weiteres zu allen Versuchen, welche die gesellschaftlichen Probleme von untergeordneter Bedeutung erscheinen lassen, in Widerspruch. Nicht bloß der jüngst aufgetretene Spiritualismus, welcher das Individuum monadologisch hypostasiert und damit die Gestaltung der ökonomischen Grundlagen entwertet, sondern alle Bestrebungen, das Gewicht der Einsicht in die irdische Ordnung zu vermindern, indem man den Blick auf eine vorgeblich wesenhaftere lenkt, rufen die materialistische Kritik immer wieder hervor. Vor allem sieht der Materialismus in jeder Art von Philosophie, welche die unbegründbare

[1]) Marx-Engels, Die deutsche Ideologie, Gesamtausgabe, Bd. 5, S. 16, Berlin 1932.

Hoffnung zu rechtfertigen unternimmt oder ihre Unbegründbarkeit auch nur verschleiert, einen Betrug an den Menschen. Bei allem Optimismus, den er im Hinblick auf die Veränderung der Verhältnisse aufbringen mag, bei aller Einschätzung des Glücks, das aus der Arbeit an der Veränderung und aus der Solidarität hervorgeht, trägt er also einen pessimistischen Zug an sich. Das vergangene Unrecht ist nicht wieder gutzumachen. Die Leiden der verflossenen Geschlechter finden keinen Ausgleich. Aber während in den idealistischen Strömungen der Pessimismus sich heute auf die irdische Gegenwart und Zukunft, d. h. auf die Unmöglichkeit des künftigen Glücks der Allgemeinheit zu beziehen und als Fatalismus oder Strömung des Untergangs zu äußern pflegt, trifft die dem Materialismus einwohnende Trauer die vergangenen Geschehnisse. Allgemeine Vermutungen, „ob die Erdbevölkerung als Ganzes nicht unter den bisherigen Grundsätzen eine Vermehrungstendenz erreicht hat, die den durch Technik, Wissenschaft und Wirtschaftsfortschritt überhaupt möglichen Erweiterungen des Nahrungsmittelspielraums unangemessen ist“[1]), Gedanken an ein bereits überschrittenes Optimum der technischen Produktivität an sich, die pessimistischen Vorstellungen von einer Dekadenz der Menschheit, einer „Peripetie ihres Gesamtlebens und Alterns“[2]), sind dem Materialismus fremd. Sie spiegeln die Verlegenheit einer die Kräfte hemmenden Gesellschaftsform als Ohnmacht der Menschheit wider.

Die Behauptung einer absoluten Ordnung und einer absoluten Forderung setzt immer den Anspruch auf Wissen vom Ganzen, von der Totalität, vom Unendlichen voraus. Ist unser Wissen wirklich unabgeschlossen, besteht eine unaufhebbare Spannung zwischen Begriff und Sein, so darf kein Satz die Würde vollendeter Erkenntnis in Anspruch nehmen. Wissen vom Unendlichen muß selbst unendlich sein. Eine Erkenntnis, die sich selbst für unvollendet hält, ist nicht Erkenntnis des Absoluten. Deshalb hat die Metaphysik die Tendenz in sich, die ganze Welt als Vernunftprodukt zu betrachten. Denn vollendet erkennt die Vernunft nur sich selbst. Das immanente Motiv, das den deutschen Idealismus beherrscht und schon in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft ausgesprochen wird, daß nämlich „in der Erkenntnis a priori den Objekten nichts beigelegt werden kann, als was das denkende Subjekt aus sich selbst her-

[1]) Max Scheler, Die Wissensformen und die Gesellschaft, Leipzig 1926, S. 166.

[2]) ebda., S. 167.

nimmt"[1]) oder mit anderen Worten, daß die Vernunft nur von sich selbst absolute Erkenntnis gewinnen kann, ist das Geheimnis der Metaphysik überhaupt. Auch der Empiriokritizismus ist ihr darin beizuzählen: er behauptet die Empfindungen als das wahre, selbständige, unbedingte Sein, weil das Wissen von ihnen unmittelbares, d. h. auf sich selbst bezogenes Wissen ist. Wenn die modernste Metaphysik auch ausdrücklich „die Festigkeit eines endgültigen Wissens vom Sein"[2]) in Frage stellt, so behält sie doch das absolute Bewußtsein als bewegten Widerschein des Innersten der Existenz. Wissen und Gewußtes sind in der echten Metaphysik identisch, das Dasein, von dem sie spricht, „ist konstituiert durch Erschlossenheit, d. h. Verstehen"[3]). Einzig hierdurch läßt sich die Möglichkeit der neuesten wie der alten Metaphysik begründen, wie vorsichtig jene auch die Identität von Subjekt und Objekt immer fassen mag.

Der Materialismus besitzt dagegen in der Erkenntnis von der unaufhebbaren Spannung zwischen Begriff und Gegenstand einen kritischen Selbstschutz vor dem Glauben an die Unendlichkeit des Geistes. Diese Spannung bleibt nicht überall die gleiche. Die Wissenschaft ist ein Inbegriff von Versuchen, sie auf die verschiedenste Weise zu überwinden. Von dem Augenblick an, wo sie den Anteil des Subjekts an der Bildung der Begriffe mit in Rechnung stellt, nimmt sie das Bewußtsein ihrer Dialektik in sich auf. Ein dialektischer Prozeß ist dadurch gekennzeichnet, daß er sich nicht als Wirkung aus einzelnen gleichbleibenden Faktoren begreifen läßt; seine Momente verändern sich vielmehr fortwährend gegenseitig in ihm selbst, so daß sie nicht einmal radikal voneinander zu unterscheiden sind. So ist die Entwicklung des menschlichen Charakters zwar sowohl durch die ökonomische Situation als durch die individuellen Kräfte des bestimmten Individuums bedingt. Beide Momente bestimmen sich aber selbst fortwährend, so daß in der Gesamtentwicklung keines von ihnen als wirkender Faktor darzustellen ist, ohne das andere mit in diese Darstellung hineinzunehmen. Ähnliches gilt für die Wissenschaft als realen Prozeß. Ihre Begriffe sind gewiß durch die Objekte bedingt, gleichzeitig aber auch durch die subjektiven Faktoren der Forschung, wie durch die Methoden und die Richtung des theoretischen Interesses. Trotz der Notwendigkeit für die Wissenschaft, den subjektiven Anteil fortwährend zu be-

[1]) Vorrede zur 2. Auflage.
[2]) Karl Jaspers, Philosophie, 2. Bd., Berlin 1932, S. 260.
[3]) Heidegger, Sein und Zeit. In: Jahrb. f. Philos. und phänomenolog. Forschung, 8. Bd., Halle 1927, S. 230.

stimmen und dadurch die Differenz zu überwinden, läßt sich nie das Subjekt vom Objekt vollkommen reinlich scheiden oder, was dasselbe heißt, Wissen und Gegenstand radikal zur Deckung bringen, es sei denn in der begrifflosen Empfindung, wo sie unmittelbar identisch sind. Die theoretische Aktivität der Menschen, ebenso wie die praktische, ist nicht die unabhängige Erkenntnis eines festen Gegenstands, sondern ein Produkt der sich verändernden Realität. Sogar in einer frei sich selbst bestimmenden Gesellschaft müßte die wenn auch noch so allmählich sich verändernde Natur einen der Identität widerstrebenden Faktor bilden. Die Physik ist ein Abstraktionsprodukt handelnder Menschen, sie läßt sich auf künftige Erfahrung immer nur als vielfach bedingte Hypothese, nie als Spiegelung eines angeblichen Wesens der Naturgeschichte beziehen.

In dem kantianischen Begriff der unendlichen Aufgabe ist etwas von dieser Erkenntnis enthalten, aber er unterscheidet sich von der dialektischen Auffassung u. a. dadurch, daß als Erfüllung der Aufgabe ein rein intellektueller und geradliniger Progressus erscheint, der zwar die Entfernung vom Ziel nie überwindet, aber dafür das Ziel, nämlich die Totalität, „soweit wir sie erstreben und postulieren dürfen"[1]), in Wahrheit schon voraussetzt. Die Subjekt-Objekt-Relation ist aber im Gegensatz zu dieser Lehre nicht durch das Bild zweier konstanter, begrifflich völlig durchleuchteter und sich einander nähernder Größen zu beschreiben, vielmehr stecken in den von uns als objektiv bezeichneten subjektive und in den sogenannten subjektiven auch objektive Faktoren, und zwar so, daß wir zum historischen Verständnis einer bestimmten Theorie das Ineinanderspielen beider, also menschlicher und außermenschlicher, individueller und klassenmäßiger, methodologischer und gegenständlicher Momente darzustellen haben, ohne jedes dieser Momente von den anderen in seiner Wirksamkeit restlos isolieren zu können. Für das Zusammenspiel der bei den einzelnen Theorien zu berücksichtigenden Kräfte gibt es keine allgemeine Formel, sie ist in jedem Fall selbst zu erforschen. Wenn man auch die Naturforschung, die sich im Lauf der bürgerlichen Gesellschaft in theoretischer Vereinheitlichung und Technik bestätigt, ganz mit Recht als Annäherung der Wissenschaft an die Realität beschreiben mag, so wird andererseits das Bewußtsein, daß sowohl diese Beschreibung wie die in ihr verwendeten Kategorien mit der Arbeit und Inter-

[1]) Vgl. H. Cohen, Logik der reinen Erkenntnis, 2. Aufl., Berlin 1914, S. 532/33.

essenrichtung der gegenwärtigen Menschen zusammenhängen, zwar der Wahrheit jener Feststellung keinen Eintrag tun, aber verhindern, daß etwa die Begriffe Annäherung und Realität zu einem die Gesamtgeschichte überwölbenden Schema gebraucht und zum Gedanken eines unendlichen Progressus oder Regressus verewigt werden. Bei Kant selbst ist dieser Gedanke vorwiegend noch kritisch gefaßt und bedeutet zunächst nichts anderes als den Mangel einer bestimmten Grenze für die Erforschung ineinandergreifender Bedingungen. Seine Idee eines intuitiven Verstandes führt jedoch, obgleich dieser „ein Problem ist"[1]), notwendig zu jener Vorstellung eines geradlinigen Erkenntnisprozesses, denn wenn es auch nur denkbar ist, daß einem solchen „intellectus archetypus" ein „uns unerkennbarer, übersinnlicher Realgrund für die Natur" gegeben wäre und er „das Naturganze als System"[2]), so, daß keine Korrektur mehr möglich wäre, also unmittelbar, vor sich hätte, dann kann freilich die ordnende Wissenschaft auf ihrem Weg stehen bleiben, ja auch einmal einige Schritte nach rückwärts tun, aber das, was sie zu erkennen strebt, ist durch die menschlichen Begebenheiten, zu denen sie selbst mit hinzugehört, nicht veränderlich, es ist der Zeit nicht unterworfen. Nach Kant ist ja die für uns Menschen bestehende Notwendigkeit, daß wir zeitlich, d. h. nacheinander wahrnehmen, nicht in den Dingen an sich selbst begründet, sondern gleichsam eine Gebrechlichkeit des endlichen Subjekts. „Die Zeit ist . . . lediglich eine subjektive Bedingung unserer menschlichen Anschauungen (. . .), und an sich, außer dem Subjekte, nichts"[3]). Sogar ich selbst bin nach Kant in Wahrheit nicht in der Zeit, denn wenn „ich selbst oder ein anderes Wesen mich ohne diese Bedingung der Sinnlichkeit anschauen könnte, so würden eben dieselben Bestimmungen, die wir uns jetzt als Veränderungen vorstellen, eine Erkenntnis geben, in welcher die Vorstellung der Zeit, mithin auch der Veränderung, gar nicht vorkäme . . . Die Zeit ist darum nicht etwas an sich selbst, auch keine den Dingen objektiv anhängende Bestimmung"[4]). Diese Lehren Kants stehen dem dialektischen Begriff der Erkenntnis als eines nur im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Dynamik zu bestimmenden unselbständigen Prozesses entgegen. Natürlich müssen Begriffe wie Theorie und Erkenntnis jeweils eine klare Bedeutung

[1]) Kant, K. d. r. Vern., 2. Aufl., S. 344.
[2]) Kant, K. d. Urt., 2. Aufl., S. 351/52.
[3]) Kant, K. d. r. Vern., 2. Aufl. S. 51.
[4]) Kant, K. d. r. Vern., 2. Aufl., S. 54 und Anmerkung.

haben, nur auf Grund von wenn auch groben Aufweisen oder Definitionen lassen sie sich verstehen und anwenden. Aber der dialektische Materialismus begreift solche Bedeutungen als im Zusammenhang der gegenwärtigen Situation gebildete Abstraktionen aus dem Material der Vergangenheit und nicht als feste, unveränderliche, der Zukunft zugrundeliegende Elemente. Die wissenschaftlichen Gedanken der Menschen, ebenso wie die von der Wissenschaft erkannte und zu erkennende Natur werden zwar auch künftig als Momente der historischen Dynamik eine Rolle spielen. Aber da sie ebensosehr vom Gesamtprozeß her bestimmt und verändert werden, wie sie ihn als Produktivkräfte bestimmen und verändern, so kann die Anwendung der im Zusammenhang mit der gegenwärtigen Situation gebildeten Definitionen, d. h. die gegenwärtige Bedeutung dieser Begriffe, einmal sinnlos werden, und das Bild eines ausschließlich durch die einfachen Größen Erkenntnis und Gegenstand konstruierten unendlichen Prozesses erscheint daher als Verabsolutierung abstrakter Bedeutungen. Die Verabsolutierung zeigt sich als die andere Seite der übertriebenen Relativierung der Wissenschaft durch manche kantianische und viele andere idealistische Strömungen. Die Verlegung der Zeitlichkeit in das erkennende Subjekt oder in den Grund der Existenz raubt der Wissenschaft die Möglichkeit, die Subjekte selbst als in die Geschichte einbezogen zu erkennen, oder sie setzt die historische Erkenntnis als „bloß" empirische und die Sachen selbst gar nicht betreffende herab. Um ihr überhaupt die Würde der Wahrheit zu verleihen, hat Kant diese bloß auf „Erscheinungen" beschränkte Wissenschaft dann durch den Gedanken der unendlichen Aufgabe auf die Totalität oder auf das „An-Sich" der Dinge bezogen.

Wenn sich aber, wie es notwendig ist, die kritische Analyse nicht bloß auf die wissenschaftliche, sondern auch auf die philosophische Arbeit richtet, dann verfällt ihr zwar die dogmatische Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich, ebenso wie die ihr entsprechende von wissenschaftlichen und philosophischen Begriffen, aber die Erkenntnis tritt dafür selbst als geschichtliches Phänomen hervor. Im Gegensatz zu manchen weltanschaulichen Folgerungen des Kritizismus führt daher die konsequente Anwendung der kantischen Kritik zur Ausbildung der dialektischen Methode. Hegel hat sie entfaltet, aber zugleich als in seinem eigenen System zum Abschluß gekommen betrachtet. Deshalb wird sie bei ihm nicht auf das Wissen der Gegenwart, sondern nur auf die vergangenen

Theorien wirklich angewandt. Hegel ist darin Idealist, daß er sein System absolut setzt, doch er hat das gedankliche Werkzeug geschaffen, um diese Verkehrtheit zu überwinden. Die richtige Anwendung der Methode bedeutet nicht einfach, daß nun das Hegelsche System oder überhaupt die in der Gegenwart herrschenden Anschauungen, genau so zu behandeln wären, wie Hegel die vergangenen behandelt hat, vielmehr verlieren sie alle den Stufencharakter zum Absoluten hin, den bei Hegel auch die früheren Lehren wegen seines Glaubens, daß die Dialektik bei ihm ihren Abschluß gefunden habe, noch an sich tragen. Indem Feuerbach, Marx und Engels die Dialektik aus ihrer idealistischen Gestalt lösten, gewann der Materialismus das Bewußtsein der sich fortwährend verändernden und doch nicht aufhebbaren Spannung seines eigenen Denkens zur Realität und damit den ihm eigenen Begriff der Erkenntnis. Selbstverständlich leugnet er also nicht das Denken. Auch den Materialisten des 17. und 18. Jahrhunderts lag dies fern. Aber er faßte es im Gegensatz zum Idealismus immer als das Denken bestimmter Menschen in einer bestimmten Zeit. Er bestreitet seine Autonomie.

Wenn der Materialismus die soeben bezeichnete abstrakte Vorstellung der Dialektik entwickelt, ja wenn er sich überhaupt auf sein Verhältnis zu diesen allgemeinen Fragen besinnt, entspringt dies weniger einer ihm selbst einwohnenden Dynamik als dem Bedürfnis der Kritik, welche die Metaphysik durch ihre gesellschaftliche Funktion hervorruft. Es geht ihm nicht um Weltanschauung, auch nicht um die Seele der Menschen, sondern um die Änderung der bestimmten Verhältnisse, unter denen die Menschen leiden und ihre Seele freilich verkümmern muß. Dieses Interesse selbst läßt sich zwar historisch und psychologisch begreifen, aber nicht allgemein begründen. Es gibt weittragende Formulierungen, die für den Materialismus äußerst wichtig sind. Jene abstrakten Formulierungen dagegen, zu welchen ihm die idealistische Themastellung den kritischen Anlaß gibt, haben bloß mittelbare Bedeutung. Die Metaphysik erklärt das Allerallgemeinste, z. B. die Elemente, welche allen Menschen aller Zeiten, aller Orte, aller Gesellschaftsschichten, ja womöglich allem Dasein eigen sind, zum „Konkreten". Sie überbietet sich im Hervorbringen immer neuer Lehren, immer neuer Entwürfe, um dieses Letzte, Ursprüngliche, Konkrete zu entdecken und auf es hinzuweisen. Der Materialismus ist in solchen Entwürfen verhältnismäßig unproduktiv, weil er sich wenig von ihnen für seine Aufgaben verspricht. Während der Idealismus wegen der selbständigen Be-

deutung, die das Geistige für ihn besitzt, sich damit beschäftigt, „die eigenen Voraussetzungen ständig von neuem in Frage zu ziehen", ist die Prüfung der eigenen Voraussetzungen im Materialismus durch wirkliche Schwierigkeiten, in welche die von ihnen abhängige Theorie gerät, motiviert. Er ist in diesen Fragen viel weniger „radikal" als die idealistische Philosophie.

Dies kommt auch im Gegensatz gegen sie selbst zum Ausdruck. Nicht die Systeme als Ganze werden von ihm angegriffen, sondern die Behauptung eines ursprünglichen Sinnes des Geschehens. Diese liegt nicht bloß bei ausgeführten Sinndeutungen, sondern schon überall dort vor, wo von einer ursprünglichen und maßgebenden Struktur der Welt oder des Menschen die Rede ist, gleichgültig ob diese Struktur als „Gegenstand" oder als Geflecht von aller Gegenständlichkeit vorhergehenden Akten gelten soll. Eine so geartete Anthropologie muß notwendig davon absehen, daß die Richtung der Abstraktion oder des entdeckenden Verfahrens, mittels welcher die Kenntnis der grundlegenden Strukturen jeweils gewonnen wird, selbst einer bestimmten geschichtlichen Situation zugehört, d. h. das Produkt eines dialektischen, niemals in sauber voneinander getrennte subjektive und objektive Elemente zu zerfällenden Prozesses ist; sonst könnte ihr Ergebnis sich selbst nicht als unmittelbare Einsicht in den Grund der Existenz anstatt als eine dieses Spannungscharakters bewußte Theorie verstehen. Die an diese Hypostasierung von Erkenntnissen notwendig gebundene Behauptung eines erfüllten oder zu erfüllenden Sinnes oder Seins und die von ihr abhängigen Züge der Systeme stehen zum Materialismus in Gegensatz. Viele sogenannte materialistische Lehren tragen solche Züge an sich, besonders jene, welche mit der Behauptung der Ursprünglichkeit der Materie eine Verehrung der Natur oder des Natürlichen verbinden, gleichsam als ob das Ursprüngliche oder Selbständige an sich besonderen Respekt verdiente[1]).

Andererseits enthalten viele idealistische Systeme wertvolle materiale Erkenntnisse, welche trotz der weltanschaulichen Absichten ihrer Urheber wichtige Elemente des wissenschaftlichen Fortschritts darstellen. Die Dialektik selbst ist idealistischer Herkunft. Manche Entwürfe der modernen Metaphysik haben als Modelle zur Beurteilung der gegenwärtigen Menschen, als „Hypothesen", wie Dilthey

[1]) Häufig erscheint dieser Pantheismus freilich als leicht ablösbare Form, so wenn der tapfere Vanini „Natura, quae Deus est" sagt, und in Klammern hinzufügt „enim principium motus" (De admirandis naturae reginae deaeque mortalium arcanis, libri quattuor, Lutetiae 1616, S. 366).

selbst die Systeme der Vergangenheit bezeichnet[1]), höchste Bedeutung. Der idealistische Zug eines Werkes kommt häufig in scheinbaren Kleinigkeiten zum Ausdruck: etwa in der Anwendung eines der Idee autonomer Erkenntnis zugeordneten Pathos, in der Wichtigkeit, mit welcher längst vergangene Philosophen und ihre Probleme, der Unwichtigkeit, mit welcher die reale Not der Gegenwart und ihre Ursachen behandelt werden. Die Bedeutung, welche die Hervorhebung dieser feinen Unterschiede des Denkens, ja überhaupt die Unterscheidung zwischen Materialismus und Idealismus hat, ist nicht systematisch zu begründen, sondern ergibt sich erst im Zusammenhang mit der Rolle dieser Strömungen in der Gegenwart. Nicht daß der Idealismus fälschlich den Geist unendlich setzt, sondern daß er damit auch die Veränderung der materiellen Existenzbedingungen der Menschen zu etwas Sekundärem stempelt, läßt diese intellektuellen Differenzen so stark hervortreten.

Der Materialismus fordert die Vereinigung von Philosophie und Wissenschaft. Er anerkennt zwar arbeitstechnische Unterschiede zwischen allgemeineren philosophischen und einzelwissenschaftlichen Aufgaben, ebenso wie Unterschiede zwischen den Methoden der Forschung und der Darstellung, aber nicht zwischen denen der Wissenschaft überhaupt und der Philosophie als solcher. Dies bedeutet keineswegs, daß die einzelnen gegenwärtigen Wissenschaften oder gar ihr eigenes Bewußtsein von sich selbst, ihre Wissenschaftstheorie als der heute höchste Grad von Einsicht hinzunehmen wären. Infolge der bestehenden Verhältnisse ist vielmehr der herrschende Wissenschaftsbetrieb von wichtigen Einsichten abgeschnitten und bewahrt eine veraltete Form. Die Beurteilung, wie weit Gesamtstruktur und Beschaffenheit der einzelnen Wissenschaften der realisierbaren Erkenntnis entsprechen, ist selbst ein kompliziertes theoretisches Problem. Es kann nicht ein für allemal entschieden werden. Weil im 17. und 18. Jahrhundert die gesamte Wissenschaft auf der mechanischen Naturlehre beruhte, ja sich fast in ihr erschöpfte, ließ der damalige Materialismus als einziges Wissen von der Wirklichkeit die mathematisch-mechanische Naturwissenschaft gelten. Seine Erkenntnis- und Methodenlehre entsprach dieser Überzeugung. Schon der physikalische Materialismus der Vogt und Haeckel im 19. Jahrhundert hat jedoch das Bestreben, Philosophie und positive Wissenschaft zu vereinigen, praktisch aufgegeben, indem zu ihrer Zeit die mechanische Naturlehre keineswegs mehr mit dem Inhalt der Wissenschaft

[1]) Dilthey, l. c., S. 97.

zusammenfiel, sondern gegenüber den Gesellschaftswissenschaften stark an aktueller Bedeutung verloren hatte. Sie wurden nun auch für die Methodologie entscheidend. Der haeckelsche rein naturwissenschaftliche Monismus ist daher ein Pseudo-Materialismus, was sich auch in seiner weltanschaulichen, von der geschichtlichen Praxis ablenkenden Funktion kundgibt. Wenn aber Max Scheler den Materialismus im Jahre 1926 noch „zu der Reihe von Auffassungen, die den Erkenntniswert der mechanischen Naturlehre überschätzen", rechnet, und behauptet, daß er die „siebenfache Relativität der formalmechanischen Natur- und Seelenbetrachtung übersah und den Mechanismus darum zu einem ‚Ding an sich' machte"[1]), so hat er offenbar den Sinn der materialistischen Forderung der Vereinigung von Wissenschaft und Philosophie vollständig mißverstanden. Dieser ist das genaue Gegenteil der Verabsolutierung bestimmter Wissensinhalte und fordert vielmehr, daß jede Erkenntnis zwar keineswegs als bloß willkürliches Erzeugnis, aber doch als Vorstellung bestimmter Menschen in einem bestimmten geschichtlichen Augenblick genommen werde, eine Vorstellung, die freilich vom Produkt zur Produktivkraft werden kann. Keineswegs ist der Materialismus auf eine bestimmte Auffassung von der Materie festgelegt, vielmehr entscheidet darüber keine andere Instanz als die fortschreitende Naturwissenschaft selbst. Ihre Ergebnisse sind nicht bloß im Hinblick auf die ihrem zukünftigen Gang immanenten Korrekturen relativ, sondern auch insofern, als die Physik zwar die allgemeinsten Formeln für die Erfahrung einer bestimmten Gesellschaft über das raum-zeitliche Geschehen gewinnt, aber stets den nie restlos zu entziffernden Stempel ihrer subjektiven Herkunft an sich trägt.

Durch diesen Begriff der Wissenschaft unterscheidet sich der Materialismus vom Positivismus und Empiriokritizismus des 19. Jahrhunderts. Der Umstand, daß der Positivismus seit seinem Entstehen in der Aufklärung bei Turgot und d'Alembert[2]) „le dogme général de l'invariabilité des lois naturelles"[3]) enthielt und zwar die Abhängigkeit des Handelns von der jeweiligen Kenntnis der natürlichen Ordnung, aber nicht die Abhängigkeit sowohl der Ordnung wie ihrer Kenntnis von der Aktivität der Menschen ins Bewußtsein hob, mußte ihn notwendig dazu führen, die Wissenschaft selbst bei allem Glauben an ihren Fortschritt unhistorisch zu fassen. Dieser

[1]) Max Scheler, Die Wissensformen und die Gesellschaft, l. c., S. 299ff.
[2]) Vgl. d. Aufsatz von G. Misch, Zur Entstehung des franz. Positivismus, Archiv f. Gesch. d. Philos., 14.
[3]) Aug. Comte, Discours sur l'esprit positif, Paris, 1909, S. 22.

Mangel bliebe bestehen, selbst wenn der besonders im Empiriokritizismus ausgebildete, aber für den gesamten Positivismus maßgebende Glaube an die Zusammensetzbarkeit der Welt aus Elementen, als deren „vorläufig"[1]) letzte die Empfindungen gelten, etwa durch eine modernere Auffassung abgelöst werden sollte. Ernst Machs Ansicht unterscheidet sich trotz seiner weitgehend pragmatischen Auffassung der Wissenschaft im Hinblick auf die Ungeschichtlichkeit der Erkenntnis nur wenig von der kantianischen. Auch nach ihm ist „der ganze Zeitverlauf nur an Bedingungen unserer Sinnlichkeit gebunden"[2]). Daraus folgt zwar nicht, wie manche materialistische Autoren meinen, daß es vor den Menschen keine Natur gegeben hätte, d.h. der Widerspruch gegen die Naturgeschichte. In dem subjektiv entworfenen Zeitschema muß die Gattung Mensch keineswegs die ersten Stellen besetzen, sondern sie kann sehr wohl hinter einer unbegrenzt langen Vorgeschichte eingeordnet werden. Doch verhindert dann die Behauptung der Subjektivität der Zeit die Gleichsetzung des erkennenden Subjekts mit den endlichen Menschen. Auch der Empiriokritizimus deckt sich insofern mit der idealistischen Metaphysik als er ein von der Zeit unabhängiges Subjekt voraussetzt. Deshalb trifft die materialistische Kritik mit ihrem Hinweis eine entscheidende Schwäche dieser Lehre.

Aber es besteht noch ein weiterer Unterschied zwischen allen materialistischen und positivistischen Richtungen. Dieser tritt zwar gerade in den Arbeiten Machs nicht sehr deutlich hervor, weil er persönlich, ohne daß freilich sein subjektivistischer Standpunkt die Notwendigkeit dazu enthielte, von der neuen Bescheidenheit der Wissenschaftler vor der Spekulation frei gewesen ist[3]). Der Positivismus ist nämlich stolz darauf, daß er sich nicht um das „Wesen" der Dinge, sondern nur um die Erscheinungen, also darum, was uns tatsächlich von ihnen gegeben sei, bekümmere. „. . . tous les bons esprits reconnaissent aujourd'hui que nos études réelles sont strictement circonscrites à l'analyse des phénomènes pour découvrir leurs lois effectives, c'est-à-dire leurs relations constantes de succession

---

[1]) Vgl. E. Mach, „Die Analyse der Empfindungen", 9. Aufl., Jena 1922, S. 24, und „Erkenntnis und Irrtum", 4. Aufl., Leipzig 1920, S. 275.

[2]) E. Mach, Die Analyse der Empfindungen, l. c., S. 270.

[3]) Siehe zu dieser Bescheidenheit u. a. H. Poincaré in der aufschlußreichen Sammlung „Le Matérialisme actuel", Paris 1918, S. 50/51: „. . . tant que la science est imparfaite, la liberté conservera une petite place et si cette place doit sans cesse se restreindre, c'en est assez pourtant pour que, de là, elle puisse tout diriger; or, la science sera toujours imparfaite, . . . . tant que l'esprit se distingue de son object, il ne saurait le connaitre parfaitement, puisqu'il n'en verra jamais que l'extérieur." (Sperrungen von M. H.)

ou de similitude, et ne peuvent nullement concerner leur nature intime, ni leur cause, ou première ou finale, ni leur mode essentiel de production"[1]). Auch John Stuart Mill definiert in seiner Logik die Körper „als die verborgene äußerliche Ursache, auf welche wir unsere Empfindungen beziehen". Nach seiner Ansicht kennen wir von der Natur des Körpers und des Geistes „zufolge der besten jetzt existierenden Lehre nichts, als die Gefühle, welche der erstere erregt und die der letztere erfährt". „Ein Körper ist das geheimnisvolle Etwas, das den Geist zu fühlen anregt, der Geist ist das mysteriöse Etwas, das fühlt und denkt"[2]). Durch diese Lehre von der notwendigen Beschränkung der Wissenschaft auf Erscheinungen oder vielmehr durch Herabsetzung der erkannten Welt zu einem „nur" Äußeren schließt der Positivismus grundsätzlich seinen Frieden mit jeder Art von Aberglauben. Er bringt die sich in der Lebenspraxis bewährende Theorie um ihren Ernst. Übersteigert die nichtpositivistische Metaphysik die Idee ihrer eigenen Erkenntnis, indem sie sinngemäß ihre Autonomie behaupten muß, so setzt der Positivismus die nach seiner Ansicht allein mögliche Erkenntnis zu einer Sammlung äußerlicher Daten herab. Den Widerspruch zwischen der metaphysischen Kennzeichnung der erkannten Wirklichkeit als Erscheinung und Äußeres einerseits und andererseits seiner angeblichen Vorsicht, in welcher jene undialektische Trennung freilich schon enthalten ist, pflegt er außerdem zu übersehen. „Das Wahre nicht zu wissen und nur das Erscheinen des Zeitlichen und Zufälligen — nur das Eitle zu erkennen, diese Eitelkeit ist es, welche sich in der Philosophie breitgemacht hat und in unseren Zeiten noch breit macht und das große Wort führt"[3]). Was Hegel gegen die Aufklärung einwendet, richtet sich heute vor allem gegen die freilich in der Aufklärung entstandene positivistische Philosophie. Er selbst hat keineswegs, wie es in dieser Formulierung scheinen könnte, Wahrheit und Wissen von Zeitlichem voneinander getrennt, sondern im Gegenteil — darin liegt seine größte Tiefe — das Wissen von Zeitlichem als Zeitlichem zum eigentlichen Inhalt der Philosophie gemacht. Sein Idealismus besteht freilich in dem Glauben, „daß eben diese Bezeichnung von Etwas als einem Endlichen oder Beschränkten den Beweis von der

---

[1]) A. Comte, Cours de philosophie positive, 5e édition, Paris 1893, Bd. II., S. 338.

[2]) J. St. Mill, System der deduktiven und induktiven Logik, übers. v. J. Schiel, Braunschweig 1862, I. Tl., S. 74/76.

[3]) Hegels Anrede an seine Zuhörer bei Eröffnung seiner Vorlesungen in Berlin am 22. Oktober 1818, Werke, Vollst. Ausg., VI. Bd., Berlin 1843, S. XXXIX.

wirklichen Gegenwart des Unendlichen, Unbeschränkten enthält, daß Wissen von Grenze nur sein kann, insofern das Unbegrenzte diesseits im Bewußtsein ist"[1]). Doch Hegel ist der echten Aufklärung trotz seiner Gegnerschaft gegen sie dadurch verwandter als der Positivismus, daß er kein der menschlichen Erkenntnis grundsätzlich unzugängliches Gebiet für die bloße Ahnung freigibt. Der Positivismus dagegen ist sich seiner Duldsamkeit in dieser Hinsicht wohl bewußt, ja er hat die Bedeutung seines Namens ausdrücklich auch als Gegensatz gegen das „Negative", d. h. gegen die Verneinung solcher Ahnungen verstanden wissen wollen. Die gesunde Philosophie, sagt Comte, beseitige zwar die notwendig unlösbaren Fragen, aber sie sei dabei unparteiischer und duldsamer als ihre Gegner, sie untersuche die Bedingungen der Dauer und des Niedergangs vergangener Glaubenssysteme, „sans prononcer jamais aucune négation absolue ... C'est ainsi qu'elle rend une scrupuleuse justice non seulement aux divers systèmes de monothéisme autres que celui qui expire aujourd'hui parmi nous, mais aussi aux croyances polythéiques, ou même fétichiques, en les rapportant toujours aux phases correspondantes de l'évolution fondamentale"[2]). Das historische Verständnis jener Vorstellungen bedeutet hier zugleich die Anerkennung des dem Wissen prinzipiell unzugänglichen, in die historische Dialektik nicht einbezogenen Gebiets, auf das sie sich beziehen.

Auch der Materialismus sucht alle geistigen Gestaltungen historisch zu begreifen. Aber aus seiner Einsicht, daß es kein unendliches Wissen geben könne, folgt für ihn nicht die Unparteilichkeit gegenüber dem jeweiligen Anspruch des endlichen, es doch zu sein. Mit der Erkenntnis der Beschränktheit des Denkens sind keine Gebiete gesetzt, auf die es nicht anzuwenden wäre; diese positivistische Meinung ist vielmehr selbst ein Widerspruch. Daß wir nicht alles wissen, heißt ganz und gar nicht, daß das, was wir wissen, das Unwesentliche, und das, was wir nicht wissen, das Wesentliche sei. Diese Fehlurteile, durch die der Positivismus bewußt seinen Frieden mit dem Aberglauben und seinen Unfrieden mit dem Materialismus gemacht hat, lassen Bergsons Erniedrigung des theoretischen Denkens und die Entstehung der modernen intuitionistischen Metaphysik als Folge der positivistischen Philosophie erscheinen. Der Positivismus ist in Wirklichkeit der Intuitionsmetaphysik viel verwandter als dem Materialis-

---

[1]) Hegel, Enzykl., § 60.
[2]) Aug. Comte, Discours sur l'esprit positif, l. c., S. 52.

mus, mit dem ihn diese fälschlicherweise zusammenzubringen pflegt. Wenn auch seit der Jahrhundertwende der Positivismus gegenüber der herrschenden Metaphysik als nicht „konkret“, in Wahrheit nicht spiritualistisch genug erscheint, handelt es sich doch bei beiden um zwei verschiedene Phasen einer die natürliche Erkenntnis entwertenden, abstrakte begriffliche Strukturen hypostasierenden Philosophie. Begründet doch Bergson, wie die Lebensphilosophie überhaupt, seine Metaphysik der durée auf die Behauptung einer unmittelbaren, durch Introspektion festzustellenden Begebenheit, nur daß diese Gegebenheit bei Bergson nicht aus voneinander abgehobenen Elementen, sondern im lebendigen, durch Intuition zu erfassenden Fluß des Lebens bestehen soll. Die Metaphysik der Elemente, die Interpretation der Wirklichkeit als Inbegriff ursprünglich isolierter Gegebenheiten, das Dogma von der Unwandelbarkeit der Naturgesetze, der Glaube an die Möglichkeit eines abschließenden Systems sind die speziellen metaphysischen Thesen des Positivismus, die subjektivistische Behauptung der unmittelbaren, ursprünglichen, theoriefreien Gegebenheiten als wahrer Wirklichkeit hat er mit dem Intuitionismus ebenso gemeinsam wie das Beiwort „nur“, durch das beide die auf rationelle Voraussicht gerichtete, von ihnen freilich mechanistisch mißverstandene Theorie beschränken möchten. Im Kampf gegen den Materialismus sind sie daher miteinander ganz einig. Ja, wenn die Wehrlosigkeit dieser Philosophie vor allen supranaturalistischen Strömungen besonders kraß in ihrer Ohnmacht vor Spiritismus und Okkultismus, diesen kruden Formen des Aberglaubens, zum Ausdruck kommt, so hat Bergson darin noch einen Vorzug vor Comte. Die inhaltliche Metaphysik besetzt ja mit ihren eigenen Spekulationen die transzendenten Gebiete, so daß sie, wie Comte ihr vorwirft, gegen die herrschenden Lehren vom Jenseits „n'a jamais pu être que critique“[1]). Bergson muß daher erst ausdrücklich versichern, die Transexistenz des Bewußtseins sei „si probable que l'obligation de la preuve incombera à celui qui nie, bien plutôt qu'à celui qui affirme“, und die echte Philosophie führe uns „peu à peu à un état qui équivaut pratiquement à la certitude“[2]). Comte dagegen ist kraft seiner Gleichsetzung der Wirklichkeit mit subjektiven Gegebenheiten, mit bloßen Erscheinungen von vornherein gegenüber allen behaupteten Erlebnissen und Erfahrungen des Übersinnlichen grundsätzlich machtlos. In

[1]) Aug. Comte, Discours sur l'esprit positif, l. c., S. 51.

[2]) Bergson, L'âme et le corps, in der schon erwähnten Sammlung „Le Matérialisme actuel“, S. 47/48.

der Gegenwart ist die mehr positivistische und die mehr intuitionistische Spielart dieser durch die Konsequenz des Okkultismus gekennzeichneten Philosophie kaum noch zu unterscheiden. Nach Hans Driesch ist es klar, daß seine Lehre „allem ‚Okkulten' nicht nur nicht widerspricht, sondern ihm geradezu den Weg bereitet"[1]). Bergson scheut sich nicht, in seinem neuesten Buch zu versichern, „que si l'on met en doute la réalité des 'manifestations télépathiques' par exemple, après les milliers de dépositions concordantes recueillies sur elles, c'est le témoignage humain en général qu'il faudra déclarer inexistant aux yeux de la science: que deviendra l'histoire?" Und er hält es für gar nicht unmöglich, „qu'une lueur de ce monde inconnu nous arrive visible aux yeux du corps"[2]). Ja, er erwägt ernsthaft, daß von solchen Nachrichten aus der anderen Welt eine völlige Umwandlung der Menschheit ausgehen könne. Die Vernachlässigung des theoretischen Faktors zugunsten der bloßen unmittelbaren Gegebenheit bringt die Wissenschaft völlig um ihre aufklärende Wirkung. „Wo die Empfindung in ihrer angeblichen Selbständigkeit als Kriterium der Wirklichkeit gilt, da kann die Unterscheidung zwischen Natur und Spuk ins Schwanken kommen"[3]).

Die Nachfolger Comtes, besonders die Empiriokritizisten und die logistische Schule, haben ihre Terminologie so verfeinert, daß der Unterschied zwischen den bloßen Erscheinungen, mit denen sich die Wissenschaft zu beschäftigen hat, und dem Wesentlichen nicht mehr in ihr vorkommt. Aber die Entwertung der Theorie macht sich auf die verschiedenste Weise geltend, so z. B. wenn Wittgenstein in seinem übrigens hervorragenden Tractatus Logico-Philosophicus[4]) erklärt: „Wir fühlen, daß selbst wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort . . . Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische." Auch der Materialismus glaubt, wie oben dargelegt, keineswegs, daß die Lebensprobleme rein theoretisch lösbar seien, aber es ist nach ihm auch undenkbar, daß auf andere Weise der „Sinn des Lebens nach langen Zweifeln klar"[5]) werden könnte. Es gibt weder „das Mystische", noch den „Sinn des Lebens".

---

[1]) H. Driesch, Philosophie des Organischen, Leipzig 1921, S. 387.
[2]) H. Bergson, Les deux sources de la morale et de la religion, Paris 1932, S. 342.
[3]) H. Cohen, Logik d. reinen Erkenntnis, 2. Aufl., Berlin 1914, S. 495.
[4]) London 1922, S. 186. [5]) Wittgenstein, l. c.

Der Materialismus hat mit der positivistischen Lehre gemein, daß er als wirklich nur anerkennt, was sich in sinnlicher Erfahrung ausweist. Seit seinem Entstehen enthält er den Sensualismus in sich. „Was wir im Geiste schauen, nimmt alles seinen Ausgang von den sinnlichen Wahrnehmungen . . .", sagt Epikur[1]). „Wenn du alle sinnlichen Wahrnehmungen verwirfst, so wirst du auch nichts mehr haben, worauf du dich bei deinem Urteil über diejenigen beziehen könntest, von denen du behauptest, daß sie falsch seien"[2]).

Diese erkenntnistheoretische Lehre hat der Materialismus während seiner Geschichte beibehalten. Sie dient ihm als kritische Waffe gegen dogmatische Begriffe. Jede Behauptung bedarf der Bewährung in sinnlicher Erfahrung. Aber der Materialismus verabsolutiert nicht den Sensualismus. Die Forderung des Ausweises jeder Existenz durch die Sinnlichkeit bedeutet nicht, daß diese selbst sich im historischen Prozeß nicht verändere oder gar ihre Elemente als die festen Bausteine der Welt zu betrachten seien. Wenn der Aufweis durch sinnliche Erfahrungen jeweils notwendig mit zur Begründung von Existenzialurteilen gehört, so sind die sinnlichen Erfahrungen noch lange nicht identisch mit den konstanten Elementen der Welt. Abgesehen davon, daß die Theorie stets mehr ist als bloße Sinnlichkeit und sich nicht restlos auf Empfindungen zurückführen läßt, ja, daß nach der neuesten Entwicklung der Psychologie die Empfindungen weit entfernt davon, die elementaren Bestandteile der Welt oder auch nur des psychischen Lebens zu sein, vielmehr selbst erst durch einen komplizierten Abstraktionsprozeß jeweils aus der Destruktion gestalteter psychischer Gebilde als Derivate zu gewinnen sind[3]), darf die Beschaffenheit unserer Sinnlichkeit keineswegs verewigt werden. Sie ebenso wie die Beziehung des „Subjekts" zu den „Gegebenheiten" ist bedingt und veränderlich. Schon innerhalb der Gegenwart gibt es den Widerstreit zwischen den Konstatierungen der einzelnen Subjekte, und dieser ist keineswegs bloß durch Majorität, sondern mit Hilfe der Theorie zu schlichten. Sinnliche Erlebnisse bilden die Grundlage der Erkenntnis, überall sind wir auf sie angewiesen, aber Entstehung und Bedingungen der Erkenntnis sind nicht zugleich Entstehung und Bedingungen der Welt.

---

[1]) Die Nachsokratiker, übers. v. Nestle, Jena 1923, Bd. I., S. 183.
[2]) Ebenda, S. 213.
[3]) Vgl. hierzu z. B. H. Cornelius, Transzendentale Systematik, München 1916, S. 154: „An die Stelle der Vereinigung eines zuvor Getrennten in der ‚Synopsis des Mannigfaltigen durch den Sinn' tritt die Trennung der

Wenn die positivistischen mit fast allen anderen philosophischen Strömungen gegen den Materialismus zusammenstimmen, so hängt dies freilich nicht bloß mit den soeben besprochenen Unterschieden, sondern auch mit der materialistischen Lehre von der Lust zusammen. Daß die Handlungen nach dem Materialismus nicht notwendig aus einer letzten absoluten These folgen, wurde zu zeigen versucht. Der Materialist wird zwar zur Begründung seiner Entscheidungen jeweils auf mehr oder weniger allgemeine Sachverhalte verweisen, aber er sieht nicht davon ab, daß auch unter Voraussetzung der von ihm angeführten Bestimmungsgründe nur bei ähnlichen psychischen Situationen ähnliche Entscheidungen zu erwarten sind. Diese Situationen haben selbst ihre gesellschaftlichen und individuellen Bedingungen, sie sind geschichtlich geworden, und daher läßt sich aus der Gültigkeit einer bestimmten Erkenntnis ohne Berücksichtigung der tatsächlichen psychischen Verfassung keineswegs ein bestimmtes Handeln als notwendig herleiten. Diese materialistische Ansicht hat nicht bloß die negative Bedeutung der Ablehnung einer metaphysisch zu begründenden Moral, sondern ist von den Materialisten stets so verstanden worden, daß das Streben der Menschen nach ihrem Glück als eine natürliche, keiner Rechtfertigung bedürftige Tatsache anzuerkennen sei. Inwiefern nur eine naive, ökonomistische Psychologie dieses Streben nach Glück bloß im Sinn einer Befriedigung grobmaterieller Bedürfnisse verstehen kann, ist in dieser Zeitschrift durch die Arbeiten von Erich Fromm eingehend dargelegt worden. Die Struktur der Bedürfnisse in den verschiedenen Gesellschaftsformen, bei den einzelnen sozialen Gruppen wie bei den Individuen, ist veränderlich und nur im Hinblick auf eine bestimmte

---

Teile vermöge der Unterscheidung innerhalb des unmittelbar gegebenen Ganzen des Bewußtseinsverlaufs . . .“; Koffka, Psychologie, in: Die Philosophie in ihren Einzelwissenschaften, Berlin 1925, S. 548: „Die Empfindungen, die der Psychologie solange zugrunde lagen, sind . . nicht Ausgangspunkte, sondern Endpunkte einer Entwicklung, letzte Erzeugnisse des Isolierungsprozesses, der die natürlichen Grenzgegebenheiten aufspaltete, Einzelgebilde, dafür in einer Durchgestaltung, die sie als natürliche Glieder des Ausgangsganzen nicht besitzen. . . . Die Empfindungen sind also gewiß Kunstprodukte . . .“; Wertheimer, Über Gestalttheorie, im Symposion, Bd. I, Heft 1: Man sieht, „daß das, was primitiv ist, was eigentlich zugrunde liegt, was voran liegt, mit unserem Spätderivat, mit unserem Kulturprodukt von Empfindungen, wenig zu tun hat“. Dies sind nur zufällig ausgewählte Stellen aus relativ späten Arbeiten. Vgl. vor allem Koffka „Zur Psychologie der Wahrnehmung“, in: „Geisteswissenschaften“, 1914, sowie die gesamte gestalttheoretische Literatur, wo im Gegensatz zur bloß philosophischen Ablehnung der psychischen Elementenlehre strenge Nachweise für die Unselbständigkeit der Empfindungen in experimentellen Arbeiten verstreut zu finden sind.

Zeit und eine konkrete Situation darzustellen. Die bekannten und unbekannten Kämpfer mit materialistischer Gesinnung, welche seit Jahrtausenden um der verschiedensten Ziele willen, zumeist aber aus Solidarität mit den leidenden Menschen, Freiheit und Leben verloren haben, beweisen, daß die Sorge um das eigene leibliche Wohl mit dieser Denkrichtung nicht enger verknüpft ist als mit jeder anderen. Durch die Ablehnung der Illusionen einer idealistischen Metaphysik waren sie jeder Aussicht auf einen individuellen Lohn in der Ewigkeit, also eines wichtigen egoistischen Antriebs, der sonst in Wirksamkeit ist, beraubt. Die immer wiederholten Versuche, aus ihrer reinen Hingabe an die Interessen der Menschheit einen Widerspruch zu der von ihnen bekundeten materialistischen Überzeugung zu konstruieren, entbehren jedes philosophischen Rechts. Wegen der zu solchen Mißverständnissen führenden einfachen Psychologie, welche den meisten um eine absolute Moral besorgten Lehren zugrunde liegt, sagt heute der Materialismus richtiger, daß alle Menschen nach Glück, nicht daß sie nach Lust streben. Auch haben sie ja weniger ihre Lust, als das, was ihnen Lust macht, im Auge; jeder ist auch bei den einfachen Dingen, wie Hegel es von den sogenannten geistigen sagt, gewohnt, „sich um die Sache, nicht zum Vergnügen, d. h. mit der beständigen Reflexion der Beziehung auf sich als einzelnen, sondern als Sache . . .“[1]) zu bekümmern. Der Materialismus lehnt es jedoch ab, deswegen einen Unterschied zwischen Glück und Lust zu machen, weil die Befriedigung der Lust, im Gegensatz zu „höheren“ Motiven, der Begründung, Entschuldigung oder Rechtfertigung bedürfte. Diese Rechtfertigung kann in einer bestimmten Gesellschaft für bestimmte Handlungen durchaus zweckmäßig sein, aber dann nur im Hinblick auf eine selbst gesetzte oder sonst vorhandene Autorität, nicht auf Grund einer unbedingten Ordnung. Daß die Menschen durch „elementare Lust- und Unlustreaktionen“ bestimmt sind, ist vielleicht keine sehr treffende psychologische Beschreibung, aber doch ein guter Hinweis auf jenen Tatbestand, über den sich der Materialismus im Gegensatz zur idealistischen Geisteshaltung nicht empört. Obgleich auch einzelne sonst idealistische Philosophen, z. B. Hegel, hier mit dem Materialismus ganz übereinstimmen, wirkt dieser Punkt in Verbindung mit dem Mangel einer Sinndeutung der Welt wohl als ein Motiv dafür, daß untereinander ganz entgegengesetzte Richtungen den Materialismus immer wieder

---

[1]) Hegel, Vorlesungen üb. d. Geschichte d. Philosophie, II. Bd., Jubiläumsausgabe, Bd. 18, S. 465.

auf die offenkundig unhaltbare methaphysische These von der ausschließlichen Wirklichkeit der Materie bringen, um ihn dann mit leichter Mühe zu widerlegen.

Der Materialismus der Gegenwart ist nicht vornehmlich durch die formalen Züge, welche gegenüber der idealistischen Metaphysik hervorzuheben sind, gekennzeichnet, sondern durch seinen Inhalt: die ökonomische Theorie der Gesellschaft. Erst auf Grund der Abstraktion jener Formen aus diesem Inhalt treten sie an den vergangenen Ansichten als heute wichtige Kennzeichen hervor. Die verschiedenen materialistischen Lehren sind daher keine Beispiele einer feststehenden Idee. Die ökonomische Theorie der Gesellschaft und der Geschichte ist nicht aus rein theoretischen Motiven, sondern aus dem Bedürfnis entstanden, die gegenwärtige Gesellschaft zu begreifen; denn diese Gesellschaft ist dazu gelangt, eine immer größere Anzahl Menschen von dem auf Grund des allgemeinen Reichtums an wirtschaftlichen Kräften möglichen Glück abzusperren. Im Zusammenhang damit bildet sich auch die Vorstellung einer besseren Wirklichkeit, welche aus der heute herrschenden hervorgeht, und dieser Übergang wird zum Thema der gegenwärtigen Theorie und Praxis. An Idealen fehlt es dem Materialismus daher nicht. Sie bestimmen sich im Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Allgemeinheit und werden gemessen an dem, was mit den vorhandenen menschlichen Kräften in sichtbarer Zukunft möglich ist. Aber der Materialismus verzichtet darauf, diese Ideale der Geschichte, und damit auch der Gegenwart, als von den Menschen unabhängige Ideen zugrunde zu legen. Dieses Bestreben des Idealismus tut der Geschichte mehr Ehre an als der Idee. Die Ideale können zu bewegenden Kräften werden, soweit nämlich die Menschen darangehen, sie aus bloßen, wenn auch begründeten Vorstellungen zur Wirklichkeit zu machen. Aber die Geschichte selbst hat darum bis jetzt nicht aufgehört, ein Inbegriff von Kämpfen zu sein. Selbst im Hinblick darauf, daß es gelingen mag, die Ideale zu verwirklichen, verzichtet der Materialismus darauf, „das, was geschehen ist und geschieht, dies Einmalige, Zufällige und Momentane . . . auf einen wert- und sinnvollen Zusammenhang“[1]) zurückzubeziehen, wie es die Geistesgeschichte tut. Er wird daher von dieser, wie von der Metaphysik überhaupt, kaum verstanden werden können.

---

[1]) Dilthey, Ges. Schriften, Bd. VII. S. 3.

# Conrad Ferdinand Meyers heroische Geschichtsauffassung.

Von

Leo Löwenthal (Frankfurt a. M.).

Vor einiger Zeit ist an dieser Stelle versucht worden, die Prinzipien einer erklärenden Literaturwissenschaft darzulegen. Die dieser Auseinandersetzung seinerzeit hinzugefügten Beispiele konnten nicht mehr als Hinweise auf diese Forschungsrichtung darstellen. Im folgenden soll nun einer jener Hinweise näher ausgeführt werden. Daß dabei die Wahl auf Conrad Ferdinand Meyer gefallen ist, darf nicht als willkürlich verstanden werden. Das Besondere der Aufgabe liegt nämlich darin zu zeigen, daß auch Kunstwerke, die inhaltlich und formal auf den ersten Blick außerhalb gesellschaftlicher Beziehungen zu stehen scheinen, durch literatursoziologische Analysen im Sinne meines erwähnten Aufsatzes eine zulänglichere historische Erklärung als bisher erfahren. Es gilt zunächst, Meyers Werk, bei dem wir uns fast ausschließlich auf die Erzählungen beschränken, auf seinen gesellschaftlichen Gehalt hin zu untersuchen[1]). Eine Probe aufs Exempel wird dann sein, ob die in immanenter soziologischer Untersuchung entdeckten soziologischen Bedeutungen und Funktionen vom Dichter gewollt oder gebilligt wurden und als Wirkungen bei den Leserschichten wieder aufgefunden werden können.

Das Studium der Gesellschaftsauffassung Meyers ist zugleich schwierig und einfach: einfach, weil alle seine Erzählungen ausschließlich historischer Natur sind, schwierig, weil der Stoff dieser Erzählungen ebenso ausschließlich der länger zurückliegenden Vergangenheit, niemals der Gegenwart entnommen ist. Vergegenwärtigt man sich zunächst einmal die Titel seiner Erzählungen, so fällt auf, daß sie sämtlich in gewisser Weise außerhalb jeder Anonymität stehen. Entweder weisen sie Namen historischer Persönlichkeiten auf, wie Gustav Adolf oder Pescara oder auch Jürg Jenatsch, oder

---

[1]) Auf die Funktion der Rahmenerzählung und das Stilmittel des Bildes wird hier deshalb nicht mehr eingegangen, weil sie gerade in der früheren Arbeit besonders berücksichtigt sind. Vgl. Jg. I dieser Zeitschrift, Seite 97f.

sie akzentuieren bestimmte Typen von Individuen, „Der Heilige", „Die Richterin", oder sie weisen auf seltene Situationen hin: jemand schießt von der Kanzel, ein Mönch hält Hochzeit. Immer sind es außerordentliche Menschen oder außerordentliche Angelegenheiten, die wir zu erwarten haben. Die Erzählungen stehen unter dem stofflichen Gesichtspunkt der Auswahl und des Auserwählten. Ihr äußerliches Merkmal ist das des Individuellen.

Alle Erzählungen Meyers sind Novellen, auch der „Jürg Jenatsch", den man häufig als Roman bezeichnet. Der Roman umfaßt die Breite eines zusammenhängenden Abschnitts, ergreift die Fülle der Erscheinungen im menschlichen Leben und seiner Institutionen, „registriert" die Welt, wie es Zola formuliert hat. Die Novellistik Meyers hat aber, schon die Titel verraten es, das Merkmal der Auswahl, der Besonderheit, der Ordnung in ganz bestimmter Weise. Nicht daß das Ausleseprinzip als solches bereits genügte, um daraus soziologische Schlüsse zu ziehen — die Entstehungsgeschichte der Novelle in der Renaissance ist mit dem Auswählen und Sondern bestimmter Situationen aufs engste verknüpft. Während aber damals schon einmal geformte Stoffe im Sinne einer literarischen Tradition wiedererzählt werden, während schließlich auch in der deutschen Novellistik des 19. Jahrhunderts, etwa bei Kleist, ungewöhnliche Ereignisse gestaltet werden, ist das für Meyer Bezeichnende, daß es bestimmte Zeiten, bestimmte Personen, bestimmte Situationen, bestimmte Typen sind, auf die sich seine Novellen beschränken. In seinen Novellen ist das Individuum weder wie bei Goethe aufgehoben im Schoße einer prinzipiell harmonisch geordneten Welt, noch wird es zur Erfüllung ihm vorgeschriebener Funktionen in das Reich der Erscheinungen hinausgetrieben, sondern in der Stilisierung von Raum, Zeit und Menschenmaterial drückt sich ein bestimmter Zwangscharakter aus, den ein außerordentlicher Mensch der Welt aufzuprägen wünscht.

Wir fassen jetzt, um den soziologischen Sinn der Auswahl immer deutlicher zu begreifen, die Stoffe selbst näher ins Auge. Ein besonders klares und schönes Beispiel bietet die Erzählung „Das Amulett". Dreifach, in Geschichte, Landschaft und Menschen sondert der Dichter so lange, bis in aller Sorgfalt das Objekt heraustritt, auf das es allein ankommt. Zunächst wird sorgfältig der Zeitpunkt gewählt: aus den bewegten Kämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts verengert sich der Blick auf den besonders abenteuerlichen Schauplatz der Hugenottenkämpfe. Hierbei wieder wird eine Episode be-

vorzugt, die wesentlich von einer bestimmten großen Persönlichkeit aus verständlich zu sein scheint. Bei der Auseinandersetzung der feindlich sich gegenüberstehenden Gruppen, die sich vor allem in den Formen des erregten Disputs oder des blutigen Kampfes Mann gegen Mann abspielt, erhält keine der Parteien vom Dichter Recht. Das bedeutet in dem hier in Frage stehenden Gedankenzug, daß die Inhalte dieser großen geschichtlichen Kämpfe völlig belanglos sind, daß es auf sie überhaupt nicht ankommt, es sei denn als eine bunte und phantastische Folie für den Admiral Coligny. Zur Selektion des Zeitmoments tritt die des Raumes. Man möchte von einer Einschrumpfung räumlicher Ausdehnung sprechen. Reisen in dieser Erzählung die Menschen, so ist man versucht, an den legeren Tonfall zu denken, in dem ein Großkaufmann von seinen Geschäftsreisen erzählt. Zu Beginn des dritten Kapitels reist der Erzähler durch Burgund, dann der Seine entlang bis zu einem kleinen Ort vor Paris. Diese sicher Tage und Wochen erfordernde Reise wird in drei Zeilen abgemacht (III, 19)[1]), und der eine dafür verwendete Satz hätte auch noch Atem genug bis zur Ankunft in Paris gehabt, wäre nicht in Melun dem Erzähler ein Abenteuer zugestoßen, das auf den eigentlichen Helden bereits hinweist. Für die Beschreibung der Stadt Paris durch einen aus engen ländlichen Verhältnissen stammenden Schweizer hat der Dichter nur die einzige Zeile zur Verfügung: „Die erste Woche verging mir in der Betrachtung der mächtigen Stadt.“ Erst in dem Augenblick gewinnt Paris äußere Konturen, wo die Wohnung des Admirals und damit dieser selbst in den Kreis der Erzählung eintritt. Sichtbar wird diese Tendenz zur Verkürzung der Landschaft auch bei der Beschreibung einer Reise, die der Erzähler in Colignys Auftrag unternimmt: „Coligny sandte mich mit einem Auftrage nach Orleans, wo deutsche Reiterei lag. Als ich von dort zurückkehrte und meine Wohnung betrat, kam mir Gilbert (ein Parteigänger des Admirals) mit entstellter Miene entgegen“ (III, 53). Hier wird deutlich, worauf die Einschrumpfung abzielt. Die Reise, zu deren Beschreibung eine halbe Zeile ausreicht, beginnt bei Coligny und endet wieder sinngemäß bei ihm. Zeit und Ort werden nicht im Sinne einer romantischen Mythologie heroisiert, sondern zu Prachtgewändern des Heros umstilisiert. Denn auf ihn allein kommt es ja an. Das zeigt ja auch zum dritten die Auswahl im individuellen Material. Coligny beherrscht alles. Er ist Führer und

---

[1]) Zitiert wird nach der Ausgabe: Sämtliche Werke in vier Bänden. Mit einer Einführung von Robert Faesi, Berlin o. J.

Held, immer groß und stark, zugleich begabt mit einer überlegenen Undurchsichtigkeit; sie selbst wird noch zu analysieren sein. Der Chronist selbst, der im Ich-Ton die Geschichte erzählt, tritt völlig in den Hintergrund.

In ähnlicher Weise lassen sich überall solche Verdichtungen und Selektionen nachweisen. Man denke etwa an die abrupt dramatische, jedes Detail mit bewußter Absicht vermeidende Schilderung des scheinbar endgültigen Bruchs von Heinrich mit Becket: „Endlich entschloß sich Herr Heinrich, forderte den Primas vor ein Gericht seiner Barone, ließ ihn als Reichsverräter verurteilen und vertrieb ihn auf ewig aus seinen Landen. Am selben Tage aber, da Herr Thomas wie ein Verbrecher über Meer entfliehen mußte, wich Frau Ellenor von ihrem Gemahl und verließ Schloß Windsor mit einem weit vernehmbaren Wehgeschrei“ (IV, 102). Dieselbe heroische Stilisierung weist die ganze Komposition des „Jürg Jenatsch“ auf. Er behandelt eine Episode aus dem Dreißigjährigen Kriege, aber sie wird so gestaltet, daß das Milieu eines Weltkriegs daraus entsteht. In der Landschaft der Schweiz, in der Gestalt des Jürg Jenatsch konzentrieren sich alle Mächte, Interessen und Leidenschaften der bewegten Epoche. Das Reich, Italien, Frankreich, Spanien, die Schweiz selber tragen ihre Konflikte aus, große Feldherren und Politiker, Ruhmsucht, Liebe, Ehrgeiz, „Glut und Kälte“ sind spürbar in jedem Satz. Auch die Dynamik der Erzählung ist ähnlich wie im „Amulett“: Aufbau in einzelnen abgeschlossenen Bildern mit dem Merkmal der Großartigkeit oder gelegentlich als Folie des krassen Kontrasts zu ihr.

Das beigebrachte Material dürfte ausreichen: die Auswahl steht im Dienst einer heroischen Geschichtsauffassung. Die Geschichte wird zum Schauplatz der Heroen, zur Gelegenheit des großen Spiels großer Individuen. Im „Amulett“ treibt ein französischer Offizier eine Politik, bei der er die höchsten Personen des Hofs gegeneinander ausspielt ohne irgendeinen einzuweihen. Ein politisches Spiel treibt auch Pescara. Und selbst eine stofflich so harmlose Erzählung wie „Der Schuß von der Kanzel“, in der der alte General nicht Gelegenheit zur verwegenen Tat, sondern nur zum gelungenen Streich hat, läßt am Ende so viel Licht auf den sterbenden Helden fallen, daß er, der in besten Jahren ein Held des Lebens war, auch der Held dieser Erzählung bleibt. Auf den „weltbewegenden“ (Pescara IV, 159) Menschen kommt es an. Dem Pescara entschlüpft einmal das Wort: „Menschen und Dinge mit unsichtbaren Händen zu lenken

sei das Feinste des Lebens, und wer das einmal kenne, möge von nichts anderem mehr kosten" (184). Für die Geschichte der Heroen gilt nicht die Zeitrechnung nach Jahrhunderten oder nach Stilepochen, sondern die nach Genies. Die Geschichte wird zum Saal, in dem der große Mensch wandelt. „Vorsaal" heißt eine seiner Gedichtgruppen, „Gott", „Frech und fromm", „Genie", „Männer" — alle diese Titel von Gedichtsammlungen verraten, worauf es ankommt: nie auf das Allgemeine kommt es an, nie auf die Gruppen, nur der Held ist das unendlich variierte Thema der Geschichte. Nicht also ist es die Aufgabe des Menschen, den Meyers Erzählungen feiern, das zu tun, was an der Zeit ist, die Zeit vielmehr konstituiert sich erst durch die großen Taten. Morone ruft Pescara zur Tat auf: „Mein Pescara, welche Sternstellung über dir und für dich! Die Sache reif und reif du selbst! Eine entscheidende Zeit, ein verzweifeltes Ringen, Götter und Titanen, Freiheit aufbäumend gegen Zwangsherrschaft . . . Und deine Tat, die für dich bereit liegt und zu welcher du geboren wurdest! Zuckt dir die formende Hand nicht danach?" (205). Pescara aber handelt nicht, und damit „erstarrt die Welt zur Lava".

Man könnte versucht sein, Friedrich Hebbel mit Meyer zu konfrontieren. Gemeinsam ist ihnen nicht nur die Liebe zu historischen Stoffen, sondern sehr weitgehend auch der innergeschichtliche Aspekt, unter dem sie diese Stoffe auswählen. Hebbels Dramen pflegen in jenen Momenten der Weltgeschichte zu spielen, in denen eine Zeit durch eine andere abgelöst wird: die Umschläge von Germanentum zu Christentum, von kleinasiatischer Barbarei zur griechischen Kultur, von feudaler Gesellschaftsordnung zum bürgerlichen Liberalismus sind einige seiner charakteristischen Themen. Auch Meyer liebt solche Umschlagstellen: germanische Stämme und karolingisches Weltreich, Renaissance und Reformation, ständische Ordnung und Absolutismus sind geschichtliche Hintergründe einiger seiner Erzählungen. Hebbel will zeigen, daß das Individuum nur eine dienende Funktion im Ganzen des Geschichtsprozesses hat, der Tritt der Weltgeschichte schreitet rücksichtslos über die Individuen hinweg, gerade die großen Konfliktsituationen in der Geschichte zeigen, daß auch ein großer Mensch zwischen den Mühlsteinen des Geschehens zermalmt wird. Für Meyer aber sind die historischen Nahtstellen gerade darum da, um den großen Menschen ihre größten Chancen zu geben, um sie zeigen zu lassen, was sie eigentlich sind und vermögen, ja es sprechen die Erzählungen Meyers geradezu die Auffassung aus, daß es eben die „Männer" sind, aus denen die Dialektik der Geschichte

entsteht. Die Verwandlung der historischen Perioden zu Funktionen der Heroen trifft sogar die geschichtlichen Zahlen. Eine historische Ziffer befindet sich etwa in der ersten Zeile des „Amuletts", aber dort nur in der Bedeutung einer autobiographischen Notiz. Die eigentliche chronologische Redeweise pflegt bei Meyer in der Form aufzutreten: „In jenen Tagen begab es sich ..." (Der Heilige, IV, 75). Sehr bezeichnend ist auch der Ausruf des verärgerten Armbruster in der gleichen Erzählung: „Bleibt mir vom Leibe mit nichtigen Zahlen!" (106). Freilich: wenn von den jeweiligen Aktionen der Individuen das Schicksal der Welt abhängt, dann ist die einzelne Anordnung der Fakten für ihr Verständnis vollkommen belanglos.

Diese Souveränität gegenüber der Mannigfaltigkeit der Menschen wie der Situationen und Gegenstände macht den wirklichen Verlauf der Geschichte selbst für den Dichter zu einer vollkommen gleichgültigen Angelegenheit. Er ergreift sie darum auch nicht in historischen Quellenstudien, sondern geformt, wie sie vor allem bei Gregorovius und Burkhardt vorliegt[1]). Hier findet er eine geistesverwandte Behandlung der Vergangenheit, die nicht als solche, sondern als Hintergrund heldischer Geschichte belangvoll wird. Die soziale Stellung der Geschichtswissenschaft hat sich vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zu Meyers Zeit verschiedentlich gewandelt. In der Aufklärung — man denke an Heeren — dient die Geschichtsforschung dem bürgerlichen Fortschritt; Staatengeschichte wird getrieben, um die Entbehrlichkeit des Absolutismus und die Hohlheit seiner Herrschaftsordnung aufzudecken. Während der großen Zeit der bürgerlichen Niederlage in der Romantik steht die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte im Dienste einer verklärenden Beschreibung der Vergangenheit, mit der man sich über die trostlose Gegenwart hinweghilft; Ranke will — wenigstens in seinen Anfängen — gar nichts aus der Geschichte lernen, was für die Gegenwart wesentlich wäre, er begnügt sich mit der bloßen Anschauung dessen, „wie es gewesen ist". Bezogen auf das Proletariat will dann der historische Materialismus in der Geschichte Gesetze entdecken und mit ihrer Kenntnis die Gegenwart verstehen und verändern. — Die Geschichtsbeschreibung der Renaissance in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht im Zusammenhang des Ausbaus der großbürgerlichen Ideologie, die in der Geschichte der

---

[1]) Vgl. den Brief an Spitteler (1884 ?): „Stoffe habe ich nie gesucht noch je sogenannte ‚Vorstudien' gemacht" (Briefe C. F. Meyers, hrsg. von Adolf Frey, Leipzig 1908, I, S. 427).

einzelnen großen Männer, in der Entdeckung der Vollmenschen in lebendigen Zeiten artverwandte Typen für den starken Herrenmenschen der Gegenwart findet. Für diese Auffassung hat sich die Renaissance als dankbares Anschauungsmaterial dargeboten. In sinngemäßem Zusammenhang mit dem bürgerlichen Führerideal erscheint diese Epoche als prägnanter Beweis für eine heroische Geschichtsauffassung. Wenn vom Standpunkt des revolutionären Bürgertums oder des Proletariats das 15. und beginnende 16. Jahrhundert vorzugsweise als die Zeiten sich entfalten, in denen das aufs Diesseits und seine gesellschaftliche Bewältigung gerichtete Streben erstmals im europäischen Kulturkreis siegreich ansetzt, wenn so die Renaissance als die erste Etappe der großen bürgerlichen Aufklärung der modernen Geschichte sich entfaltet, so wie sie in der Tat ja das 18. Jahrhundert und die linke Hegelsche Schule gesehen haben, so dürfen in dem Sinne die Werke der Gregorovius und Burckhardt romantisch genannt werden, als ihr Geschichtsbild hinter den „kruden und vergänglichen Fakten" die unvergängliche, in gutem und schlechtem Sinne ausschlaggebende und beispielhafte Rolle der großen Männer als die höhere Wirklichkeit heraustreten läßt. Hierzu ist freilich die einschränkende Bemerkung zu machen, daß die Historiker der Renaissance, vor allen Dingen Burckhardt, sehr wohl auch andere und zwar materialistische Elemente aufzuweisen haben, aber die Art und Weise, in der sie gewirkt haben, ja in der sie auch heute noch wirken, ist durchaus in Richtung der Faszination vor dem großen Mann. Und so haben sie auch auf Meyer gewirkt.

Eine der merkwürdigsten Konsequenzen der heroischen Geschichtsauffassung Meyers ist ihre Anwendung auf das Verhältnis von Geschichte und Natur. Um es möglichst prägnant zu verdeutlichen, diene folgender Exkurs. Das Verhältnis von Natur und Geschichte ist für jede geschichtsphilosophische Überlegung aktuell gewesen, bald unter dem Titel des Naturalen, bald unter dem des Mythischen oder des Archaischen. Für das triumphierende Bewußtsein des bürgerlichen Erwerbslebens in der Aufklärung erscheint die Natur unbedenklich als ein gegenständliches Material, das in einseitiger Dienstbarkeit und mit unveränderlichem Darbietungscharakter der Benutzung durch die menschliche Gesellschaft offensteht, ja die Bedeutung des Aufstiegs des dritten Standes ist gerade darin gelegen, daß er ein unvermitteltes und ungekünsteltes Hintreten des Menschen vor die Natur ermöglicht, um mit ihrer Ausnutzung den gesellschaftlichen Lebensprozeß höher zu schrauben.

Hinter dem Begriff der Natur, soweit er in der französischen Aufklärung als die Bezeichnung von etwas Gutem und gesetzmäßig Geordnetem auftritt, steht auch die Funktion des ökonomisch nutzbaren Guts. Wenn bei Rousseau die Natur zugleich, sei es als eine reale, sei es als eine fiktive historische Größe auftritt, wenn der Naturzustand eine faktische oder denkbare historische Gesellschaftsordnung darstellt, so ist es ganz abwegig, darin ein mythologisches Denkmotiv zu finden, etwa so, als ob für Rousseau das Leben in der Natur ontologische Gehalte sichtbar machte, die in einer technisch und organisatorisch strukturierten Gesellschaft unterdrückt wären, sondern der Naturzustand ist diejenige Lebensform, in der die Natur in ihrer wesentlich spendenden, für den Menschen nutzbaren, seinen Zwecken unterworfenen wirtschaftlichen Bedeutung auftritt.[7] Nur in einem physikalisch-chemischen Sinne „erlöst“ im aufsteigenden Bürgertum der Mensch die Natur.

Als Depressionsepoche dieser Klasse erscheint im geistigen Leben die Romantik. In ihr ist das polare Gegenübertreten von Natur und Mensch beseitigt; ja es ließe sich sogar in gewisser Weise sagen, daß die in der Aufklärung obwaltende Beziehung in ihr Gegenteil verkehrt worden sei. Tritt dort die Natur in den Dienst des geschichtlichen Fortschritts, so tritt hier der Mensch aus der Geschichte in den Dienst der Natur, indem einerseits das mythische Reich von Vorwelt, Sage und himmlischem Zeitalter, andererseits das bloß Vegetative in der Kinderwelt und im Bild einer Erdkugel nach den Prinzipien der physikalischen Atlanten als die wahre menschliche Heimat gesichtet wird, indem die Hingabe des Menschen an solche Naturhaftigkeiten als das wahre Organon seiner Menschwerdung erscheint. Die Absage der spätfeudalen und absolutistischen Gesellschaft an das Bürgertum im Zeitalter des Wiener Kongresses erscheint in der ideologischen Verzauberung als die Absage des Bürgertums an eine Gegenwart, in der solche feindlichen Mächte sich als real setzen. Es darf sogar die Vermutung gewagt werden, daß in der historischen Schule, in der germanistischen Philologie, in Rankes und der ihm verwandten Geschichtsschreibung die Geschichte als ein schlechthin Seiendes und Unwandelbares auftritt, also in einer kategorialen Verarbeitung, welche die historische Realität in das Naturale als ein weiteres Element von ihm einzureihen gestattet. Denn mit der Aufklärung hat selbst der Organizismus der Romantik eine statische Auffassung der Natur gemein. Weder der Begriff der Gesetze dort, noch die organizistische Auffassung hier dürfen darüber hinweg-

täuschen, daß für diese beiden Stadien bürgerlichen Denkens die Natur als schlechthin fertig und präformiert erscheint. Für das 18. Jahrhundert freilich hat das die ideologische Bedeutung, die Lebensdauer der Gesellschaft zu garantieren, für die Romantiker und ihr Publikum ist es die gefühlsmäßige Garantie, im Wandel einer hassenswerten Scheinwelt einen Halt an der schönen „Wirklichkeit" zu haben.

Die Geschichtsphilosophie des Proletariats hat eine radikal andere Position eingenommen. Dieses Neue läßt sich mit dem Marxschen Begriff des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur ausdrücken[1]). Mit der Aufklärung hat der Marxismus gemein, daß die Natur wesentlich gesehen wird unter dem Gesichtspunkt der „Aneignung . . . für menschliche Bedürfnisse"[2]). Die Analyse der Beziehungen zwischen Mensch und Natur blieb aber bei der Aufklärung in der Sphäre bloßer Abstraktion. Was bei ihrer Konkretisierung herausgekommen wäre, läßt sich von Marx aus rückwärts erschließen. Man wäre dann auf den Begriff der menschlichen Arbeit gestoßen als des Mittels der Aneignung, auf die Notwendigkeit der Arbeitsteilung und auf die mit ihr entstehende Klassengesellschaft. Damit wären die Gegensätze der bürgerlichen Gesellschaft zu einem Zeitpunkt ans Licht getreten, in dem das Bürgertum sich selber absolut setzte und den Klassenbegriff, so weit es ihn konzipierte, lediglich als ein Moment der Vergangenheit ansah. Im Verfolg dieser ideologischen Funktion enthält sich die Aufklärung auch im allgemeinen, das Sachmoment zu explizieren, das dem Begriff Stoffwechsel eigentlich zugrundeliegt. Sieht nämlich Marx, daß das natural Gegebene keineswegs sich in seinem bloßen Sosein als Diener des Menschen anbietet, vielmehr „Rohmaterial . . . der Arbeitsgegenstand nur" ist, „sobald er bereits durch Arbeit vermittelte Veränderung erfahren hat" (141), so scheint es in der Aufklärung im allgemeinen so zu sein, daß die Natur sich wesentlich im Beispiel der leichtergreifbaren Baumfrucht erfassen läßt.

Bei Meyer steht Natur und Mythos nicht vor, sondern in oder besser nach der Geschichte. Man kann etwa folgendermaßen Meyers Haltung explizieren: dahin ist das Ringen großer Recken, als welche Individuen oder auch ganze Völker aufgetreten sein mögen. Dahin ist der Heros, der dem Leben der Menschen in der Zeit diejenige Weihe zu geben vermag, die von ihm als einer Wirklichkeit zu sprechen

---

[1]) Kapital (Meißner) I, 140.
[2]) a. a. O. S. 146.

berechtigt. Nun flüchtet sich der Heroismus als das Geheimnis der Geschichte in die Natur oder besser, er nimmt eine andere morphologische Gestalt in der Natur ein. Die Geschichte ist nicht eine Fortsetzung der Natur, sondern die Natur die Fortsetzung der Geschichte mit anderen Mitteln, Baum und Felsen die legitimen Nachkommen von Alarich, Sarazenen, Hohenstaufen und Cesare Borgia. Auch sie deutet auf das Große, Einmalige, Siegreiche, Führende der Einzelheit im Leben schlechthin. Das wird besonders deutlich im „Jürg Jenatsch". Die unerfreuliche Unterhaltung mit Waser findet ihre Fortsetzung in der Mehrung der Wolken und der Verdüsterung des Himmels (I, 15); die gemeinsame Reise Jürgs und der Lukrezia wird von einem Himmel „tiefer Klarheit und südlicher Bläue" begleitet (I, 110). Gegen Ende, als das Schicksal des Helden besiegelt ist, braust der Föhn (229). Kurz vor der Katastrophe „zerriß ein falber Blitz die niederhängenden Wolken" (242). Die Natur setzt gleichsam die Heldengeschichte fort[1]).

Es hat an Versuchen nicht gefehlt, aus Meyer einen religiösen Dichter zu machen[2]). Aber weder seine Pascal-Studien, noch sein positives Verhältnis zum Protestantismus können darüber hinwegtäuschen, daß das eigentümliche Zeichen seiner Helden nicht das der Religiosität oder Moralität, sondern im Gegenteil das einer bis ins Dämonische gesteigerten Amoralität ist. Wir werden noch sehen, daß wir eigentlich im Sinne Meyers nicht einmal so formulieren dürften, denn was im Grunde die Seelen seiner Helden bewegt, ist unerratbar. Der kritischen Analyse allerdings wird folgendes deutlich. Das Reich der Normen und Konventionen, ethische Konstruktionen und praktische Forderungen der Moral verblassen gegenüber dem Lebensdiktat der großen Gestalt. Alle Helden bei Meyer stehen im Zeichen der Versuchung. Das heißt, sie alle geraten in ihrem Leben in einen Konflikt zwischen dem Üblichen und allgemein Angängigen einerseits und den großen sie beherrschenden Triebwünschen. Immer dann ist die Versuchung bestanden, wenn der Held seinem eigenen Dämon folgt, und an Stelle von Recht oder Unrecht als der Bezeichnung erfüllter oder unerfüllter Normen tritt als Kriterium des Genies sein Sieg, als Kennzeichen seiner Unzulänglichkeit seine Einordnung

---

[1]) Ähnlich spricht es das Gedicht „Die Schlacht der Bäume" aus. Die Natur ist die letzte Bewährungsstation des Heldischen, wenn die historische Mannigfaltigkeit sich versagt.

[2]) Vgl. z. B. Walter Köhler, C. F. Meyer als religiöser Charakter. Jena 1911; ferner Otto Frommel, Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung, Berlin 1902, S. 143 ff.

in die Konvention, als sein Wesen bestätigender Trost, den der Historiker zu verleihen vermag, sein Untergang im Kampf mit den Mächten der Tradition. Die Qualität des Individuums als einer mehr oder minder mächtigen Formung von Leben überhaupt spricht das Urteil über Gut und Böse. „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch", dieses Motto zum „Hutten" drückt für alle Helden Meyers die Sphäre ihrer Amoralität aus. Im „Amulett" diktiert Coligny, der französische Admiral, folgenden Brief an den Prinzen von Oranien:

„Den Krieg mit Spanien um jeden Preis und ohne jeden Aufschub herbeizuführen, dies, schrieb der Admiral, ist unsere Rettung. Alba ist verloren, wenn er von uns und von Euch zugleich angegriffen wird. Mein Herr und König will den Krieg; aber die Guisen arbeiten mit aller Anstrengung dagegen; die katholische Meinung, von ihnen aufgestachelt, hält die französische Kriegslust im Schach, und die Königin Mutter, welche den Herzog von Anjou dem König auf unnatürliche Weise vorzieht, will nicht, daß dieser ihren Liebling verdunkele, indem er sich im Feld auszeichnet, wonach mein Herr und König Verlangen trägt und was ich ihm als treuer Untertan gönne und, soviel an mir liegt, verschaffen möchte.

Mein Plan ist folgender: Eine hugenottische Freischar ist in diesen Tagen in Flandern eingefallen. Kann sie sich gegen Alba halten — und dies hängt zum großen Teil davon ab, daß Ihr gleichzeitig den spanischen Feldherrn von Holland her angreift — so wird dieser Erfolg den König bewegen, alle Hindernisse zu überwinden und entschlossen vorwärts zu gehen. Ihr kennt den Zauber eines ersten Gelingens" (39f).

Diese Stelle vermittelt einen Einblick in die Welt Meyerscher Helden: ausgedehnte Unternehmungen werden geplant, es geht um gewagte Kombinationen, immer geht es um ein großes Spiel, immer muß ein großer Wurf getan werden. Ganz ähnliche Züge weist der „Jürg Jenatsch" auf. Wieder findet sich der Held in der Situation der Versuchung. Jürg Jenatsch macht große Geschichte, aber er macht sie objektiv durch Verrat. Das konventionell Böse wird durchaus als das Gute gerechtfertigt, denn es ist groß, siegreich und mächtig. Gegenüber der Unbedenklichkeit des Jenatsch unterliegt die Moralität des Kardinals Rohan, dessen Vertrauensseligkeit keine Tugend, sondern eine Schwäche ist, welche die Niederlage verdient. Diese selbst freilich hebt Rohan in eine Sphäre der heldischen Internationalität, denn in einen Konflikt der Pflichten getrieben, steht ihm ein makelloser Name höher als das Vaterland:

„Der Herzog bewegte die Hand nach dem Herzen. Er wußte es, aber es wurde ihm heute zum ersten Male gesagt — daß er sein Vaterland verloren habe. ‚Ist es für mich unmöglich, zugleich ein Franzose und ein Ehrenmann zu bleiben', sagte er leise, ‚so wähle ich das letztere, sollte ich auch darüber heimatlos werden'" (I, 206).

„Die Versuchung des Pescara" spricht ja schon im Titel die charakteristische Situation aller Meyerschen Helden aus. Selbst die tugendhafte Angela Borgia liebt die Tugendhaften nicht (I, 316). Alle konventionellen Moralbegriffe sind inadäquat, wenn es sich um die Beziehungen der die Geschichte bestimmenden Männer zur Realität handelt: „Mit Gewalt, Bestechung, Wortbruch . . . und mit schlimmen (Mitteln) . . . werden die Reiche der Welt verwaltet" (IV, 87)[1]).

Dürfte es schon schwer sein, einen Tugendkatalog Meyerscher Figuren aufzustellen, so kann gewiß in ihm nicht der Patriotismus vorkommen. Er selbst hat von der zweiten Auflage seines „Hutten" an den mit ihm befreundeten Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Julius Rodenberg, geschrieben, er habe nun „Schnörkel und Chauvinismus" in ihm beseitigt[2]). Man hat davon gesprochen, Meyer habe die Vaterlandsliebe zum Schlüssel des Wesens von Jenatsch gemacht[3]). Zweifelsohne ist der Schlüssel dieses Wesens der Macht- und Bewältigungstrieb einer Persönlichkeit, die jedes große Spiel unternimmt, das sich ihr darbietet. Das Schicksal der Schweiz ist eine solche Gelegenheit, aber völlig gleichberechtigt steht daneben Lukrezia. Gerade das gibt ja der Erzählung ihren eigentümlichen individualistischen, sachfremden Reiz, daß Vaterland und Geliebte völlig gleichberechtigte Anlässe des Jenatschschen Handelns sind; ja, es ist schwer zu entscheiden, ob der Glaubensübertritt und der Verrat an Rohan wirklich nur um das Landes und nicht auch um der Erringung der Geliebten willen geschehen. Lukrezia selbst ist in viel intimerer Weise der Gegenspieler Jenatschs als der Kardinal Rohan. Denn schlägt in ihm nur zuletzt der Funke der erlesenen Persönlichkeit, so ist Lukrezia wie der geliebte und gehaßte Jürg ein Wesen dämonischer Gewalten. Scheint in Mörikes „Maler Nolten" der Tod verknüpft mit den Niederlagen des Bürgertums seiner Generation, erscheint also bei ihm die Vergänglichkeit als der Schlüssel des Lebens, so wird in dieser Erzählung Meyers der Tod zu einem besonders hoch gesteigerten Augenblick aus der Fülle des Lebens. Lukrezia tötet Jürg Jenatsch; wir dürfen vermuten, daß diese Tat auch der Beginn ihrer physischen Vernichtung ist. Aber dieser sinn-

---

[1]) Vgl. dazu Briefe (Frey) II, S. 6. Meyers Äußerungen über süddeutsche politische Verhältnisse, die er mit der Bemerkung abschließt: „Sie sehen, das ist sehr egoistisch: aber ist es nicht alle Politik?" (an Haessel, 5. August 1866).

[2]) Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg, Ein Briefwechsel, hrsg. von August Langmesser, Berlin 1918, S. 200 (24. August 1884).

[3]) Robert Faesi, Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig 1925, S. 71.

gemäße Doppelmord ist nur der Ausdruck heroischen Lebens; nur diese beiden sind einander ebenbürtig, nur diese in Schicksal und Charakter Artverwandten haben ein Anrecht, sich wechselweise zu beseitigen. Die Solidarität der internationalen führenden Minderheit bewährt sich hier wirklich bis zum Tode:

„Jetzt, in traumhaftem Entschlusse, hob sie mit beiden Händen die ihr vererbte Waffe und traf mit ganzer Kraft das teure Haupt. Jürgs Arme sanken, er blickte die hoch vor ihm Stehende mit voller Liebe an, ein düsterer Triumph flog über seine Züge, dann stürzte er schwer zusammen" (I, 256).

Die gleiche internationale Atmosphäre, auf die wir übrigens auch schon beim Kardinal Rohan hinwiesen, herrscht im „Heiligen", wenn der junge Armbruster den halb arabischen Becket durch einen Koranspruch tröstet (IV, 67), wenn in die elegante Hofgesellschaft in Ferrara der reiche Teppichhändler Ben Emir eingeführt wird (Angela Borgia, I, 244), und wenn schließlich der Sachwalter der päpstlichen Angelegenheiten Guicciardini den „großen germanischen Ketzer Luther" verherrlicht (IV, 160). Wo ist angesichts dieser internationalen Atmosphäre etwa bei Coligny oder Leubelfing oder Becket oder Pescara oder Wertmüller der Patriotismus verherrlicht? Bei Gustav Freytag ist die Bedeutung der nationalen Tendenz nicht zu verkennen. Mit dem Aufstieg des liberalen Bürgertums ist die Bildung eines modernen Verwaltungsstaats, ist die Schaffung eines einheitlichen Zollgebiets und eine wirtschaftliche Protektionspolitik ebenso notwendig verknüpft, wie der großbürgerliche Industrielle und Händler des Ausbaus internationaler Beziehungen bedarf.

Sicher sind Meyers Erzählungen nicht psychologisch. Ja, mit einer gewissen Überspitzung dürfte man sie sogar unpsychologisch nennen. Das heißt, der Held ist der psychologischen Deutung gar nicht zugänglich. Er ist der Herr, und er ist unerratbar. Diese Unerratbarkeit des großen Menschen geht so weit, daß er auch durch sich selbst nicht deutbar zu sein scheint (vgl. die Ausführungen des Morone IV, 211: „Du kennst dich noch gar nicht, Pescara!" usw.). Niemand vermag zu erraten, wie Pescara reagieren wird, „wenn in seinem Inneren ein solcher Wall gegen uns emporstieg, gerade im Augenblick, da wir glaubten, seine Seele bewältigt zu haben" (179; vgl. auch 169 „Will Pescara nicht ..." usw.). Nicht nur seinen politischen Partnern, auch der Gattin selbst ist er „undurchdringlich und sein Denken und Glauben verschlossen" (184); um wieviel weniger ist ein geringer Mensch wie Don Juan imstande zu wissen, was Pescara tun wird (187). Auch der Dichter weiß nicht, welche Motive seinen

Helden treiben: „Und er (Morone) umfing das Knie des Feldherrn (Pescara) mit einer so inbrünstigen Gebärde, daß dieser aufspringend einer solchen Anbetung sich entzog, aber doch ziemlich ergriffen schien, sei es, daß ihn die Wahrheit des Gefühls in einem lügnerischen Geiste fesselte, sei es, daß sein mächtiger Verstand die angedeuteten Züge seiner und Italiens möglicher Größe unwillkürlich zu einem lebensfähigen Ganzen zusammenschloß“ (212). Pescaras Seele bleibt für jeden „Abgrund und ... Geheimnis“ (236). An sich sollte man in dem Verhältnis von Jürg Jenatsch und Lukrezia, in ihrem Liebeshaß ein dankbares Objekt psychologischer Analyse vermuten. Aber der Dichter ist weit von ihr entfernt. Diese beiden Menschen unterliegen keiner wie immer kritischen Zergliederung, sondern sind besonders seltene und einzigartige, durchaus hinzunehmende Lebensphänomene.

In diesem Zusammenhang darf auch auf die Rolle des Zufalls hingewiesen werden. Er spielt im „Heiligen“ und in der „Richterin“ eine besondere Rolle. Einmal ist ihm Symbolcharakter verliehen, ist er also nichts anderes als eine hinweisende Verdeutlichung innermenschlicher Vorgänge; doch steckt in ihm auch ein Moment des Mythischen, das das Schicksal der Bestimmung des Menschen und auch der ursächlichen Deutung enthebt. Doch ist in diesem zweiten Sinne der Mythos der großen Menschen das undurchschaubare Rätsel der Gestalt. Auch in diesem Problem darf ein ideologisches Element vermutet werden: Symbol und Mythos entwerten den Prozeß der Geschichte; ihre einzelnen Vorgänge sind nicht an sich von Bedeutung und schlechthin zu nehmen als das, was sie sind, als gesellschaftliche Wirklichkeit mit ihren Ausstrahlungen ins Naturale und Gegenständliche, sie stehen vielmehr alle im höheren Dienste, sind bloße Funktionen der singulären Exemplare und ihres Schicksals.

Gegenüber der Unzulänglichkeit jeder Psychologie eines großen Menschen steht die Möglichkeit der psychologischen Erfassung der Massen, der kleinen Leute, der Objekte der Geschichte. Sie lassen sich ohne weiteres begreifen[1]). Auszurechnen etwa ist die Stellung der Italiener zu Pescara (IV, 170), ein psychologisches Studienobjekt ist der brave Zürcher Bürgermeister Waser im „Jürg Jenatsch“. Er ist die Verkörperung der engen, der bürgerlichen Besorgtheit und Pedanterie des Rechnens und Einordnens. In seinem Durchschnitts-

[1]) Viel zu einfach ist die Auffassung Franz Ferdinand Baumgartens (Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Renaissance-Empfinden und Stilkunst. München 1917, S. 171): „Die psychologische Analyse verwarf Meyer ...“

kopf kann sich sogar der Plan bilden, daß es Jenatsch vielleicht gelingen könne, „durch Begründung eines häuslichen Herdes auf seinen Gütern in Davos seine unruhige Seele auf stillere Wege zu führen" (I, 242). Er, der Spießer, verträgt die psychologische Deutung, ihm geschieht sie, dem Wortsinn nach gesprochen, recht. Indem Meyer einen Traum von ihm berichtet, möchte er mit diesem Symptom zugleich die kleine und belanglose Welt entlarven, die Waser repräsentiert:

„Nach kurzer Zeit streckte sich Waser auf das Lager und versuchte zu schlafen, aber es gelang ihm nicht. Einen Augenblick war er eingedämmert, Traumgestalten bewegten sich vor seinen Augen, Jenatsch und Lucretia, Herr Magister Semmler und die Alte am Feuer, der Wirt zur Maloja und der grobe Lukas setzten sich zueinander in die seltsamsten Wechselbeziehungen. Plötzlich saßen sie alle auf einer Schulbank, Semmler hob als griechische Drommete merkwürdigerweise das große Pulverhorn an den Mund, aus dem die unerhörtesten Klagetöne hervordrangen, beantwortet von einem aus allen Ecken schallenden teuflischen Gelächter" (I, 29).

Wie vom biederen Bürgermeister wird auch von dem Kandidaten im „Schuß von der Kanzel" ein Traum erzählt, in dem er eigenwillige Selbständigkeit und machtvolle Bezwingung außerordentlicher Aufgaben nicht als Held, sondern als Angsthase erledigt, der „nicht in seinem Blute, aber in kaltem Schweiße gebadet" erwacht (III, 105). Auch Hans Armbruster berichtet von einem Traum (IV, 61f.), den er gerade kurz vor der Katastrophe hat und der ihm einen glücklichen Ausgang zu verheißen scheint. Großartiger wölbt sich der Horizont, wenn von Träumen der Großen die Rede ist, ja eigentlich wird von ihnen niemals ein Traum berichtet. Sie haben, bildlich gesprochen, keine Zeit zum Schlafen, der Traum selber wird zu einem Element ihrer Aktivität, von einem „traumhaften" Entschluß ist bei Lukrezia die Rede, als sie Jürg Jenatsch tötet (vgl. I, 256), die verführerische Rede des Morone, in der er die italienische Krone dem Pescara anbietet, wird von diesem mit den Worten quittiert: „Weiter geträumt, Morone!" (IV, 209)[1]). Von einer psycho-

[1]) Es darf die Vermutung ausgesprochen werden, daß Meyer gerade in der Gestalt des Pescara von sich selbst am deutlichsten berichtet: der kranke Mann, der von den ungeheueren Taten träumt, die er selbst nicht verrichten kann, und der gleichsam die Distanz, die er zum Leben halten muß, sich psychologisch dadurch verklärt, daß er den Stoff seiner Erzählungen historisch von der Gegenwart distanziert, dieser kranke Mann findet im kranken Pescara, der seine großen Taten hinter sich hat und mit neuen nur gedanklich zu spielen vermag, einen Spiegel. Sehr bekannt ist ja der Brief an Felix Bovet (Briefe I, S. 138, 14. Januar 1888): „. . . . je me sers de la forme de la nouvelle historique purement et simplement pour y loger mes expériences et mes sentiments personels, la préférant au Zeit-

logischen Funktion des Traums beim Heros kann keine Rede sein. Von einem Kandidaten, von den Rosenstocks und Wacholders, von ihnen freilich darf man psychologisch, d. h. zugleich in gewisser Weise hämisch sprechen. Man denke sich den Rosenstock in einen Roman Stifters oder Mörikes versetzt: liebevolle Anteilnahme wäre einem Menschen sicher, der eine „venezianische Feldkaplanei" ausschlägt, um seinen Weinberg nicht zu verlassen (III, 75). Aber bei Meyer wird von diesem an Vaterland und Heimat „befestigten Menschen" (a. a. O.) zugleich gesagt, daß er ein „trotz seiner Jugend fast etwas beleibter Mann" (74) gewesen sei, wird seine „Vernunft" zur ängstlichen, bedachten und kleinlichen Lebensweisheit eines Zufälligen unter den Vielen: „bleibe im Lande und nähre dich redlich" (75). Vollends wird über diese Menschen und ihre nichtige Lebensweise Gericht gehalten in der Gestalt des Krachhalder (vgl. 116f.). Hier wird ja nicht nur ein Bauer samt seiner ländlichen Gemeinde verspottet, sondern jede Lebensführung mäßigen Zuschnitts, die im wohlabgewogenen harmonischen Interesse die Vorzüge materiellen Wohlstands und sozialen Ansehens zu genießen versteht; hier ist der literarische Vorgänger des modernen petit bourgeois, eines Babbit und gewisser Sternheimscher Figuren, mit denen die Mittelmäßigkeit und Scheinhaftigkeit, die Unwahrhaftigkeit und die Käuflichkeit mittlerer und kleiner Massenbürgerexistenzen getroffen werden soll. Der sittlich entrüstete Krachhalder verkauft sein Gedächtnis für eine beträchtliche Erweiterung des Gemeindewaldes.

Erinnert man sich, wie bei Gustav Freytag bürgerliches Erwerbsleben, Besitzvermehrung und ansehnliche Lebensführung in verklärendem Lichte erscheinen, so spürt man die soziologisch völlig andere Position Meyers. Nicht, daß er ein Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft wäre, nicht, daß er auch nur im Sinne des konsequenten Liberalismus Spielhagens auf das Phänomen der Krise

---

roman, parce qu'elle me masque mieux et qu'elle distance davantage le lecteur." Auf die Psychologie Meyers kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. So wenig es zweifelhaft sein kann, daß die Ausbildung eines durch Herkunft, Bildungsgang, Studien und persönliche Beziehungen bestimmten Über-Ichs mit strengsten protestantisch-moralischen Ansprüchen in seinen Dichtungen, Briefen und seiner ganzen Lebensgestaltung nachzuweisen ist, so wenig zweifelhaft ist es, daß dieses psychologische Zwischenglied in keiner Weise den sozialen Gehalt und die soziale Funktion dieser Dichtung entscheidend bestimmt oder gehindert hat. — Vgl. hierzu Briefe II, S. 303 (7. Mai 1879, an Lingg), wo er, „ein Stiller im Lande" schließlich doch gern in der „verbreiteten Zeitschrift", der „Deutschen Rundschau" publiziert.

gestoßen wäre — von solcher grundsätzlichen Interessiertheit und auch Ergriffenheit durch die faktischen Lebensprozesse der Gesellschaft ist bei Meyer gar keine Rede. Vielmehr erscheinen von den Kommandohöhen der Gesellschaft aus gesehen alle Kämpfe und Unterschiede bei den Vielen, die nicht zu den Machthabern gehören, entweder als Schein oder als Marionettenspiel der Großen. Für das großbürgerliche Bewußtsein wird die Ordnung der Welt in der Tat von einzelnen diktiert, weder von Klassen noch von der Tradition.

Die Rolle der kleinen Leute, der Massen, der Vielen ist in der Komposition und im Inhalt Meyerscher Novellen ausschließlich die einer Hilfsstellung. Es gibt wohl nur eine einzige Stelle, an welcher der Dichter etwas mehr als nur wenige Worte über eine breite Unterschicht macht. Sie findet sich in „Angela Borgia". Bei einem Besuch, den Ariost dem geblendeten Don Guilio abstattet, heißt es:

„Solchen und ähnlichen Äußerungen des Blinden entnahm der Poet, daß der Este sich in einer andern Lebensabteilung, unter einer andern Menschenklasse einzurichten begann, als die war, welcher er bisher angehört hatte, in derjenigen der Unglücklichen und Leidenden, der Benachteiligten und Enterbten, in einem Lebenskreise, der offenbar unter andern Bedingungen stand und andern Gesetzen folgte als die Vollsinnigen und zum Genuß Berechtigten" (I, 311f.).

Ganz abgesehen davon, daß diese Stelle aus „Angela Borgia", also aus der spätesten Novelle Meyers stammt, die durch den nahen Ausbruch der Altersmelancholie nicht mehr in allen Zügen zum übrigen Stil der Meyerschen Prosa gehört, ist es interessant, in welcher übertriebenen und historisch schiefen Weise hier von einer bestimmten Unterschicht gesprochen wird. Denn nicht nur trifft für die Bevölkerung in Italien gegen Ende des 15. Jahrhunderts diese Häufung von mitleidheischenden Elendsbezeichnungen nicht zu — die Art und Weise, wie der Dichter über die „andere Menschenklasse" spricht, erinnert an Schilderungen eines europäischen Forschers von wilden Völkerstämmen. Nicht Anteilnahme, sondern Folklore ist das Motiv dieser Einschaltung. Ähnliches liegt in Armbrusters Worten: „es ist etwas anderes, wenn Könige und Heilige gegeneinander fahren, als wenn in unseren schwäbischen Trinkstuben geschrien und gestochen wird" (IV, 18). Nur ein deklassierter Mensch wie der Königssohn Hans kann so lachen, daß der biedere Chronist berichtet: „Ich habe Tag meines Lebens, auch in Schenken und auf Märkten, nicht gemeiner lachen hören" (44). Am Herzen liegen dem Dichter nur „die Vollsinnigen und zum Genuß Berechtigten" (s. o.). Zu ihnen

gehört „die Welt, wie sie sich schmückt und lächelnd im Spiegel besieht", wie es wenige Seiten vorher in der gleichen Novelle heißt (I, 263). Meyer spricht einmal in einem Brief an Rodenberg (S. 11, 14. Dez. 1877) von seiner Hauptforce, dem „Zusammenhang des kleinen Lebens mit dem Leben und Ringen der Menschheit". Das Wort klein ist hier ganz wörtlich zu interpretieren. Die kleinen Leute kommen wirklich nur insoweit vor, als sie in irgendeiner Weise Folie für das große Geschehen sind. Nie hörten wir etwas von Hans Armbruster, hätte nicht „sein Schifflein" eine „plötzliche Wendung" „aus dem Fahrwasser des eigenen Lebens in die Strömung eines größeren" genommen (IV, 27). Nie wäre von dem Chronisten des „Amulett" die Rede, hätte nicht sein Leben im Kreise des großen Coligny gestanden. Nur dann werden wir eigentlich mit ihm befaßt, wenn das Schicksal des Erzählers in die Sphäre des Großen tritt, sei dies Coligny selber oder persönliche heldische Leistungen. Sonst gelten Privatsorgen und -freuden klein, nichts, das allgemein Menschliche hat als Allzumenschliches im Lebensraum der Genies keinen Platz. Abgesehen von der früher dargelegten Funktion der Rahmenerzählung hat sie in diesen beiden Fällen noch die Bedeutung, die Distanz der Großen und der Kleinen zu unterstreichen. Die Kleinen haben nicht mehr in dieser Welt zu suchen als von den Großen zu berichten und dabei gleichzeitig zu verraten, daß sie nur Objekte dieser Großen sind. Nicht ihnen kommt das „Beste des Daseins, Schönheit und Herzenskraft" (IV, 252) zu, nicht sie sind zum Genuß berechtigt. Sind die Großen doch auch die einzigen, die das Risiko des tragischen Untergangs auf sich nehmen. Sie zeigen „qualvolle Kämpfe und zwei schmerzverzogene Menschenangesichter", wo so ein kleiner Mann und Geist wie der Zürcher Stadtherr Burkhardt „ein paar Geschichten und Menschlichkeiten aus dem Leben des Heiligen" (IV, 138) erwartet. In lapidarer Weise hat Meyer seinem Verleger Haessel für eine Selbstbiographie folgenden Satz geschrieben: „Meyer ist in der deutschen Literatur der Vertreter der historischen Novelle und der Schilderer der weltgeschichtlichen Mächte"[1]). Diese „Mächte" aber sind im Grunde genommen nichts anderes als die starken Persönlichkeiten[2]).

---

[1]) Briefe II, S. 139f. (3. Oktober 1887).

[2]) Nach einem Ausdruck der L. v. Francois hat M. „den Blick nach den Höhen des Lebens gewendet" und sucht „die Probleme verhängnisvoller Zeiten und hervorragender Ausnahmemenschen darzustellen" (A. Schaer, Betty Paoli und C. F. Meyer. In: Euphorion, Bd. 16, 1909, S. 499).

Über die Meyersche Geschichtsauffassung läßt sich zusammenfassend sagen: Die Gestaltung der Geschichte hängt von den Taten einzelner Individuen ab. Sie reiben sich an den Widerständen ihrer Gegenspieler; es ist niemals vorauszusehen, was aus den Konflikten entsteht. An sich geht freilich in der Geschichte prinzipiell nichts Neues vor sich; bedeutungsvoll an ihr sind lediglich die großen Taten der großen Menschen. Was das für Taten sind, wem sie nutzen und wem sie schaden, bleibt vollkommen dahingestellt. Die Weltgeschichte wird zu einem inhaltlich höchst indifferenten Requisit, zu dem auch die Massen gehören. So weit wir von ihnen hören, eignet ihnen die Kleinlichkeit geringer Nöte oder bloßer Rechenhaftigkeit. Um ihre Angelegenheiten hat man sich nicht zu kümmern. Man versteht auch die Geschichte nicht besser, wenn man sich etwa darum doch bekümmert, denn die Geschichte ist ja eine Geschichte von Kämpfen der Individuen, nicht der ihre Interessen wahrenden Gruppen. Wirtschaftliche Fragen, ökonomische Machtkämpfe, soziale Revolutionen scheiden völlig aus, so umfangreich das Stoffgebiet der Meyerschen Geschichtserzählungen ist, so sehr auch gerade diese Stoffe aus der Renaissance und dem Absolutismus zu einer Behandlung der Klassenkämpfe Anlaß böten[1]).

Fragen wir uns, welchen ideologischen Bedürfnissen ein solches Geschichts- und Gesellschaftsbild entspricht, so kann kein Zweifel daran sein, daß es in wesentlichen Zügen das Weltbild der herrschenden Schicht ist: man kann es sich zunächst durch eine negative Überlegung klar machen. Das Gegenteil der eben aufgeführten Momente sind ja die Wünsche der anderen, derer, die nicht an der Macht sind; für sie ist alles daran gelegen, daß in der Geschichte wichtige Veränderungen vor sich gehen, vor allem, soweit sie in der Zukunft verläuft. Der „Sinn“ ihres Lebens besteht nicht in ausgewählten Taten, sondern in der beständigen Arbeit, die ihnen ihre Existenz allein zu sichern vermag, und die Nöte des Alltags, des Daseinskampfs in biologischer, sozialer und seelischer Beziehung sind ihre ständige Welt. Wir haben es in der Tat hier mit einer Dichtung des liberalen Großbürgertums

[1]) Wir glauben mit unserer Analyse die Unhaltbarkeit der Baumgartenschen Auffassung gezeigt zu haben, die an der entscheidenden Stelle seines Buches (S. 84) folgendermaßen formuliert ist: „Die Ironie des Lebens ist die Atmoshpäre, die Meyers Gestalten modelliert. Der historische Mensch Meyers ist das ironische Werkzeug des Schicksals und kein Heros. Der Heros zwingt die Welt unter das Gesetz seines Erlebens. Die historische Laufbahn der Menschen Meyers ist eine Rolle, unter die das Schicksal ihr eigentliches Leben birgt und beugt, und oft wird diese Rolle ihr Verhängnis.“

zu tun. Sein Angehöriger sieht die Welt als eine einzige Chance der „Persönlichkeit“, enthebt sich kleinlicher Sorgen des Alltags nicht nur für sich, sondern auch für die Masse der kleinen Leute, und ist ständig umwittert von großen Geschäften und großen Idealen.

Die Kategorie des liberalen Großbürgertums wird hier nicht erst aus der sie erzeugenden ökonomischen Wirklichkeit abgeleitet. Es bedürfte hierzu einer ausgedehnten wirtschaftsgeschichtlichen Darstellung der gesamten Epoche. Die soziale Schicht, von deren Lebenssituation aus Meyers Anschauungen als treffend erscheinen mußten, mag sich zwar vornehmlich aus Mitgliedern der südwestdeutschen Industrie, des norddeutschen Handels, der Bankwelt und der ihnen zugehörenden intellektuellen Kreise zusammengesetzt haben, aber die ökonomischen Wurzeln der in dieser Schicht vorhandenen liberalen und relativ vorurteilslosen Gesinnung liegen nicht bloß in der deutschen, sondern auch in der englischen Geschichte. Manche Züge hat dieses Großbürgertum mit dem unserer Tage gemeinsam, so z. B. die große wirtschaftliche Verfügungsmacht und damit auch die Verachtung gegen die Durchschnittsexistenzen, ferner den Überblick über große Räume und Zeiten und damit auch die Unabhängigkeit von moralischen, philosophischen, religiösen Verdinglichungen. Diese gemeinsamen Momente gehören zu verschiedenen Situationen und haben einen verschiedenen Sinn. Unser monopolistisches Großbürgertum, das sich freilich aus der rapiden Fortsetzung des gleichen Konzentrations- und Zentralisationsprozesses gebildet hat, aus dem schon das liberale hervorgegangen war, ist nicht mehr wie dieses Teil einer großen, von ihrer gesellschaftlichen Mission überzeugten bürgerlichen Klasse, es hat nicht mehr zahllose lebenskräftige kleine Unternehmerexistenzen neben sich, sondern ist im Begriff, innerhalb der ganze Erdteile umspannenden Machtgruppen zum ausschließlichen Beherrscher des gesellschaftlichen Geschehens zu werden. Mit der Vergrößerung seines Gegensatzes gegen die übrigen Teile der Gesellschaft haben sich seine Aufgaben und seine Ideologie gewandelt. Meyers positives Verhältnis zur Bildung entspricht einer Zeit, in der sich Individuum und Gesellschaft von der Vergrößerung ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse noch reales Fortkommen versprechen konnten, und erscheint heute völlig antiquiert, die offene Verehrung für die religiöse und nationale Unbekümmertheit seiner Renaissancegestalten ist in der Gegenwart infolge der organisatorischen Aufgaben des Großbürgertums gegenüber der Gesamtgesellschaft unzeitgemäß. Die heutige Auffassung sucht das huma-

nistische und revolutionäre Element in der Renaissance zugunsten des traditionalistischen vielmehr einzuschränken. Doch bildet das deutsche Großbürgertum in der Epoche Meyers nicht weniger als das der Gegenwart einen soziologischen Begriff, auf den eine Darstellung wie die vorliegende auch ohne vorherige ökonomische Analyse ein literarisches Werk mit Recht zu beziehen vermag.

Nun könnte hier freilich ein gewichtiger Einwand erhoben werden; der nämlich, eine Beziehung der Geschichtsauffassung Meyers auf die herrschenden Schichten seiner Zeit sei nicht richtig, weil er ja gar kein typischer Vertreter der modernen Oberschicht, sondern gleichsam des Residuums einer absterbenden sei: des schweizerischen Patriziats. Aber wie wenig Meyers Blick auf die Gesellschaft aus traditionellen Quellen gespeist wird, wie also auch die Patrizierherkunft des Dichters nicht die Bedeutung hat, die Geschichte seiner Sondergruppe zu verklären, sondern nur die, den gesellschaftlichen Widersprüchen mit einer an ihnen unbeteiligten Distanz gegenüberzutreten, das kann schon die Rede des Generals Wertmüller zeigen, in der er den Hochmut von Adel und Patriziat ablehnt und stolz ist auf seinen schlichten Namen Müller, dessen Gewicht nicht das Gewesene, sondern die außerordentlichen Taten seines Trägers ausmachen (III, 91)[1]). Das kann ferner die Bedeutung der Reisen Meyers[2]), insbesondere auch sein Pariser Aufenthalt zeigen. Robert Faesi sagt in seiner Biographie über Meyers Stellung zu Paris: „Er mußte ethisch verneinen, aber ästhetisch bejahen"[3]). Damit wird ein richtiger Sachverhalt berührt. Denn gegenüber dem relativ stark ausgebildeten Überich protestantischen Einschlags spürt doch sein Wesen die Großartigkeit des bürgerlichen Selbstbewußtseins in Frankreich, wie es ihm vor allem im mondänen Lebensstil in Paris und vermittelt bei Balzac, Stendhal und den anderen Romanciers entgegentrat. Was er in Paris fand, ergänzte der Aufenthalt in Rom 1858: „Komm nach Italia, koste Leben", heißt es später in „Engelberg". Das Bild des bewegten Lebens in Paris wird im Süden ergänzt durch die große Form, für die ihm der Sinn in Italien aufgeht.

[1]) Es läßt sich die Vermutung aussprechen, daß die damals relativ günstige Lage des schweizerischen Industrieproletariats die Bildung eines schlechten sozialen Gewissens bei Meyer verhinderte, das an sich bei seiner psychologischen Struktur hätte erwartet werden können: so kann der soziale Rigorismus ungebrochen sich hervorwagen.

[2]) Schon der Nachruf in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" München, 29. November 1898 weiß von der Bedeutung der Tatsache zu sprechen daß M. „ein vielgereister Mann (war), dem seine materielle Unabhängigkeit zu den eindringendsten Studien. . . Gelegenheit gegeben".

[3]) Robert Faesi, Conrad Ferdinand Meyer, Leipzig 1925, S. 16.

Vollkommen gegenwartsbezogen ist seine Freundschaft mit dem italienischen Staatsmann Ricasoli, ist seine unbedingte Verehrung Bismarcks. In beiden Menschen findet er das vereinigt, was seine Novellen predigen: großartige Geschichte, starke Einzelpersönlichkeit und außerordentliche Form[1]).

Für die ideologische Funktion Meyers stehen aber noch wesentlich interessantere und schlagendere Beweise zur Verfügung, die freilich von der Literaturgeschichte bisher im allgemeinen nicht beachtet worden sind. Eine Analyse der Korrespondenz Meyers, insbesondere mit Rodenberg, muß das Bild des abseitigen, welt- und gegenwartsfremden Dichters als eine bloße Legende erscheinen lassen. Meyer war in ganz bestimmter Weise durchaus mit den Fragen der Gegenwart, insbesondere mit den politischen, aber auch mit den sozialen, vertraut, hat in ganz bestimmter Weise zu ihnen gestanden, und seine gesellschaftliche Wirkung läßt sich ebenfalls prägnant zeigen. Will man mit einem politischen Schlagwort Meyer charakterisieren, so kann man sagen, daß er etwa der nationalliberalen Partei in der Zeit ihrer Kartellpolitik mit den Konservativen angehört hätte. Es handelt sich dabei um eine Richtung nationaler Großstaatenpolitik, die durch ein Bündnis der Industrie- und Handelskreise mit Großagrariertum und Militär unter Beibehaltung liberaler kulturpolitischer Gesichtspunkte eine eindeutige und bewußte und auch bewußt ökonomische Klassenpolitik betreibt[2]). Das ist im wesent-

[1]) Adolf Stern (Studien zur Literatur der Gegenwart. Neue Folge. Dresden und Leipzig 1904, S. 51) berichtet über „Jürg Jenatsch“ und seine Wirkung: „. . . so echt die Zeitfarbe ist, so ist's doch unzweifelhaft, daß dem Dichter an dem selbsterlebten Stück Geschichte, an Gestalten wie Cavour, Ricasoli und dem größten von allen, an Bismarck das Verständnis und der Blick für solche von einem leidenschaftlichen und doch unpersönlichen Gefühl beherrschte, auf eine politische Tat gestellte Naturen erst geöffnet wurde. Auch die Leser des ‚Jürg Jenatsch‘ wurden unbewußt von diesem Zusammenklang alter und neuer Stimmungen ergriffen.“

[2]) Er hat eine ausgesprochene Abneigung gegen bürgerlich-demokratische Oppositionelle. Das trübt auch gelegentlich sein Verhältnis zum polnischen Gutsnachbarn, dem Grafen Platen. Vgl. dazu auch den unten angeführten Brief an Haessel (II, S. 41) und an denselben II, S. 168 (29. Januar 1889): „. . . ich gestehe Ihnen, daß ich mich für Baron Roggenbach, der sich hier angekauft haben soll, ebensowenig als für Geffken begeistern kann. Lassen sie sich doch in Teufels Namen von Bismarck zu einer großen und herrschenden Nation machen.“ — Ferner nach den Wahlen 1887 bei der Niederlage der Freisinnigen an Rodenberg: „Die weiland Secessionisten Forkenbeck, Bamberger etc. dauern mich, aber sie haben es meiner Treu verdient“ (S. 239, 27. Februar). Hier ist auch interessant, daß Meyer den Versuch Willes unterstützt hat, die gegen die Feigheit der preußischen Junker in Heines „Deutschland. Ein Wintermärchen“ gerichteten Verse zu tilgen; M. nennt sie „unwürdige Zeilen“ (vgl. Karl Emil Franzos, Konrad Ferdinand Meyer. In: Deutsche Dichtung. 25. Band, 1898/99, S. 247 Anm.)

lichen das Kennzeichen der Politik des Großbürgertums nach der Reichsgründung. Bekannt ist ja Meyers positive Stellung zu Bismarck, mit dem er „durch dick und dünne“ gehe[1]). Er hat davon gesprochen, daß sein wesentliches Interesse an Bismarck psychologischer Natur sei[2]); beim Konflikt mit dem Kaiser spricht er davon, daß er ganz mit dem Kaiser fühle[3]), aber später gibt er doch zu, daß es vielleicht ein großer Irrtum des Kaisers gewesen sei, „von Bismarck zu lassen“ [4]). Und in diesem Zusammenhang ist nun entscheidend sein Gedanke, daß es ihm „mitunter für den jungen Herrscher“ bange, „denn z. B. in der socialen Frage hat, glaube ich, Bismarck entschieden recht“[5]). Das ist ein klares klassenmäßiges Bekenntnis, das auch noch durch andere Stellen belegt werden kann. Im Februar 1887 freut er sich bei den „Wahlen in Sachsen und Schwaben“ über die „Überwindung des Socialismus dort und des Particularismus hier“[6]). An seinen Verleger Haessel schreibt er: „Nach italienischen Demokraten (wie nach Demokraten überhaupt) gelüstet mich so wenig wie Sie, ja ich habe mit einem russischen (sogenannten Nihilisten), der mich mit seinen Phrasen langweilte, in Davos kurz abgebrochen“ [7]). In ähnlicher Weise erkennt man dieses Bewußtsein der Distanz gegenüber den breiten Schichten, wenn er im Juni 1878, also zu Zeiten des Sozialistengesetzes, schreibt: „Ich glaube es gerne, daß es jetzt draußen im Reich nicht sehr gemüthlich ist — wir haben hier Verweigerung per Volk der Gotthard-Subvention (eine Gemeinheit ohne gleichen), Überschwemmung, Hagel u. ich persönl. completen Dienstbotenwechsel“[8]). Nicht nur für höchst eigentümliche individuelle Eigenheiten Meyers, sondern für sein Klassenbewußtsein äußerst charakteristisch sind diese Assoziationen über die persönlichen und allgemeinen Miseren, die man mit dem Proletariat und ihm nahestehenden Schichten hat. Außer der oben

---

[1]) Brief an L. v. François, a. a. O., S. 32 (25. November 1881); vgl. auch Briefe (Frey) II, S. 232 (29. November 1877 an Calmberg).

[2]) Briefe (Frey) I, S. 183 (1. März 1886 an Wille).

[3]) Brief an Rodenberg, a. a. O., S. 297 (28. März 1891); vgl. auch Briefe (Frey) I, S. 210f. (16. Januar 1891 an Wille).

[4]) Briefe (Frey), I, S. 220 (7. Dezember 1891 an Wille).

[5]) Briefe (Frey) I, S. 207 (28. August 1890 an Wille).

[6]) An Rodenberg, a. a. O., S. 239 (27. Februar 1887).

[7]) Briefe (Frey) II, S. 41 (5. Oktober 1871 an Haessel).

[8]) Briefe (Frey) II, S. 77 (15. Juni 1878 an Haessel); vgl. dazu auch Briefe (Frey) II, S. 270, die Klage Meyers über „unsere miserablen Handels- und Eisenbahnverhältnisse“ (an Meißner, 14. April 1877). Unbegreiflicherweise bringt Max Nußberger (Conrad Ferdinand Meyer. Leben und Werke. Frauenfeld 1919, S. 110) die deutschen Sympathien Meyers im Krieg 1870 mit dem „demokratischen Lieblingsgedanken des Jahrhunderts“ zusammen.

zitierten outrierten Stelle über die Bauern in „Angela Borgia“ gibt es, soviel mir bekannt, nur noch eine Gelegenheit, bei der Meyer in irgendeiner Weise positiv zu beherrschten Gruppen Stellung genommen hat. Anläßlich des großen Leipziger Druckerstreiks 1891 schreibt er aus Sorge um die Drucklegung der „Angela Borgia“ an seinen Freund Wille: „Die jungen Principale verfahren drakonisch, u. mancher arme Teufel, der in einer großen Druckerei mitschlurfte, wird jetzt unbarmherzig beseitigt. Weder klug noch christlich!“[1]) Vom Standpunkt also des wohlverstandenen Interesses, nicht aus Erwägungen ökonomischer Gerechtigkeit wird der Streik mißbilligt[2]). Dieses Klassenbewußtsein in ökonomischen Fragen läßt sich auch allgemein als unbedingt antirevolutionär nachweisen. An einigen Stellen bezeichnet er sich als konservativ[3]). Aber damit ist weder ein partikularer, lediglich schweizerisch-politischer Gesichtspunkt noch gar eine oppositionelle Einstellung gegen den deutschen bürgerlichen Liberalismus, sondern lediglich die statisch-saturierte großbürgerliche Haltung formuliert; mit gleichsam herabgezogenen Mundwinkeln heißt es einmal: „Daß es gerade die gemeinsten Naturen sind, die sich am geschwindesten in den neuen Verhältnissen akklimatisieren, liegt in der Natur der Sache“[4]). Seine Liebe zu Deutschland war — „in letzter Analyse“ — die Sehnsucht nach einem großbürgerlichen Lebensraum, die Sehnsucht und das Bedürfnis . . . einem großen Ganzen anzugehören“[5]). Er wünscht, er hätte in einer deutschen Stadt leben können, wenn die geselligen Kreise in Deutschland so zugänglich wären wie die italienischen. Sieht man sich Listen der Freistücke für seine Werke an[6]), studiert man den halb aristokratischen,

---

[1]) Briefe (Frey) I, S. 219 (17. Oktober 1891 an Wille).

[2]) Der schon oben zitierte Köhler, dem es gelingt, bei Meyer „das tiefste Motiv des religiösen Sozialismus . . . fortschreitende Menschenliebe“ nachzuweisen (a. a. O., S. 230f.), sagt über Meyers Stellung zur sozialen Frage ganz naiv: „Der Aristokrat und alt-vornehme Zürcher, der Meyer stets blieb, schreckte zurück vor den rauhen, abgeschafften Arbeiterhänden, man möchte schon einen rein ästhetischen Widerwillen dieses vornehmen Dichters und Aristokratendichters gegen alles, was ‚Arbeiter‘ heißt, annehmen, Conrad Ferdinand Meyer hätte niemals einen Arbeiterroman oder eine Sozialnovelle schreiben können, schon rein ästhetisch nicht, das war Gasse, er brauchte Renaissancepaläste, Fürstenhöfe, allenfalls Krieger, aber niemals den Bauer.“ Mit unbestreitbarem Recht fügt K. hinzu: „So wird der Sozialismus diesen Dichter nicht für sich in Anspruch nehmen können“ (!) (S. 230).

[3]) Z. B. an Rodenberg, S. 101 (9. Dezember 1881).

[4]) Briefe (Frey) II, S. 11 (5. September 1866, an Haessel).

[5]) An Rodenberg, S. 89 (23. August 1881).

[6]) Vgl. Briefe (Frey) II, 145f. (18. November 1887 an Haessel): „Berlin: Rodenberg, Otto Brahm, Legationsrat E. v. Wildenbruch, Regierungsrat Rudolf Grimm, Fr. Dr. Helene Druscovitz, diese 2 durch Rodenberg. Paul

halb großbürgerlichen Lebensumgang[1]) Meyers, so sieht man deutlich, daß die gleichen Kreise, die Meyers Dichtungen, wie wir gleich sehen werden, rezipierten, auch diejenigen waren, zu denen er sich persönlich zugehörig fühlte.

Es ist unverkennbar, wie Meyers Liebe zum großbürgerlichen Lebensstil ihn erst nach Frankreich und Italien und nach der Reichsgründung nach Deutschland zieht. Es ist eine Art Affinität zum Glanz der Macht, die aus dem Klassenbedürfnis heraus die Wahlheimat sich bei Meyer ablösen läßt. In das „Selbstschriftenalbum“ eines deutschen Verlags schrieb er 1881: „Der schweizerische Schriftsteller soll das Bewußtsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen“, und bezeichnete diesen Zusammenhang 1887 als ein „unermeßliches Gut“, die Stärkung des Bedürfnisses danach als „genauen Gradmesser gründlicher Bildung“[2]).

Es gibt noch einen anderen Ausweis für das Klassenbewußtsein Meyers, seine Stellung zu anderen Schriftstellern. Er wollte sich von der „brutalen Aktualität zeitgenössischer Stoffe“ fernhalten — ein sehr durchsichtiger ideologischer Prozeß, denn an Brutalität fehlt

Lindau, Prof. Aegidi, Geh. Leg.-Rat; Dr. Karl Emil Franzos, Berlin W., Kaiserin-Augusta-Str. 71. München: Lingg, Heyse, Rätin von Doss, 16. Dienerstr. Stuttgart: Gustav Pfizer. Leipzig: Ebers, Dr. Hans Blum. Östreich: Graf Dürckheim, Schloß Edla bei Amstetten, Niederösterreich. Dresden: Edmund Dorer, Dresden-Strehlen, Oststr. 2. Basel: Dr. Stückelberg, Kunstmaler. Frankfurt: Frl. Maria Leykauff, Ulmenstraße. Fräulein Louise von François, Weißenfels an der Saale. Emil Rittershaus, Barmen. Baron Detlev Lilienkron, Kellinghusen, Schleswig-Holstein. Schlesien: Freyin Louise von Richthofen, Gnadenfrei. Freyin Marie v. Richthofen, Gnadenberg bei Bunzlau. Allen diesen einen Pescara mit eingelegter Widmungskarte ...“

[1]) Vgl. u. a. die Schilderung an die Schwester aus Genf 1857 über seinen Verkehr mit Frau D. aus der „hohen Bourgeoisie“ (zitiert bei Adolf Frey, C. F. Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart 1900, S. 89); vgl. in diesem Werk auch die Bedeutung des Verkehrs mit François, Wille und Ricasoli. Ferner Briefe (Frey) I, S. 157f. (8. August 1877 an Wille), an Rodenberg, S. 147 (12. Juli 1883). — Vgl. auch den poetischen Satz W. Bolzas (Keller und Meyer. In: Literarisches Echo 2. Jg. 1899/1900, S. 1348): „Des Lebens bittere Not pochte nie an seine Tür“. Ähnlich Heinrich Kraeger (Beilage zur Allg. Zeitung, 1900, Nr. 12, S. 5).

[2]) Vgl. Paul Wüst, Gottfried Keller und C. F. Meyer in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnis. Leipzig 1911, S. 6. — Hierher gehört auch Pescaras Bedauern mit den Schweizern, die „aus Mangel an Führung und an einem Staatsgedanken ihre schon gewonnene Weltstellung und ihre auswärtige Politik verscherzt haben“ (S. 5). Vgl. ferner den Brief an Rodenberg, a. a. O., S. 242 (Ostern 1887): „. . . ch behandele meinen jetzigen heiligen Vater (d. h. den im Pescara, Clemens VII.) unwillkürlich etwas gelinder als sonst wohl geschehen wäre, denn ich gehe mit Kaiser u. Reich durch Dick u. Dünn.“ Vgl. ferner a. a. O., S. 101 (9. Dezember 1881).

es in der Atmosphäre seiner Novellen ebensowenig wie an einer persönlichen Stellung zu zeitgenössischen Stoffen, die mit der Großzügigkeit gegenüber dem Leiden der Vielzahl der Menschen, wie sie in seinen Erzählungen steckt, durchaus verträglich ist[1]). Daher war er auch ein Gegner derjenigen Künstler, die in seiner Zeit versuchten, die Brutalität in den zeitgenössischen Stoffen aufzudecken. Er war ein Gegner der Naturalisten, weil er ihr Klassenfeind war. Erringen auch Zola, Tolstoi und Ibsen einen gewissen Achtungserfolg, so ist doch das, was die deutschen Nachtuer machen, „lauter Jauche"[2]). Und nur hochmütige Worte weiß er über den sehr kritischen und im bürgerlichen Sinn sehr radikalen Denker Spielhagen, der schwer zu kämpfen hat, zu finden, da dieser in Berlin seine Arbeit industriell ausbeute und noch mehr ausbeuten werde, während er, Meyer, sich dem „großen Stil" und der „großen Kunst" widme[3]).

Seine Wirkung korrespondiert, wie schon angedeutet, der eigenen Stellung. Zunächst ist es gar kein Zufall, wo seine Erzählungen erschienen sind. Vorabgedruckt wurden fast alle in der „Deutschen Rundschau" und sind dann später bei Haessel verlegt. Beide Verlagsunternehmen, das der Gebrüder Paetel wie der Buchverlag, bedienten mit ihren Publikationen die gehobensten Schichten des Bürgertums und die führenden politischen und auch militärischen Kreise. Die „Deutsche Rundschau" insbesondere hat einen durchaus internationalen Leserkreis führender Schichten. Rodenberg schreibt ihm ganz mit Recht, es „dürfte kaum eine andere deutsche Zeitschrift . . . ein solches Publikum bieten wie die unsere: ein Publikum, welches zusammengesetzt ist aus den Besten aller Nationen. Unsere Verbreitung ist eine durchaus universelle: ganz abgesehen von

---

[1]) Vgl. Paul Wüst, a. a. O., S. 37: „Allein Meyer hat eine Schwäche für solche einzelne Brutalitäten und Totschläge. Wenn er so was hört oder liest, so sagt er: vortrefflich! So hat jeder seinen Zopf!" Keller hat mit diesen Worten eine Eigenheit C. F. Meyers berührt, die für dessen Kunstschaffen wesentlich werden sollte: „die oft bis zur Grausamkeit gesteigerte ‚tragische Lust' — mit dieser treffenden Formel ist sie von einem neueren Forscher bezeichnet worden".

[2]) Für die klassenbewußte Haltung zum Naturalismus ist auch folgendes charakteristisch. Meyer schreibt an Rodenberg (S. 282, 12. Februar 1890): „Von den lit. Neuern ist wohl L. Tolstoi der Bedeutendste (soweit er dazu gehört, denn sein Impuls ist der religiöse seines rationalistischen Mysticismus), aber ‚Macht der Finsternis' hat Größe", worauf ihm am 15. Rodenberg (S. 283) antwortet: „Sie haben Recht, daß wir uns Tolstoi von den Naturalisten oder Realisten nicht nehmen lassen dürfen." Das aber hatte Meyer gar nicht so deutlich behauptet; aber es ist so, als ob das Unbewußte dieser beiden großbürgerlichen Schriftsteller sich über den Feind und seine Positionen verständigt hätte.

[3]) Briefe (Frey) II, S. 86 (16. Juni 1879 an Haessel).

Amerika, von Rußland, dem skandinavischen Norden, Holland und England, wo wir gleich von Anfang an Fuß gefaßt haben, sind wir allmählig auch in Frankreich vorgedrungen ..."[1]). Gerade aus den Mitteilungen Rodenbergs läßt sich verfolgen, wie sich immer mehr ein großbürgerliches Lesepublikum um Meyer sammelt. Als der „Heilige" erschien, berichtet er von der Ergriffenheit der Verleger, die „das Durchschnittspublicum vertreten, das Echo eines großen Kreises und selbst zwei höchst intelligente, gebildete Männer sind"[2]), und nur wenige Wochen später kann er schon mitteilen: „Die Politiker und die Geschäftsleute, die Männer und die Frauen — sie scheinen alle sich gleich angezogen von Ihrem Werke zu fühlen"[3]). Eine bemerkenswerte Illustration dieses großbürgerlichen Publikums ist auch folgender Bericht: „Neulich auf einem Balle bei dem Generalpostmeister Stephan sagte mir eine junge Dame mit glühendem Kopfe, sie habe den ganzen Tag bis in die Toilette hinein, den ‚Heiligen' gelesen und sie könne mit ihren Gedanken gar nicht davon loskommen[4])". 1883 bezeichnet Rodenberg, selbst ein wohlsituierter Intellektueller, die Gedichte Meyers als „ein Haus- und Familienbuch in seinem ganzen Kreise", die „siegreich ihre Bahn" gehen[5]), am Ende des gleichen Jahres weiß er wieder „das beste Publikum und die maßgebende Presse" für Meyer zu zitieren[6]), im nächsten Jahr sind es vor allem angesehene Gelehrte wie Julian Schmidt, Dilthey, Herman Grimm[7]) und Preyer, „ein feiner und kritischer Leser"[8]), die Meyer zu rühmen wissen. 1885 treten die „distinguiertesten Künstlerkreise" hinzu[9]), und es heißt nun abschließend: „Ihre Novellen u. Ihre Gedichte gehören bereits zu dem unentbehrlichen Besitz all' unsrer Gebildeten"[10]); gebildet aber ist im Munde dieses nationalliberalen Schriftstellers nur ein zusammenfassender Ausdruck für die Oberschicht: zu ihr gehört in gleicher Weise als

---

[1]) a. a. O., S. 73 (13. Juli 1880). Vgl. auch dort den Bericht Rodenbergs über die Eindrücke bei seiner „jüngsten Anwesenheit in Paris", wo er sich freute, „die ‚Rundschau' in den maßgebenden Kreisen der Wissenschaft und Politik so gut accreditiert zu finden. Professoren und hohe Beamte, die ich dort kennen lernte, sprachen mit mir von der ‚Rundschau' in einer Weise, welche mir mal zeigte, wie sorgfältig man sie liest und wie sehr man sie schätzt".

[2]) S. 59 (13. November 1879).

[3]) S. 61 (6. Dezember 1879).

[4]) S. 64 (16. Februar 1880).

[5]) S. 138f. (5. Februar).

[6]) S. 184 (21. Dezember).

[7]) S. 186 (1. Januar 1884).

[8]) S. 187 (4. Januar); vgl. auch S. 188 (14. März).

[9]) S. 216 (26. November).

[10]) a. a. O.

einer der „enthusiastischsten Verehrer“ der Geheimrat Geffcken wie „einer unsrer vorzüglichsten Generalstabsofficiere“, der Militärschriftsteller Max Jähns, der sich an den Gedichten Meyers, die auf seinem Arbeitstisch liegen, „täglich . . . stärkte u. erbaue, wie an dem Anblick oder der Luft der Alpen“[1]).

Es ließe sich vielleicht gegen die Aufdeutung der großbürgerlichen Ideologie bei Meyer einwenden, die heroische Geschichtsauffassung sei mit der gerade im 19. Jahrhundert herrschenden bürgerlichen liberalen Geschichtstheorie nicht vereinbar. Hier kann gerade das Studium Meyers Anlaß zu einer wichtigen Revision sein: in Deutschland hat es einen eigentlichen Liberalismus als Ausdruck des Klassenbewußtseins der herrschenden Schicht nicht gegeben, sondern aus bestimmten ökonomischen und politischen Bedingungen entstand ein Bündnis zwischen Großagrariern, Kaufleuten und Militärs, das einem heroischen Irrationalismus außerordentlich zugänglich war. Könnte man auf den ersten Augenblick annehmen, daß die patrizischen Elemente in Meyers Herkunft ein Mißverhältnis zwischen moderner bürgerlicher Ideologie und dem Schweizerischen in Meyer

---

[1]) S. 234f. (3. Januar 1887).

Wenigstens anmerkungsweise sollen einige Literaturhinweise illustrieren, wie genau die klassenmäßige Rezeption in der späteren Publizistik derjenigen der zeitgenössischen Leser und der eigenen Intention Meyers entspricht. Friedrich Dorn (C. F. Meyer. Zu seinem siebzigsten Geburtstag. In: Die Nation, 13. Jhrg. 1895/6, S. 10) spricht von der „goldigen Feiertagsstimmung“, die „die leisen Untertöne des Alltagsleidens nicht mitklingen läßt“, „der Durchschnittsmensch fehlt in C. F. Meyers Dichtungen“ (S. 12). „Vornehm und großzügig“ erscheint er K. E. Franzos (a. a. O., S. 244). „Populär wird C.F. Meyer nie werden“, meint R. M. Meyer (a. a. O., S. 138); der „vornehme Künstler sei kein demokratischer Milieuschilderer und habe „der Versuchung widerstanden, dem Geschmack der Zeit zu schmeicheln“. Auch für Richard Specht (in: Die Zeit, Wien, 3. Dezember 1898, S. 152) ist er der „zeitlose Künstler“ für die, die „aus dem Wirren und verwirrenden Lärm der allzu Lebendigen“ zu ihm kommen. Seine Kunst „wird nicht in die Allgemeinheit dringen, sondern auf den Kreis der wirklich Gebildeten beschränkt bleiben“ (W. Bolza, C. F. Meyer. In: Das literarische Echo, I. Jg., 1988/99, S. 419); er kann „niemals ein Dichter für die wachsende Breite der Durchschnittsbildung werden“ (Adolf Stern, C. F. Meyer. In: Westermanns Monatshefte, 43. Jg., 1899, S. 702). Bekannt ist ja aus neuerer Zeit die Interpretation Franz Ferdinand Baumgartens, der in soziologisch höchst unklarer Weise von der „Opposition einer geistigen Elite gegen die realistische Kunst und das mechanistische Leben“ spricht (a. a. O., S. 12); „Meyer war ein verirrter Bürger . . . die Verführungen des Künstlerbluts machten dem Bürger das Gewissen schwer“ (S. 54). Hans Corrodi, (C. F. Meyer und sein Verhältnis zum Drama, Leipzig 1922, S. 118) sagt von Meyers Novelle, daß sie „wenn nicht das Lebensgefühl einer Vielzahl von Menschen, doch das ‚Ich‘- und ‚Weltgefühl‘ eines großen und vornehmen Dichters zum Ausdruck bringt.“ So ähnlich formuliert auch Harry Maync (C. F. Meyer und sein Werk. Frauenfeld und Leipzig 1925, S. 337), daß „C.F.Meyer kein Dichter für jeder-

schaffen, so zeigt sich bei näherer Analyse, daß im Gegenteil die patrizisch-bürgerliche Mischform außerordentlich geeignet gewesen ist, das Bündnis der deutschen Oberschichten ideologisch widerzuspiegeln und zu verklären.

---

mann ist". Auch in der Einleitung Werner Kaegis zu der soeben erschienenen Sammlung Ernst Walsers, Geistesgeschichte der Reanissance, Basel 1932, XXX, heißt es, daß „die Novellen C. F. Meyers von wenigen in ihrer tragischen bejahten Spannung zwischen der ästhetischen und der ethischen Lebensform erfaßt wurden". — In Anlehnung an die oben zitierte Auffassung Baumgartens hat übrigens Thomas Mann (Betrachtungen eines Unpolitischen. Berlin 1919, S. 158ff.) versucht, C. F. Meyer im Sinn seines Tonio Kröger zu interpretieren: „Christlichkeit, Bürgerlichkeit, Deutschheit, das sind . . . Grundeigenschaften seines Künstlertums . . ." —

Diese Auswahl aus der Literatur soll hier nicht fortgesetzt und auch nicht im einzelnen interpretiert werden. Sie kann aber den Blick dafür frei machen, daß die Rezeption Meyers genau dem „Ausleseprinzip" entspricht, das wir als formales und inhaltliches Kompositionsschema nachgewiesen, in seiner persönlichen Haltung wiedererblickt und bei seinen ersten Lesern nochmals gespiegelt vorfanden. Die Auslese ist die Verklärung der Elite; diese Elite aber ist nichts anderes als die Großbourgeoisie. Diese Ideologie kann als Wunschbild auch in anderen bürgerlichen Schichten wirken.

# Arbeitsmarkt und Strafvollzug.

## Gedanken zur Soziologie der Strafjustiz[1]).

Von

Georg Rusche (Frankfurt a. M.).

### I.

Für die Sozialforschung ist das Studium des Verbrechens und seiner Bekämpfung ein fruchtbares Gebiet. Es liegen hier Erscheinungen vor, die in so weitem Ausmaß von gesellschaftlichen Kräften bestimmt sind, daß sie auf der einen Seite nach Erklärung aus sozialen Gesetzmäßigkeiten geradezu drängen, auf der anderen Seite ganz besonders geeignet sind, diese Gesetzmäßigkeiten und Mechanismen ihrerseits zu erhellen. Das hat seinen Grund darin, daß die Komplizierungen und Verhüllungen, die die Erforschung anderer sozialer Beziehungen so sehr erschweren, hier weitgehend von der Brutalität der Tatsachen und der Notwendigkeiten eines Kampfes zurückgedrängt werden, der offen geführt werden muß.

Erstaunlicherweise hat sich die Forschung die hier gebotenen Möglichkeiten nur in verhältnismäßig geringem Maße zunutze gemacht.

Zwar sind soziologische Gesichtspunkte bei der Untersuchung der kriminalistischen Probleme weitgehend herangezogen worden, aber sie sind keineswegs zu ihrem Recht gekommen. Denn wenn sich auch jedem, der die Probleme des Verbrechens und seiner Bekämpfung untersucht, Zusammenhänge mit sozialen und ökonomischen Schichtungen aufdrängen, so ist es doch ein weiter Schritt von dem naiven Erkennen dieser Tatsache bis zu einer ihrer systematischen Bedeutung entsprechenden Auswertung mit den hierfür zu Gebote stehenden Mitteln der Theorie.

Dieses Versagen wird dadurch erklärlich, daß im allgemeinen die Forscher, die sich den kriminalistischen Problemen widmen, nicht mit den Grundlagen der Gesellschaftswissenschaften ver-

---

[1]) Die Gedankengänge dieser Studie werden in einem im Auftrag des Instituts für Sozialforschung geschriebenen und später zu veröffentlichenden Buch ausführlich begründet.

traut sind, sondern mehr von außen an sie herankommen. Es sind meistens Juristen oder Ärzte. Wenn sie, durch den Gegenstand veranlaßt, soziologische Kategorien bei ihrer Arbeit verwenden, sind diese der naiven Erfahrung entnommen oder bestenfalls, wenn sie wissenschaftlich fundiert sind, ausschließlich sozialpsychologischer Natur.

Sicherlich hat die neuere Kriminologie, z. T. angeregt durch die Psychoanalyse, wertvolle Erkenntnisse namentlich über die individuellen und sozialen Ursachen des Verbrechens und über die sozialpsychologischen Funktionen der Strafe geliefert. Aber es fehlt diesen Forschungen die Fundierung in den Grundprinzipien aller gesellschaftlichen Erkenntnis. Sie stehen weder mit der ökonomischen Theorie in Verbindung, gehen also nicht auf die materiellen Grundlagen der Gesellschaft zurück, noch sind sie historisch orientiert. Das heißt, sie implizieren eine Konstanz der sozialen Struktur, wie sie in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist, und verabsolutieren unbewußt die dem Beobachter gegenwärtigen sozialen Zustände. Sie begeben sich dadurch der vielseitigen Erkenntnismöglichkeiten, welche darin liegen, daß man den Wandel dieser Zustände untersucht und die davon ausgehenden Wirkungen historisch ableitet. So läßt sich etwa die gesellschaftliche Funktion des Verbrechens und der Strafjustiz weit über das bisher Geleistete aufhellen, wenn man einige einfache Sätze der ökonomischen Theorie anwendet und nicht einen mehr oder weniger stationären Zustand der Klassenverhältnisse voraussetzt, sondern deren säkulare Umwälzungen zugrunde legt. Einige Grundgedanken einer solchen Untersuchung sollen an dieser Stelle der Beurteilung zugänglich gemacht und damit ihre Diskussion vorbereitet werden.

Obwohl in der Kriminologie höchst komplizierte Verhältnisse vorliegen, insbesondere biologische und psychologische Differenzierungen, von deren Erkenntnis wir noch weit entfernt sind, vermag unabhängig davon die ökonomische Theorie und die historische Betrachtung doch wohl Beiträge zur Klärung vieler Fragen zu liefern. Man darf nur die durch ökonomische und historische Argumentation aufweisbare Abhängigkeit der Phänomene des Verbrechens und der Verbrechensbekämpfung nicht für ihre vollständige Erklärung halten. Die durch eine solche Analyse als wirksam erkannten Kräfte bestimmen nicht allein den Gegenstand unserer Untersuchung, und sie ist daher nach mehreren Richtungen beschränkt und unvollkommen.

Denn es sind in der Ausgestaltung des Strafwesens so mannigfaltige außerökonomische Kräfte wirksam, etwa sakraler und sexueller Natur, wie das Ritual des Strafverfahrens zu allen Zeiten ergibt, daß die Untersuchung in dieser Richtung einer Ergänzung dringend bedarf. Auf der anderen Seite ist sie auch nicht hinreichend, um das individuelle Schicksal des einzelnen, der zum Verbrecher wird, und gerade seine Bestrafung zu erklären. Aber innerhalb dieser Grenzen lassen sich gewisse Mechanismen ökonomisch-historisch mit zureichender Exaktheit aufdecken.

## II.

Ohne Widerspruch darf wohl so viel gesagt werden, daß Verbrechen Handlungen sind, die in einer Gesellschaft verboten sind. Von Erörterungen über den Sinn der Strafe sei abgesehen. Es mag dahingestellt bleiben, ob sie Vergeltung der Tat, Abschreckung oder Besserung des Verbrechers, Sicherung der Gesellschaft oder was immer bedeute. Eines kann sicherlich keine Gesellschaft mit ihrem Strafvollzug bezwecken: daß er zur Begehung von Verbrechen anreizt.

Das heißt, der Strafvollzug muß so beschaffen sein, daß Menschen, die kriminell gefährdet erscheinen, von denen man annehmen kann, daß sie geneigt seien, solche der Gesellschaft unerwünschten Handlungen zu begehen, dazu durch die Aussicht, entdeckt und bestraft zu werden, zumindest nicht ermutigt werden dürfen. Im Gegenteil, man hofft sogar durch die Aussicht auf Strafe wenn schon nicht alle Angehörigen dieser Schicht, so doch einen wesentlichen Teil davon abzuhalten.

In der Tat wird der Gedanke an zukünftiges Leid und schmerzhafte Vergeltung, die weit den möglichen Lustgewinn aus der Tat übersteigen, ein wirksames Gegengewicht für denjenigen bilden, der überhaupt diesen Gedanken festhalten kann.

Nun lehrt die Erfahrung, daß die meisten Verbrechen von Angehörigen solcher Schichten begangen werden, auf denen ein starker sozialer Druck lastet, die also ohnehin in der Befriedigung ihrer Interessen gegenüber anderen Schichten benachteiligt sind. Daher muß ein Strafvollzug, wenn er seiner Funktion nicht zuwider handeln soll, so beschaffen sein, daß gerade die kriminell am meisten gefährdeten Schichten bei rationaler Abwägung immer noch vorziehen, die verbotenen Handlungen nicht zu begehen, als der Strafe zum Opfer zu fallen.

Man könnte vielleicht einwenden, daß eine solche Betrachtung die Wirksamkeit des Ehrgefühls und die Furcht vor der Schande des Bestraftwerdens nicht hinreichend berücksichtige. Tatsächlich hängt auch die Festigkeit des Gefüges der gesellschaftlichen Struktur keineswegs nur von der Stärke der äußeren Machtmittel ab, die für den Bestand der Gesellschaft sorgen sollen. Es muß die psychische Bereitschaft der großen Mehrheit hinzukommen, sich in die bestehende Gesellschaft einzufügen, sich den in ihr herrschenden Mächten unterzuordnen, den Staat als ihren Staat, das Recht als ihr Recht zu empfinden. Aber erfahrungsgemäß gibt es Schichten, bei denen diese Anpassungs- und Identifizierungstendenzen versagen.

Gewiß kommen Straffälle in allen gesellschaftlichen Kreisen vor. Sieht man aber von Personen ab, bei denen gesellschaftliche Hemmungen wirkungslos sind, oder von einigen Delikten, die die gesellschaftliche Stellung nicht berühren, wie Beleidigungen, politische Vergehen o. dgl., sieht man nicht auf vereinzelte Fälle von Sensationsprozessen, sondern auf die große Masse des Tagewerkes, das die Strafgerichte verrichten, so wird es klar, daß sich das Strafrecht fast ausschließlich gegen diejenigen richtet, die ihre Abkunft, wirtschaftliche Not, vernachlässigte Erziehung oder sittliche Verwahrlosung zum Verbrechen trieb. Daß der einzelne allein schuld an seinem Verbrechen sei, wird heute kaum mehr behauptet. Auf der anderen Seite wird auch unter stärkstem sozialem Druck nicht jedermann notwendig zum Verbrecher. Es besteht also die Möglichkeit, sich auf der Skala: unschuldige Menschen, elendes Milieu bis zum anderen Ende: ideales Milieu, aber absolute Verbrecher, in beliebigen Theorien zu ergehen, und in der Tat kann im einzelnen Falle die Widerstandsfähigkeit abnorm gering oder der Reiz übergroß sein. Jedenfalls wird von den unteren Schichten eine übermäßige soziale Widerstandskraft verlangt. Namentlich Verschiebungen in den Lebensbedingungen der breiten Volksmassen, die große Teile der Bevölkerung aus ihrer Existenz herausdrängen — lange schwere Winter, Teuerungen, Krisen —, werfen die geistig und körperlich Schwächsten in hohem Maße auf die Bahn des Verbrechens. Soll der Strafvollzug geeignet sein, diese Schichten vom Verbrechen in wirksamer Weise abzuhalten, so muß er ihnen noch als ein Absturz gegenüber ihren bisherigen Bedingungen erscheinen. Man kann diese Überlegung allgemein auch so formulieren, daß alle Bemühungen um die Reform der Behandlung der Verbrecher ihre Grenze finden an der Lage der

untersten sozial bedeutsamen proletarischen Schicht, die die Gesellschaft von kriminellen Handlungen abhalten will. Alle darüber hinausgehenden, noch so human gemeinten Reformen sind notwendig zu einem bloßen Scheindasein verurteilt. Sollten sie etwa von einer an dem Los der Verbrecher interessierten öffentlichen Meinung gefordert und durchgesetzt werden, so müßten sie durch weniger offensichtliche Verschlechterungen kompensiert werden. Denn eine wahrhafte Besserung der Lage der Verbrecher über diese Grenze hinaus würde so weite Schichten nicht mehr vom Verbrechen zurückhalten, daß dadurch jeder mögliche Rahmen eines Strafvollzuges gesprengt wäre.

„When we get down to the poorest and most oppressed of our population we find the conditions of their life so wretched that it would be impossible to conduct a prison humanely without making the lot of the criminal more eligible than that of many free citizens. If the prison does not underbid the slum in human misery, the slum will empty and the prison will fill," sagt Bernard Shaw einmal[1]).

## III.

Die angestellte Überlegung ist rein formaler Natur. Sie ist zwar oft genug ausgesprochen worden[2]), namentlich wenn es darum ging, vorgeschlagene Reformen des Strafvollzuges zu verhindern oder geschehene rückgängig zu machen, aber sie ist doch eine bloße Abstraktion. Natürlich ist nicht anzunehmen, daß sie so, wie sie hier ausgesprochen wurde, in der Gesellschaft unmittelbar wirksam wird. Es ist vielmehr nur eine Maxime unserer Untersuchung, mit der wir zweckmäßigerweise an die Dinge herangehen. Wir werden dann finden, daß es sehr individuelle und a priori gar nicht voraussehbare Ursachen sind, die ihren Lauf bestimmen, oft merkwürdig verschlungen und von ihren Urhebern ganz anders gedacht, als sie sich endgültig auswirken.

Wollen wir die Überlegung, daß ein wirksamer Strafvollzug die kriminell am meisten gefährdeten unteren sozialen Schichten abschrecken muß, konkretisieren, müssen wir uns klar machen, von welchen ökonomischen Kategorien das Schicksal dieser Schichten

[1]) Vorwort zu: Sidney and Beatrice Webb, English Prisons under Local Goverment, London 1922, S. XI.

[2]) Am prägnantesten wohl bei Kriegsmann, Einführung in die Gefängniskunde, Heidelberg 1912, S. 175: „Die Fürsorge darf nicht so weit gehen, daß der Gefangene verwöhnt, die Strafanstalt zum Dorado der ärmeren Klassen der Bevölkerung werde."

bestimmt ist. Es ist ohne weiteres einzusehen, daß diese Schichten über andere Güter als ihre Arbeitskraft nicht verfügen und daß daher der Arbeitsmarkt diese entscheidende Kategorie ist. Anders wird sich die Lage der arbeitenden Klasse darstellen in einer Wirtschaft, in der eine große Reservearmee hungernden Proletariats den Arbeitgebern nachläuft und den Lohn für jede angebotene Arbeitsgelegenheit auf ein Minimum herabkonkurriert, anders in einer Wirtschaft, in der die Arbeiter knapp sind, etwa weil freier Boden vorhanden und daher niemand gezwungen ist, durch abhängige Arbeit seinen Lebensunterhalt zu fristen, wo die Arbeitgeber um die wenigen zur Verfügung stehenden Arbeiter konkurrieren und den Lohn in die Höhe treiben.

Natürlich ist durch Arbeiterknappheit oder Menschenüberfluß noch nicht eindeutig die Lage auf dem Arbeitsmarkt bestimmt. Politische Eingriffe können das Spiel von Angebot und Nachfrage korrigieren. Bei Arbeitermangel können z. B. die Arbeitgeber versuchen, durch rechtlichen Druck den fehlenden wirtschaftlichen Druck zu ersetzen, etwa Sklaverei einzuführen oder sonstige Formen der Zwangsarbeit, Maximallöhne festzusetzen oder ähnliche arbeitsrechtliche Maßnahmen zu treffen; bei Arbeiterüberfluß können die Gewerkschaften durch Zurückhaltung des Angebotes oder der Staat durch sozialpolitische Maßnahmen, insbesondere durch Zahlung von Unterstützung an die Arbeitslosen, den Lohn vor dem Absinken in das Bodenlose schützen. Je nachdem, welcher dieser Fälle vorliegt, wird der Strafvollzug andere Aufgaben zu erfüllen haben.

Arbeitslose Massen, die vor Hunger und Not zu Verzweiflungsdelikten neigen, wird man davon nur durch grausame Strafen abhalten können. Am praktikabelsten erscheint in solchen Fällen schwere körperliche Züchtigung der Verbrecher, wenn nicht ihre rücksichtslose Vernichtung. In China, mit seiner großen Reservearmee elenden und hungernden Proletariats, das teils in die Städte flutend seine Arbeitskraft um jeden Preis zu verkaufen gezwungen ist, wenn es überhaupt Arbeit findet, teils in großen, ewig einander befehdenden Söldnerbanden zusammengelaufen ist, würde die bloße Tatsache, daß man ihnen zu essen gibt, den Verbrechern das Gefängnis zum Anreiz, nicht zur Abschreckung machen. Freiheitsstrafen gibt es daher dort nur, wo sich europäischer Einfluß geltend macht, und sie sind von einer unbeschreiblichen Grausamkeit im Vollzuge. „Jeder sozial denkende Mensch, der nach China kommt", schreibt Agnes Smedley in einem lesenswerten Bericht über „Ge-

fängnisse in China"[1]), „empfängt einen überaus traurigen, niederschlagenden Eindruck, wenn er sehen muß, wie gering ein gewöhnliches Menschenleben wiegt. — Besonders kraß wird man sich dieser Mißachtung bewußt, wenn man bedenkt, wie hier erwischte Übeltäter jedweder Art erschossen, gehängt oder geköpft werden, ohne daß diese Hinrichtungen kaum mehr als flüchtige Beachtung fänden."

In einer Gesellschaft, in der die Arbeiter knapp sind, wird der Strafvollzug ganz andere Funktionen haben. Er braucht dort nicht hungernde Massen von der Befriedigung elementarer Bedürfnisse abzuhalten. Wenn jeder, der arbeiten will, auch Arbeit findet, die unterste soziale Schicht aus unqualifizierten Arbeitern und nicht aus in Not befindlichen Arbeitslosen besteht, kann der Strafvollzug sich damit genug sein lassen, Arbeitsunwillige zur Arbeit zu bringen und sonstige Verbrecher zu lehren, daß sie zufrieden zu sein haben mit dem Auskommen eines ehrlichen Arbeiters. Noch mehr: wenn die Arbeiter knapp sind, wird der Lohn hoch sein. Dann aber wird es sich rentieren, Verbrecher einzusperren und für ihre bloße Nahrung arbeiten zu lassen. Denn die Kosten der Bewachung und des Zwanges werden immer noch weniger betragen als die Differenz zum normalen Lohn. Daher besteht in allen Gesellschaften, in denen Arbeitermangel herrscht, eine Tendenz zur Abkehr von Körperstrafen und von der Vernichtung der Verbrecher. Auch der Verbrecher ist als Arbeitskraft noch wertvoll, man tötet ihn nicht gerne, sondern verwertet ihn, wenn es geht. Zwangsarbeit ist das geeignete Strafmittel.

## IV.

Diese in rohen Umrissen entwickelte ökonomische Theorie des Strafvollzuges scheint mir der Schlüssel zur Lage des Strafwesens zu sein. Es wäre aber ganz verfehlt, sie unmittelbar so, wie sie hier vorgetragen wurde, auf die Gegenwart anzuwenden.

Wichtige Eigentümlichkeiten des heutigen Strafwesens lassen sich nämlich nicht aus der heutigen sozialen Situation erklären. Ginge man von der Interessenlage der gegenwärtigen Gesellschaft aus, so ließen sich ganz andere Möglichkeiten angeben, um die durch die Tatsachen des Verbrechens gestellten Aufgaben rational zu bewältigen. Daß unser Strafwesen in seinen heutigen Formen vorliegt, ist zu einem großen Teil nur aus der Interessenlage vergangener Epochen verständlich, in denen es seine erste Prägung fand. Es

[1]) Frankfurter Zeitung 15. 9. 1930.

ragt gewissermaßen als ein Überbleibsel in die Gegenwart herein. Durch den Wechsel des sozialen Geschehens ist es aber nicht etwa bedeutungslos geworden, sondern übt, obwohl es sich weitgehend den heutigen Aufgaben angepaßt hat, in seiner aus der Vergangenheit stammenden Gestalt tiefgreifende Wirkungen aus. Das muß demjenigen verschlossen bleiben, der das Strafwesen nur vom Standpunkt der Gegenwart zu begreifen versucht. Er wird Absichten in seine Institutionen hineindeuten müssen, die ihm unverständliche Einrichtungen rationell erklären sollen, aber in der Lage der Dinge nicht begründet sind. Das heißt aber, daß unsere ökonomische Theorie durch eine historische Analyse ergänzt werden muß, ohne die das gegenwärtige System der Verbrechensbekämpfung unverständlich ist. Diese Arbeit ist von den Rechtshistorikern bisher nicht geleistet worden. Die Rechtsgeschichte, wie sie im Augenblick betrieben wird, ist viel zu sehr ein Zweig der positiven Jurisprudenz, als daß sie imstande wäre, sie gesellschaftlich-historisch zu analysieren.

Die Geschichte des Strafwesens ist mehr als eine Geschichte der vermeintlichen Eigenentwicklung irgendwelcher rechtlichen „Institutionen". Sie ist die Geschichte der Beziehungen der „zwei Nationen", wie sie Disraeli nannte, aus denen sich die Völker zusammensetzen, der Reichen und der Armen. Die Beschränkung auf das unfruchtbare Einerlei der meist von den Rechtshistorikern gehüteten Schulbegriffe hemmt eine wahrhaft wissenschaftliche Erklärung aus der Verursachung der historisch wirksamen Kräfte oft mehr, als sie sie fördert. Und wenn sich Juristen über den juristischen Horizont erheben, so bearbeiten sie oft ihren Gegenstand in der Art eines sorgfältigen Kuriositätensammlers, ohne Kriterien zur Auswahl des Bedeutungsvollen, weil sie den uns überlieferten Aufzeichnungen folgen, die Chronisten aber Dinge aufgeschrieben haben, die ihnen wichtig und seltsam erschienen, also sicher nicht alltäglich waren, während uns gerade die alltägliche Lebensgewohnheit interessiert. Es ist wie mit den Berichten über Sensationsprozesse, die alle Zeitungen füllen, während sie doch wenig über die wirkliche Kriminalität der Massen sagen.

Häufig auch lassen sich die Rechtshistoriker statt von einer vorurteilslosen Anwendung sozialer Gesetze von der problematischen Konzeption eines kontinuierlichen Fortschritts in der Entwicklung der rechtlichen Institutionen leiten: von der barbarischen Grausamkeit zur Humanität jener relativ vollkommenen Rechtsordnung,

deren wir uns heute erfreuen sollen. Sie übersehen, daß eine sehr lange, bald stockende, bald rückläufige Bewegung vorliegt. Dementsprechend sind sie oft recht freigiebig mit Lob für die Zeiten, die ihre Theorie bestätigen, geizen aber auch nicht mit Tadel für Jahrhunderte, die sich nicht danach richten — ein Verfahren, durch das die Erkenntnis der Tatsachen nicht immer gefördert wird.

Es ist daher die Aufgabe gewesen, die Epochen der Kriminalgeschichte in ihrem Zusammenhang mit den Epochen der Wirtschaftsgeschichte und der Geschichte des ökonomischen Kampfes der Klassen zu studieren und die zutage geförderten Zusammenhänge für die Analyse des gegenwärtigen Strafwesens nutzbar zu machen. An dieser Stelle kann nur ein kurzer Überblick über die Resultate dieser Forschung gegeben werden, soweit es erforderlich ist, um den Gedankengang dieses Aufsatzes zu Ende zu führen. Alle Einzelheiten und alle Beweise sowie eine Reihe anderer kriminalsoziologischer Ergebnisse sind der oben erwähnten ausführlicheren Arbeit vorbehalten.

## V.

In der Geschichte des Strafvollzuges folgen drei Epochen aufeinander, die durch das Vorwiegen ganz verschiedener Strafarten gekennzeichnet sind: Bußen und Geldstrafen sind praktisch die einzigen Strafmittel des früheren Mittelalters, sie werden im Spätmittelalter abgelöst durch ein System grausamer Leibes- und Lebensstrafen, das seinerseits im 17. Jahrhundert der Freiheitsstrafe Platz macht. Vergleicht man mit diesen Phasen der Kriminalgeschichte die Wandlungen in der Sozialgeschichte, so finden sich überraschende Zusammenhänge.

In dem Bußstrafensystem des frühen Mittelalters spiegeln sich die gesellschaftlichen Verhältnisse eines dünn besiedelten Bauernlandes mit vollkommener Genauigkeit wider. Die Möglichkeit der Ansiedlung auf freiem Boden verhinderte jeden starken sozialen Druck auf die Unterklassen und führte zu einer ziemlich gleichmäßigen Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums. So traten Delikte gegen das Eigentum stark in den Hintergrund, denn ein Bauer kann seinen Nachbarn schwerlich Dinge entwenden, die nicht eigene Arbeit mit viel geringerem seelischen Aufwand hätte beschaffen können. Es waren mehr die primitiven Regungen der Sexualität und des Hasses, die zu Delikten führten. Eine wirkliche Abschrekkung war in dieser Zeit nur die Furcht vor der drohenden privaten

Rache des Verletzten. Um zu verhüten, daß diese in Fehde, Blutrache und Anarchie ausartete, bemühte sich die Gesellschaft um Beilegung. Man betrachtete Verbrechen als eine Art Krieg, und einem Gesetzgeber mußte es vielmehr darauf ankommen, Feinde nach anerkannten Grundsätzen zu versöhnen, als Verbrechen durch ein Strafrecht im heutigen Sinne zu bekämpfen.

Im späteren Mittelalter änderte sich die Situation vollkommen. Waren, wie Schmoller sagt, bis dahin „die Menschen begehrter als die Grundstücke"[1]), so kam es nunmehr mit dem Wachsen der Bevölkerung zur Besetzung des Bodens und damit Überflutung des vorhandenen Lebensraums. Es beginnt eine Klassenspaltung in Reiche und Arme, hablose Arbeiter entstehen, die den Lohn herunterkonkurrieren und erstmalig eine Art kapitalistischer Produktionsweise ermöglichen; Bettlerheere, soziale Unruhen, Aufstände, die in Deutschland im Bauernkrieg kulminieren, sind die Folge. Die Kriminalität änderte vollkommen ihr Bild. Es ergab sich ein rapides Zunehmen der Eigentumsdelikte. Die Züge der Bettler und die Rotten der Diebe und Räuber wurden zur Landplage. Dadurch mußte sich das Arbeitsfeld der Justiz völlig ändern. Hatten im Mittelalter die Vermögensstrafen den Vorzug vor den Leibesstrafen, so verfing jetzt das überkommene Geldstrafensystem nicht mehr. Bei diesen Verbrechern war nichts zu holen. Langsam trat an die Stelle der bisherigen Strafen die Geißelung, Verstümmelung und Tötung, zunächst noch ablösbar durch Geld, dann als Universalstrafmittel, das allein noch einen gewissen Schutz gegen die Kriminalität der sich ansammelnden hablosen Massen zu gewähren schien. Die grausamste Phantasie reicht kaum aus, um sich einen Begriff von jener Justiz zu machen, die bald neben dem Banditen und Mordbrenner auch den Vagabunden ins Verderben riß und bei der Vernichtung der arbeitslosen Proletarier landete.

Um 1600 änderten sich die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt abermals grundlegend. Das Arbeitsangebot verknappte sich, sei es infolge der Ausweitung der Märkte durch die Entdeckungen, den Edelmetallzustrom aus der neuen Welt, sei es durch die Kriege und Seuchen, namentlich den 30jährigen Krieg, und die in ihrem Gefolge eintretende Verminderung der Bevölkerung. Es entstand dadurch eine Periode fühlbaren Arbeitermangels. Die Löhne der Arbeiter stiegen, und die Lebenshaltung der unteren Klassen besserte sich erheblich.

---

[1]) Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre, II, Leipzig 1901, S. 513.

Die Menschen wurden wertvoll und faul, d. h. sie überlegten es sich lange, ehe sie ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellten. Die Gewinne der Unternehmer gingen zurück, die „Wirtschaft“ verfiel. Man versuchte, den fehlenden ökonomischen Druck weitgehend durch Zwang zu ersetzen. Die ganze gesellschaftliche Struktur wird von diesem Bemühen aus bestimmt; es ergibt sich als Konsequenz das System des Merkantilismus. Leicht in diesem Sinne zu deuten ist z. B. die allgemein bekannte Tatsache, daß man bis dahin Soldaten in genügender Anzahl einfach durch die Werbetrommel zusammenbringen konnte, denn arbeitslose Proletarier strömten in hellen Haufen zusammen, wo sie eine Möglichkeit zur Fristung ihrer Existenz sahen. Nunmehr aber mußte man sie mit Gewalt und List pressen, weil sie überall anderwärts günstigere Bedingungen finden konnten als beim Militär. In dieser Situation dauernden Menschenmangels, wo jede Arbeitskraft kostbar war, wäre es eine ökonomisch „sinnlose“ Grausamkeit gewesen, Verbrecher weiterhin zu vernichten. Die Freiheitsstrafe nimmt die Stelle der Leibes- und Lebensstrafen ein, „Humanität“ tritt an die Stelle der Grausamkeit; wo immer Richtstätten waren, werden jetzt Zuchthäuser errichtet. Diese Humanität war durchaus rentabel: „Was nutzet ein Dieb, der um 50 Gulden ist gehenket worden, sich oder diesem, dem er gestohlen, da er doch im Werkhaus in einem Jahr wohl viermal soviel verdienen kann?“, fragt ein hervorragender Nationalökonom jener Zeit, der alte J. J. Becher[1]).

Der humane Strafvollzug verlor seine Funktion in dem Augenblick, als die industrielle Revolution, die Freisetzung des Arbeiters durch die Maschine um die Wende des 18. Jahrhunderts den Arbeitermangel behob und die industrielle Reservearmee entstand. Die unteren Klassen verelendeten, sie unterboten sich auf dem Arbeitsmarkt, und Zwangsmaßnahmen verloren ihren Sinn. Die Zuchthäuser hörten auf zu rentieren. Bei hohen Löhnen hatten sie große Gewinne gebracht; wenn sich Arbeiter freiwillig für ein Existenzminimum anboten, lohnte es sich nicht mehr, die Kosten für Einsperrung und Bewachung aufzubringen. Nicht einmal für den einfachen Betrieb, die Erhaltung der Gebäude, den Unterhalt der Wärter und Gefangenen langte der Ertrag der Arbeit mehr aus. Das Zuchthaus versagte doppelt: wieder wie im Mittelalter schwoll

[1]) Becher, Johann Joachim, Politischer Discurs. Von den eigentlichen Ursachen dess Auff- und Abnehmens der Städt, Länder und Republicken. Frankfurt a. M. 1688, S. 245.

die Kriminalität der verelendenden Massen an, das Zuchthaus bedeutete keinen Schrecken mehr für sie. Es lag nahe, in der Behandlung der Verbrecher zu den mittelalterlichen Methoden zurückzukehren. Laut genug ist die Forderung ertönt, doch es kam nicht so weit, sei es, daß die mühsam erworbenen Ideale der Humanität es verhinderten, sei es, daß politische Klugheit die Herrschenden davor zurückschrecken ließ, durch eine so offene Provokation die ohnehin revolutionäre Situation zu überspannen. Die Freiheitsstrafe blieb erhalten, ein Überrest aus einer Epoche ganz anderer sozialer Konstellation, nicht zu verstehen aus der Interessenlage der Gegenwart, aber sie wandelte ihre Funktion, paßte sich zwangsläufig den geänderten Bedürfnissen an. Aus sinnvollen Zwangsarbeitsanstalten wurden die Zuchthäuser zu Orten bloßer Quälerei, geeignet, auch noch den Elendesten abzuschrecken. Die Kost wurde schlecht — oft geflissentlich auf Brot und Wasser gesetzt —, so daß die Gefangenen haufenweise starben. Sie wurden unzulänglich gekleidet, in Massen zusammengepfercht, die unrentabel gewordene Arbeit trat in den Dienst der Peinigung. Es mußten von den Gefangenen Steinlasten nutzlos von einer Stelle zur anderen geschleppt werden, sie mußten irgendwelche Wasserpumpen bewegen, die das gepumpte Wasser wieder zurückfließen ließen, oder Tretmühlen bedienen, die keinerlei Zwecken nutzbar gemacht wurden. Prügel als „Willkomm" und „Abschied" und als Disziplinarmittel zu jeder Zeit ergänzten die abschreckende Wirkung.

Die Einführung der Einzelhaft war nur eine Scheinreform. Auch sie war ein Strafmittel, das noch bei Hungernden Furcht erregen und abschreckend wirken konnte bei Menschen, die nicht wußten, wie sie ihr Dasein fristen sollten; denn es gibt kaum eine größere Qual als das durch die einsame Einsperrung hervorgerufene Gefühl der vollständigen Abhängigkeit und Hilflosigkeit, der Absperrung von allen Reizen und Zerstreuungen. Nur der Form nach gestaltete sich der Abschreckungsgedanke hier anders als in den Körperstrafen des Mittelalters, aber das Gewissen der Reformer konnte sich beruhigen. Sie wollten in der Einzelhaft nicht die Tortur, sondern den Fortschritt über die Zuchthäuser sehen.

Anders als in Europa entwickelte sich der Strafvollzug in Amerika. Hier herrschte im 19. Jahrhundert eine noch größere Nachfrage nach Arbeitern als je im Merkantilismus. Der freie Boden auf der einen, die beginnende industrielle Entwicklung auf der anderen Seite schufen ein Vakuum auf dem Arbeitsmarkt, das die Einwanderung nicht

füllen konnte. Jeder, der nur einigermaßen brauchbar war, konnte Arbeit finden, der Lohn stand hoch, die Möglichkeiten des Aufstiegs waren keinem Tüchtigen verschlossen. Die unterste sozial bedeutsame Schicht waren die unqualifizierten, eben eingewanderten oder einheimischen farbigen Arbeiter. Man brauchte keine Fürsorge für Arbeitslose. Für die Kranken und Schwachen, die Erwerbsunfähigen genügte eine reiche private Wohltätigkeit. Die Zahl der Verbrechen war gering. Die Gestalt des Strafvollzuges konnte dem Rechnung tragen. Wie im Merkantilismus wurden die Gefängnisse zu gut rentierenden Produktionsstätten mit der hauptsächlichen Aufgabe, die Verbrecher durch Erziehung in brauchbare Mitglieder der Gesellschaft, d. h. fleißige Arbeiter zu verwandeln, deren man gar nicht genug haben konnte. Demzufolge konnten sich die Reformer erstaunlich weit vorwagen, zuletzt trat das ganze System in den Dienst der Besserung; Unterricht, Ausbildung in gelernten Berufen, Körperpflege, Stufenstrafvollzug, bedingte Begnadigung und Bewährungsfrist, Fürsorge nach der Entlassung, Sonderbehandlung jugendlicher und erstmalig bestrafter Verbrecher nahmen von dort ihren Ausgangspunkt, eine große wissenschaftliche Organisation trat in den Dienst der Erforschung der individuellen und sozialen Ursachen des Verbrechens und seiner zweckmäßigsten Bekämpfung durch Fürsorge und Vorbeugung.

Erst als sich in Europa die Lage zeitweilig besserte, der Druck der auf dem Arbeitsmarkt seit der industriellen Revolution lastenden Arbeitslosen langsam wich, die Arbeitslosigkeit als Dauererscheinung verschwand, die Sozialpolitik das Los der Hilflosen erleichterte und infolgedessen die Kriminalität stark zurückging, folgte man langsam und zögernd dem amerikanischen Beispiel, mehr vielleicht in der Theorie als in der Praxis. In Deutschland z. B. war eine wirksame Hilfe für die Fürsorge für Strafentlassene in der Vorkriegszeit die Leutenot der Landwirtschaft, die bereit war, alle Arbeitskräfte aufzunehmen, vorausgesetzt, daß sie sich mit hinreichend gedrückten Löhnen begnügten, und daher neben Ausländern auch Vagabunden und Verbrecher dringend anforderte.

## VI.

Als nach dem Kriege die Arbeitslosigkeit wieder chronisch wurde, hat man in den am stärksten betroffenen Ländern Europas durch Arbeitslosenfürsorge einen Zusammenbruch des Arbeitsmarktes verhindert. Die Löhne und der Lebensstandard sanken nicht so weit,

wie es das Resultat eines unbeeinflußten Spiels der ökonomischen Kräfte gewesen wäre. Auch denen, die aus dem Produktionsprozeß ausfielen, wurde die Befriedigung ihrer lebensnotwendigsten Bedürfnisse gewährt, und sie brauchten im allgemeinen nicht aus Mangel daran Verbrecher zu werden. Dadurch wurde der Strafvollzug vor der Aufgabe bewahrt, die er mehrmals in seiner Geschichte zu erfüllen hatte, nämlich mit Verbrechern fertig zu werden, denen ein Gefängnis schon wegen der geregelten Verpflegung nichts Abschrekkendes mehr gewesen wäre. Die Kriminalität stieg, abgesehen von der kurzen Zeit der Inflation, nicht über das Niveau der Vorkriegszeit hinaus, ja sie zeigte bis vor kurzem eher eine sinkende Tendenz. Demzufolge brauchten die Reformen des Strafvollzuges, die sich schon vor dem Kriege anbahnten, zunächst nicht aufgegeben zu werden, sondern man konnte sie teilweise noch weiter führen, begünstigt durch die politische Lage, die Schichten ein Mitbestimmungsrecht im Staate gab, die an dem Lose der Verbrecher interessiert waren und versuchten, die Ideologie der Strafvollzugsreformer in die Praxis überzuführen.

Dieser in den letzten Jahren unter beträchtlicher Beteiligung der Öffentlichkeit durchgeführte Versuch soll an dieser Stelle nicht erörtert werden. Soweit man die Resultate übersieht, kann gesagt werden, daß es nicht nötig ist, jene einfache heuristische Maxime, der wir so viele augenscheinlich richtige Ergebnisse verdanken, ohne weiteres preiszugeben.

Die in Deutschland zur Zeit am meisten kriminell gefährdete Schicht ist die der unterstützten Erwerbslosen, namentlich die der alleinstehenden Jugendlichen, die ohne Familienhilfe nur mit ihrer Unterstützung wirtschaften und im Augenblick für alle Lebensbedürfnisse zusammen etwa 7—8 Mark pro Woche erhalten mögen. Daneben steht noch eine Schicht von Nichtunterstützten, denn weitgehend ist die Wirksamkeit unserer sehr humanen Fürsorgegesetze durch die Konstruktion des zu ihrer Ausführung geschaffenen Apparates kompensiert. Ein großer Teil des in Deutschland geltenden Fürsorgerechts stellt an das persönliche Verantwortungsgefühl der Beamten besonders hohe Anforderungen. Bei der großen Ersparnis an Personal bei den Ämtern bedeutet die Anlage der Aktenstücke, das Nachsuchen der Bewilligung von Unterstützungsmitteln bei der vorgesetzten Stelle, das Ablegen von Rechenschaft über ihre Verwendung in jedem einzelnen Fall eine neue Belastung der Beamten, welche durch die einfache Abweisung der Bittsteller zu vermeiden

wäre. Ohnedies sind die Beamten bei den aufs äußerste beschränkten Etats der öffentlichen Körperschaften dazu gehalten, im Zweifelsfall lieber einen negativen Bescheid zu erteilen. Es bestehen daher in jedem Fall starke Motive zu ungünstigen Entscheidungen.

Die Schicht der Nichtunterstützten liefert die Bettler, Vagabunden, „Vertreter", Prostituierten, Zuhälter, Lohndrücker für Gelegenheitsarbeiten aller Art — Gäste der Herbergen und Asyle, wenn sie „Schlafgeld" haben, sonst in den Wartesälen und Hauseingängen sich herumdrückende und verzweifelt den Morgen erwartende Obdachlose[1]).

Nach unserer heuristischen Maxime dürften wir annehmen, daß im Interesse seiner Wirksamkeit gegenüber diesen Schichten der Strafvollzug eine Hölle bedeuten muß, die sie gegen ihre Lebensbedingungen freiwillig nicht eintauschen. Man scheint jedoch bis jetzt die Befriedigung der elementaren Bedürfnisse der Nahrung und Wärme den Strafgefangenen nicht zu sehr zu schmälern. Im Gegenteil erhalten sie „angemessene Kost", die vielleicht sogar von der Ernährung eines Erwerbslosen noch vorteilhaft absticht (der Materialpreis der Nahrungsmittel in den Anstalten schwankt um ungefähr RM. —.70 pro Tag). Die Degradation, die Sinnlosigkeit der zu verrichtenden Arbeiten, die Gefängnisdisziplin mit ihrer aufgezwungenen Ordnung, die Ausschließung von aller normalen Sexualbetätigung, dazu die Feindseligkeit des überlasteten Personals der Strafanstalten, kurz, die Entziehung der Freiheit scheint vorläufig wirksam genug zu sein. Ähnliches wird man nach den Skandalprozessen der letzten Jahre von der Fürsorgeerziehung annehmen können, die bei Jugendlichen in weitem Ausmaße an Stelle des normalen Strafvollzuges tritt. Natürlich sind die Kräfte, die diese Wirkung hervorbringen, alles andere als bewußte Absicht.

Es gibt jedoch eine außerordentliche Bestätigung der hier vorgetragenen Überlegungen: den dramatischen Zusammenbruch des „humanen" Strafvollzuges in Amerika. In den Vereinigten Staaten herrscht heute eine Arbeitslosigkeit, deren Auswirkungen nicht durch eine der unseren ähnliche Sozialpolitik kompensiert werden. Die Folgen, die sich daraus für die Kriminalität und den Strafvollzug ergeben, sind unausdenkbare Steigerung des Verbrechens, un-

[1]) Die entlassenen Gefangenen sollen nicht in diese Schichten gestoßen werden, sondern Fürsorgeunterstützung erhalten, aber dennoch geraten genug von ihnen dort hinein: solche, die ihre Rechte nicht kennen oder sie nicht in angemessener Weise zu vertreten verstehen, solche, die wegen begangener Delikte sich nicht polizeilich anmelden können, namentlich entwichene Fürsorgezöglinge.

ausdenkbare Brutalität der Repression, Zusammenbruch aller humanitären Reformen, Überfüllung der Gefängnisse, Hunger, Schmutz, Beschäftigungslosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, die zu jenen Zuchthausrevolten, jenen Ausbrüchen des Irrsinns führten, von denen eine Zeitlang die Öffentlichkeit der Welt erschüttert wurde[1]).

Bisher ist in Deutschland die Behandlung der Gefangenen wenn schon nicht so menschlich, wie mancher annimmt, dennoch nicht so hart wie in Amerika. Aber unsere Humanität ist schwerlich wirksam genug, um den Strafvollzug aus der Sphäre jener fatalen Abhängigkeit herauszuheben, die wir unseren theoretischen Erörterungen als heuristische Maxime zugrunde legten.

---

1) Vgl. meinen Aufsatz „Zuchthausrevolten oder Sozialpolitik", Frankfurter Zeitung vom 1. 6. 1930, Nr. 403.

# Autarkie und Planwirtschaft.

Von

Kurt Baumann (Frankfurt a. M.).

## I.

Eine Reihe von Tatsachen, an denen ein Zweifel nicht möglich ist, scheint die These vom Ende der Weltwirtschaft hinreichend zu belegen. Nach den Untersuchungen des Enquete-Ausschusses kann als gesichert gelten, daß die krisenlindernde Wirkung des Außenhandels gegenwärtig viel geringer ist, als in den Wirtschaftsrückschlägen der Vorkriegszeit, die den Welthandel mengenmäßig gar nicht oder nur sehr wenig in Mitleidenschaft zogen[1]). Daß der anwachsende Protektionismus heute stellenweise bis zur vollkommenen Abriegelung mancher Binnenproduktionen geführt hat, ist unbestreitbar. Darüber hinaus läßt sich von einem Methodenwandel der Handelspolitik sprechen, seitdem im Gefolge der Kreditkrise und Währungsschwierigkeiten die außenwirtschaftlichen Beziehungen vielfach aus dem Marktzusammenhang herausgelöst und zwangswirtschaftlicher Regelung unterworfen wurden. Aber solche Tatsachen beweisen noch gar nichts. Es läßt sich an ihnen nicht ablesen, ob es sich um liquidierbare Kriegs- bzw. Krisenerscheinungen handelt oder um Ansätze einer grundsätzlich neuen Wirtschaftsführung. Erst wenn die Schrumpfung des Welthandels unter einem Gesetz strukturell abnehmender Außenhandelsbedeutung begriffen und die da und dort einsetzende naturalwirtschaftliche Gestaltung des zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehrs als „Zurückführung des Handels auf seine eigentlichen Aufgaben“[2]) beurteilt wird, bekommen die Weltmarktgeschehnisse der letzten Jahre jenes säkulare Gewicht, das sie im Lager der Autarkisten zu Symptomen einer Wirtschafts- und Zeitenwende stempelt.

---

[1]) Vgl. die vom Kieler Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr bearb. u. hrsgb. Veröffentlichung des Enqueteausschusses „Der Deutsche Außenhandel unter der Einwirkung weltwirtschaftlicher Strukturwandlungen“, 2 Bde., Berlin 1932, II, S. 460ff.

[2]) Ferd. Fried, Autarkie. Tatschriften. Jena 1932, S. 56.

Das theoretische Rüstzeug, das die Störungen des Nachkriegskapitalismus im Sinne des Autarkieprogramms auszudeuten erlaubt, steht den Vertretern des nationalen Wirtschaftsstaates zum guten Teil in den Argumenten zur Verfügung, mit denen Oldenberg, Pohle und Adolf Wagner in der Schutzzolldebatte der Caprivi-Bülow-Ära das Ende des Export-Industrialismus ankündigten und sich zu Befürwortern einer Agrarautarkie machten. Für ihre Stellungnahme war neben militärpolitischen Gesichtspunkten und der Befürchtung drohenden Absatzverlustes in Übersee vornehmlich die Sorge maßgebend, daß die Zufuhren aus den „Bodenländern" so gut wie ganz aufhörten, wenn dort künftig eigene Industrien die ganzen agrarischen Produktionsüberschüsse an sich ziehen würden[1]). Schon damals wurde eine Krise prophezeit, in der nach volllzogener Industrialisierung der Erde die notwendige Rückbildung zum geschlossenen Handelsstaat vor sich gehen würde[2]). Wenn man Sombart, Salin und den Autoren des „Tat"kreises folgen will, ist die gegenwärtige Krise als Ereignis dieser Art aufzufassen[3]). Freilich wird auf den Nachweis, daß die Industrialisierung der Agrar- und Rohstoffländer die entscheidende Erklärung für den Krisenausbruch biete, nicht unbedingt Wert gelegt. Gemeint ist eher, daß die durch den Protektionismus geförderte territoriale Ausbreitung des Industriesystems zu einer strukturellen Abnahme der Außen-

[1]) So Ludw. Pohle, z. B. bei der Münchener Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1901, Schriften Bd. 98, S. 207. Ebenso Adolph Wagner, Agrar- und Industriestaat, Jena 1902, S. 153. — Im Hintergrund solcher Prognosen stand immer das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag: dem Hinweis auf das billige Getreideangebot aus Übersee wurde entgegengehalten, daß über kurz oder lang eine Periode steigender Preise einsetzen werde, wenn die Neuländer mit wachsendem Eigenbedarf zu intensivieren gezwungen wären. Ähnlich heute Sombart (s. unten S. 81).

[2]) „Ein Teil der industriellen Produktion findet dann keinen Abnehmer mehr . . . und es ist dann keine andere Wahl, als den Weg, den man eben nach vorwärts durchmessen hat, nun wieder rückwärts zu machen, d. h. die Bevölkerung, die man der Landwirtschaft entfremdet und in die Industrie getrieben hat, zu einem großen Teil wieder aus der industriellen Beschäftigung zurückzuziehen und erneut mit landwirtschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen . . ." L. Pohle, Deutschland am Scheideweg, Leipzig 1902, S. 166ff. (dazu die Darstellung bei Ernst Döblin, Internationale Konjunkturabhängigkeit und Autarkie, Arch. f. Sozialw. u. Sozialpol. Bd. 67, S. 283ff.). Derselbe Gedanke später sehr nachdrücklich vertreten von Gerhard Hildebrand, Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus, Jena 1910.

[3]) „Wenn man heute auf die Agrar-Industriestaatdebatte der Jahrhundertwende zurücksieht, so haben sich alle Argumente Adolph Wagners gegen die Industriestaats- und Exportoptimisten völlig bewahrheitet . . . Die heutige Krise ist der sinnfällige Ausdruck davon." Giselher Wirsing, Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft. Tat-Schriften, Jena 1932, S. 249.

handelsquote[1]) führte und mit der Rückbildung der Arbeitsteilung zwischen Gebieten der Urproduktion und der Verarbeitung schließlich das Fundament der Weltwirtschaft derart unterhöhlte, daß der erste Ansatz „gestaltenden und zerstörenden Geschehens sie in Staub auflösen und leichter als Flugsand verwehen konnte" (Salin)[2]). Der Zusammenhang zwischen Industrialisierung und Außenhandel wird dabei — wie in der Agrar-Industriestaat-Kontroverse um 1900 — verschieden konstruiert. Sombart behauptet eine Verminderung der Einfuhrkapazität der jungkapitalistischen Länder „aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Gegenwerte für die einzuführenden Industrieerzeugnisse zu bieten haben: sie haben aber keine Gegenwerte, weil sie nicht gleichzeitig ihre eigene Industrie aufbauen und Rohstoffe und Nahrungsmittel nach Europa ausführen können, oder anders ausgedrückt, auf derselben Agrarbasis können nicht zwei Industriesysteme sich aufbauen, das eigene und das europäische, gemäß dem Gesetze des proportionalen Verhältnisses zwischen Agrarbasis und Industrieüberbau ... Sie können aber auch ihre Agrarbasis nicht erweitern, da sie dann intensiver und also viel zu teuer ihre Agrarprodukte erzeugen würden"[3]). Die stagnierende Arbeitsproduktivität, die hier für das Gebiet der Urproduktion festgestellt wird, die aber ganz allgemein zu beobachten sei, spielt zusammen mit der rückläufigen Tendenz der Bevölkerungsbewegung in Sombarts Beweisgang auch insofern eine Rolle, als er daraus eine Abnahme der Profite, also ein Versiegen der Quelle des Kapitalexports ableitet. Andere Autoren argumentieren in mehr oder weniger bewußter Anlehnung an die marxistischen Imperialismustheorien vom Typ Rosa Luxemburg-Sternberg, schließen also von einer Verminderung der Fabrikatexporte nach den Industrialisierungsgebieten auf eine Erschwerung der Bezüge von Lebensmitteln und Rohstoffen[4]). Das Ergebnis ist in der einen wie in der anderen Version, daß die Durchkapitalisierung der Erde eine Einebnung des „Gefälles der Weltwirtschaft" (Wagemann) und am Ende deren völlige Auflösung mit sich bringen mußte. Die Orientierung auf dem Binnenmarkt

[1]) Über die Verwendung des zuerst von Sombart 1903 aufgestellten „Gesetzes von der abnehmenden Bedeutung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen" vgl. Max Victor, Das sogenannte Gesetz der abnehmenden Außenhandelsbedeutung. Weltwirtschaftl. Archiv, 36 Bd. S. 59ff.

[2]) Edgar Salin, Von den Wandlungen der Weltwirtschaft in der Nachkriegszeit. Weltwirtschaftl. Archiv, 35. Bd. S. 11.

[3]) Die Zukunft des Kapitalismus, Berlin-Charlottenburg 1932, S. 38. Ebenso schon 1928 bei der Züricher Tagung des Vereins für Sozialpolitik.

[4]) Wirsing a. a. O. S. 247ff., Fried a. a. O. S. 20ff.

wird damit zum unausweichlichen Gebot. Denn wenn das „künstliche Gebilde“ der Weltwirtschaft zerstört ist, bleibt nichts anderes mehr übrig, als unausnutzbare Exportkapazitäten abzubauen und dafür Produktionen zu entwickeln, die bisher noch dem Ausland überlassen waren. Eine solche Autarkiesierung wäre die bewußte Fortsetzung und Verallgemeinerung der von vielen Ländern in der Nachkriegszeit geübten interventionistischen Praxis[1]). Überall ließe sie eine neue „schöne Entsprechung“ zwischen Industrie und Landwirtschaft entstehen: agrarische Überschußgebiete würden die Landwirtschaft restringieren und die freiwerdenden Produktionsfaktoren in der Industrie ansetzen, Zuschußgebiete müßten durch Reagrarisierung umgekehrt verfahren, bis durch die planmäßige Abrundung der Wirtschaftskörper weitgehende Selbstversorgung erreicht ist. Wird auch innerhalb der Grenzen der jetzigen Nationalstaaten an eine Vollautarkie nicht gedacht, so erwartet man doch die annähernde Verwirklichung dieser „platonischen Idee“ (Fried) von den neuen „Großraumwirtschaften“, deren Umrisse bereits heute — wenn man die rechte Blickrichtung hat — sichtbar sind[2]).

Da vollkommene Selbstversorgung nicht möglich erscheint, arbeitet die Autarkiepropaganda üblicherweise mit einer wirtschaftlichen, moralischen oder politischen Bewertung der einzelnen Importe. In Deutschland wird in erster Linie die Abdrosselung der Agrareinfuhren zugunsten eigener Erzeugung verlangt und durchgesetzt. Unter bewußter Zurückstellung wirtschaftlicher Produktivitätsinteressen und überdies unter Verzicht auf entwicklungstheoretische Begründung wird diese „Nahrungsfreiheit“ etwa bei v. Dietze rein politisch motiviert: Landesverteidigung und nationale Wehrhaftigkeit, von der Sicherung der eigenen Ernährungsgrundlage und der Stärkung der ländlichen Bevölkerungsschichten ab-

---

[1]) Als Vorbilder gelten die Industrieförderung in den europäischen Neustaaten und in Übersee, aber auch die Valorisationen tropischer Produkte (Kaffee, Zucker, Kautschuk), bei deren Durchführung man über das Mittel der Vorratbildung hinaus zu Produktionseinschränkungen fortgeschritten ist.

[2]) Man denkt dabei an das englische und französische Imperium, an einen werdenden ostasiatischen Raum, an Sowjetrußland, USA. und an „Mitteleuropa“ bzw. den „Vereinigten Europäischen Kontinent“. Mitteleuropa (Deutschland-Südosteuropa mit Anlehnung an Sowjetrußland) ist die Losung der „Tat“, der Vereinigte Europäische Kontinent, der den nichtrussischen Kontinent mit Einschluß der französischen Besitzungen in Afrika zusammenfassen soll, wird von den Autarkisten der „Sozialistischen Monatshefte“ seit langem angekündet (vgl. neuerdings besonders die Aufsätze von Herm. Kranold in dieser Zeitschrift).

hängig, seien wichtiger als Rücksicht auf Wirtschaftlichkeit und Versorgungsstand[1]). Aber auch bei jenen „integralen" Autarkisten, die sich mit ihren Forderungen vorherbestimmten Gesetzen zu beugen glauben, spielen ökonomische Deduktion und ökonomische Zwangsläufigkeit nur eine begleitende oder vermittelnde Rolle. Protektionismus und Rückbildung der Arbeitsteilung gelten hier als Anzeichen einer neuen „Grundhaltung" der Nationen; es sind die Waffen, deren sich das staatlich-nationale Prinzip im Kampf gegen das wirtschaftlich-internationale bedient. Immer noch bleibt zwar nach dieser Lesart wahr, daß die Autarkie kein Wunschbild ist, denn auch in Deutschland geht „die Entwicklung tatsächlich von selbst dahin, aber nicht aus ökonomischen Gründen, sondern weil es dem deutschen Charakter entspricht"[2]). Der Einwand, daß der Weg zur Nationalwirtschaft „mit Krisen gepflastert" sei (Döblin), prallt an dieser Weltanschauung[3]) ebenso ab wie der Hinweis auf die unvermeidliche Beschneidung der Lebenshaltung. Denn wenn auch Fried gelegentlich noch — keineswegs durchgehend — eine Vermehrung des Reichtums verspricht und Sombart erwartet, daß sich durch die Reagrarisierung Deutschlands die gesamte Arbeitslosigkeit der kommenden Jahre beseitigen ließe[4]), so sind doch solche Begründungen, allzuleicht widerlegbar, ganz unnötig. Der Abscheu gegen die „verworfene Fortschrittswelt" und „die sog. Vernunft des 19. Jahrhunderts" (Salin), erlaubt auch dann noch die Autarkie zu bejahen, wenn zugestanden wird, daß sie versorgungs- wie konjunkturpolitisch nur nachteilig wirken könnte[5]).

---

[1]) Vgl. sein Referat bei der Dresdener Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1932, Schriften Bd. 187, insbes. S. 111. Ebenso Hjalmar Schacht: „Die Frage der landwirtschaftlichen Produktion ist zwar für den einzelnen Landwirt eine Frage der Rentabilität, für das Volk als ganzes gesehen aber eine nationale Lebensnotwendigkeit ohne Rücksicht auf die Kosten." (Grundsätze deutscher Wirtschaftspolitik, Oldenburg 1932 S. 31.)

[2]) Fried in der „Tat", Jan. 1933, S. 839.

[3]) Deutlich ist der weltanschauliche Hintergrund der Autarkieforderung auch bei Spann. Der Weltwirtschaft mangelt nach Sp. der Charakter der „unmittelbaren Einheit", während die nationalen Volkswirtschaften „schöpferische Gestaltung" sind und daher den Anspruch auf „gliedhafte Eigenlebendigkeit" und die Aufgabe möglichst weitgehender Selbstversorgung haben. Spann, Der individualistische und der universalistische Begriff der Weltwirtschaft, Weltw. Archiv, Bd. 30, S. 116ff.

[4]) Fried, Autarkie, S. 55; Sombart a. a. O. S. 44. Der Gesichtspunkt der Arbeitsbeschaffung spielt in der Autarkiepropaganda stets eine erhebliche Rolle.

[5]) Salin, Am Wendepunkt der deutschen Wirtschaftspolitik, in: Deutsche Agrarpolitik. Veröffentlichungen der Friedr. List-Gesellschaft 6. Bd. T. II, Berlin 1932, S. 703f. sowie sein oben zit. Aufsatz. In die gleiche Richtung — aber ohne die Reserven, die Salin immerhin noch macht —

Die zwangsläufige Herausbildung autarker Ordnungen erscheint vollends plausibel, wenn sich nachweisen läßt, daß starke Binnenwandlungen der Wirtschaft in die gleiche Richtung drängen. Gewisse Parallelen fallen in der Tat auf. Alle Maßnahmen, die den Abschluß vom Weltmarkt bezwecken, stehen als Eingriffe in den freien Außenhandel in Analogie zu den Eingriffen in die Binnenmärkte, mögen sie nun von monopolistischen Unternehmungen oder Unternehmungsgruppen, von den Gewerkschaften oder vom Staat ausgehen. Verlängert man die Entwicklung, die solche binnenwirtschaftlichen Preis- und Produktionsregulierungen mit sich brachte, in die Zukunft (wobei man sich etwa auf Schmalenbach oder auf Sombart berufen mag), so führt der Weg in „organischer Fortbildung" des bisherigen Verlaufs in irgendeine Art von „Planwirtschaft", in der endgültig die Freiheit durch die Bindung abgelöst ist. Ob es sich dabei um Plankapitalismus oder Plansozialismus handelt, gilt gewöhnlich als gleichgültig gegenüber der Tatsache, daß jedenfalls „in dem weltgeschichtlichen Wechsel von frei in Gemeinschaft gebundenen und freiheitlich zur Gesellschaft gelockerten Zeiten wieder einmal eine individualistische Epoche sich dem Ende nähert"[1]). Eine solche Planwirtschaft verhielte sich dann zur freien Marktwirtschaft wie die Autarkie zum Freihandel: bewußte Regelung tritt nach innen und außen an die Stelle mechanischen Ablaufs. Die Autarkieforderung bekommt ersichtlich in diesem Zusammenhang einen etwas veränderten Sinn — man spricht jetzt von „Autarchie": Selbstbestimmung — so daß sie auch Maßnahmen staatlicher Exportförderung im Rahmen eines gesamtwirtschaftlichen Ein- und Ausfuhrplans umfaßt. Denn gemeint ist jetzt nicht so sehr Abdrosselung als zentrale Lenkung des Außenhandels, wobei immer das Primat

---

weisen die Äußerungen Otto Strassers, Niekischs u. a. Viele Belege bei Friedr. Hoffmann, Der Ruf nach Autarkie in der deutschen politischen Gegenwartsideologie, Weltw. Archiv, Bd. 36, S. 496ff. und Grete Bernstein, Abwandlungen des Autarkiegedankens, Wirtschaftskurve, Nov. 1932.

[1]) So z. B. Salin, Am Wendepunkt . . ., a. a. O. S. 698. — Wenn die Schriftsteller der „Tat" als Hauptträger der von ihnen propagierten Neuordnung die „unverbrauchten Mittelschichten" des „nichtkapitalistischen Bürgertums" — das sind die kleinen Eigentümer und die persönlich wirtschaftenden Unternehmer — bezeichnen, gleichzeitig aber jede kapitalistische Planwirtschaft als Fälschung einer echten „Gesamtwirtschaft" ablehnen, so liegt hier eine Selbsttäuschung vor. Denn jener Besitzmittelstand ist, wie Geiger gut ausführt, nicht antikapitalistisch, sondern höchstens antimonopolistisch. Vgl. E. W. Eschmann, Krisis des Bürgertums, Die Arbeit, 1931, S. 362ff. und Th. Geiger, Mittelschichten und Sozialismus, ebenda S. 619ff.

des Binnenmarktes und der national-politische Vorbehalt der Nahrungsfreiheit bestehen bleiben soll. Ein neues handelspolitisches System, das mit Kontingentverträgen und Präferenzen arbeitet, also einem unmittelbaren gegenseitigen Warenaustausch in Gang setzt, wie das schon heute vielfache Praxis ist, löst dann die liberalkapitalistische Epoche ab, die nur „Zufallsverknüpfungen" zwischen den Volkswirtschaften zu erreichen verstand.

Fallen Planwirtschaft und Autarkie unter den gleichen Oberbegriff (der gebundenen Wirtschaft) so liegt die Folgerung nahe, daß das eine das andere auch sachlich und praktisch impliziert. Einerseits also gilt die werdende nationale Planwirtschaft als undurchführbar ohne „Autarchie" — eine These, die durch den Hinweis auf Sowjetrußland mit seinem Außenhandelsmonopol empirisch belegt und unabgängig davon etwa durch die Erwägung gestützt wird, daß eine auf Krisenverhütung oder -heilung bedachte staatliche Kreditpolitik ohne Regulierung der internationalen Kredit- und Handelsbeziehungen jederzeit von außen durchkreuzt werden könnte. Daß — von der anderen Seite her gesehen — jede Autarkisierungsmaßnahme „planwirtschaftliche" Eingriffe in den Binnenmarkt, in Produktion und Verteilung, nach sich zieht und insofern die Entwicklung zur „Gesamtwirtschaft" fördert, erscheint ebenso einsichtig. Denn in der Tat hat der Protektionismus der letzten Jahre überall da, wo er sich der neuen handelspolitischen Methode eines direkten Austausches zwischen Ein- und Ausfuhren bediente oder auf Teilgebieten bis zur Selbstversorgung führte, unter wachsender Einflußnahme des Staates die Zusammenfassung von Produktionszweigen und die Überwachung des Binnenangebots mit sich gebracht, und es läßt sich wohl nachweisen, daß darin die Voraussetzung des protektionistischen Erfolges liegt. Sozialisten, die sonst der Politik der nationalwirtschaftlichen Absperrung der kapitalistischen Staaten fern standen, haben gefolgert, daß um des allmählichen planwirtschaftlichen Umbaues der gegenwärtigen Ordnung willen eine Mitwirkung an der Autarkisierung hic et nunc zweckmäßig sei. Diese Stellungnahme wird auf ihre innere Schlüssigkeit noch zu prüfen sein.

## II.

Vorweg ist zu fragen, ob die ökonomische Entwicklung wirklich von sich aus einem Abbau der Weltwirtschaft zutreibt. Die Tatsache, daß das Wachstum des Welthandels im Zeitraum 1913—1929 sehr erheblich hinter der Steigerung der Weltproduktion zurück-

blieb[1]), erlaubt noch keine positive Antwort. Denn das Auseinanderklaffen der beiden Reihen erklärt sich zum größten Teil daraus, daß die Binnenproduktion vieler Gebiete sich in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit vergrößerte, während der Handel, der erst 1924 wieder das Niveau von 1914 erreichte, durch die Abschnürungen noch gehemmt war und später den Vorsprung der Binnenwirtschaft nicht mehr aufholen konnte. Wenn man die Berechnungen des Kieler Instituts zugrunde legt, hat aber der Welthandel auch in der Aufschwungsperiode 1925—29 mit der Produktionssteigerung nicht ganz Schritt gehalten, ohne daß sich die Differenz aus der Ablösung der Hegemonialmacht England durch die Vereinigten Staaten, also durch ein Land mit ziemlich geringer Außenhandelsverflechtung, ganz erklären ließe[2]). Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Zurückbleiben der Außenwirtschaftsumsätze gegenüber den Binnenumsätzen u. a. eine Folge der Industrialisierung darstellt.

Da der Übergang zur Industriewirtschaft (-Verarbeitung) und deren Ausbau in jedem Land ungefähr nach dem gleichen Schema vor sich geht — er beginnt in der Konsumgutsphäre und führt über die Entwicklung eigener Produktionsmittelerzeugung zu immer weiterer Intensivierung des Apparates —, also gleichzeitig in vielen Ländern auf verschiedenen Stufen verläuft, wird freilich das Gefälle nie ganz eingeebnet, das zwischen Industriekörpern ungleichen „Alters" besteht und an der mehr oder weniger starken Besetzung der Kapitalgutsphäre ablesbar ist[3]). Schon aus diesen Intensitätsabstufungen erwachsen dem Außenhandel immer wieder neue Aufgaben. Trotzdem ist auf die Dauer im Fortgang der Industrialisierung überall der Anteil der Fertigwareneinfuhr am Fertigwarenverbrauch gesunken[4]).

---

[1]) Der Index der industriellen Weltproduktion liegt 1929 um rd. 60% über dem Vorkriegsstand, während das Welthandelsvolumen nur einen Zuwachs von etwa 30% erfuhr. Der deutsche Außenhandel, II, S. 22.

[2]) A. a. O., II, S. 16ff. Dagegen kommt Condliffe in dem vom Völkerbund herausgegebenen Werk „World Economic Survey 1931—32" (Geneva 1932) zu dem Ergebnis, daß die Zuwachsrate des Welthandels vor und nach dem Krieg (mit Ausnahme der Jahre 1913—21) etwas größer war als die Zuwachsrate der Produktion. Volle Exaktheit ist bei solchen Berechnungen nicht möglich.

[3]) Systematisch für eine große Reihe von Ländern nachgewiesen bei Walter Hoffmann, Stadien und Typen der Industrialisierung, in: „Probleme der Weltwirtschaft, Bd. 54, Jena 1931. — Als „Industrieländer" werden im folgenden Länder mit überwiegendem Fertigwarenexport, als „Agrarländer" solche mit überwiegendem Lebensmittel- und Rohstoffexport bezeichnet.

[4]) Z. B. in USA. von 3,6% im Jahr 1913 auf 2,3% im Jahr 1929, in Großbritannien von 14,3 auf 13%, in Deutschland von 9,0% auf 8,1%, in Japan von 24,2% auf 10,5%, in Kanada von 29,4% auf 27,0% usw. Eine Ausnahme macht nur Schweden (Der deutsche Außenhandel, II, S. 23).

Mag das auch in erster Linie auf den überhandnehmenden Protektionismus zurückzuführen sein, so weist doch in dieselbe Richtung die in den Industrieländern vielfach wirksame Tendenz zu einer Angleichung der Produktionsbedingungen, so daß sich insoweit die Bedeutung der komparativen Kostendifferenzen mindert, an die der internationale Warenverkehr bei Freihandel anknüpft. Aus diesem oder jenem Grund wendet sich ein immer größerer Teil der beim Ausbau der industriellen Produktion zuwachsenden Kaufkraft an die inländische Fabrikation. Das bedeutet aber — ganz unabhängig von den Verschiebungen der Konkurrenzverhältnisse — eine relative Beengung des intraindustriellen Warenverkehrs, der überwiegend ein Sortentausch von Fabrikaten ist. Diese abnehmende Außenhandelsverflechtung zwischen den großen Verarbeitungsländern, die sich seit Ende des vorigen Jahrhunderts verfolgen läßt, ist für die Nachkriegszeit eindeutig feststellbar[1]), besagt aber nichts für ein Ende der Weltwirtschaft. Denn abgesehen davon, daß auch in diesem Bereich eine Steigerung der absoluten Handelsvolumina eintreten kann und regelmäßig auch so lange stattfindet, als nicht die Produktion selbst wegen Verlagerung der Industrien nach anderen Gebieten eine Wachstumshemmung erfährt, wird der Austausch zwischen den Verarbeitungszentren ergänzt durch den Verkehr mit den Agrar- und Rohstoffgebieten, so daß der mögliche Rückgang dort mehr als ausgeglichen werden kann durch einen Zuwachs hier.

Der Einwand, daß ja die Bodenländer im Industrialisierungsprozeß stünden und die Rückbildungstendenzen hier besonders hervortreten müßten, liegt nahe. Er übersieht aber, daß die kapitalistische Erschließung dieser Gebiete den natürlich-wirtschaftlichen Bedingungen

[1]) Der Gesamtumsatz zwischen den Industrieländern (Industrieeuropa, USA. und Japan) ist von 1911/13—1927/29 wertmäßig um 42 % gestiegen, hat sich also, da der Preisindex des Völkerbunds 1929 um 35% über dem Stand von 1913 liegt, mengenmäßig nur sehr wenig erhöht. Der Anteil dieser Länder am Gesamtwelthandelsumsatz ist von 29% auf 24% gesunken. Einen absoluten Rückgang, der aber wegen Verlagerung der Agrar- und Rohstoffbasis nach Übersee mehr noch den Lebensmittel- und Rohstoff- als den Fertigwarenhandel betraf, weist der Warenverkehr zwischen den industrieeuropäischen Ländern auf. Die rückläufigen Tendenzen machen sich hier stärker geltend, weil sich diese Länder vorwiegend mit Fabrikaten versorgen, während der Außenhandel zwischen Japan und USA. hauptsächlich Rohstoffumsatz ist und sich die Vereinigten Staaten den Verarbeitungsländern gegenüber „mehr wie ein Agrarland verhalten" (a. a. O. S. 357ff.). — Fritz Sternberg, Krise und Außenhandel, Weltw. Arch. Bd. 29 S. 248ff. führt denselben Nachweis, arbeitet aber nur mit Anteilsziffern und zieht aus der relativ abnehmenden Außenhandelsverflechtung zwischen den Industrieländern Schlußfolgerungen, die nicht zwingend sind.

entsprechend in weitem Umfang dadurch erfolgt, daß die verschiedenen Zweige der Urproduktion selbst zu Weltmarkt„industrien" mit erhöhter Ergiebigkeit ausgebaut werden. Es ist klar, daß dann die Produktionsergänzung zwischen Industrie- und Agrarstaaten voll erhalten bleibt und die Außenhandelsverflechtung zwischen ihnen bei wachsenden Rohstoffexporten und Fabrikatimporten intensiviert wird. In diesem Zusammenhang sind nicht nur die „neukapitalistischen" Monokulturgebiete, in denen unter völliger Vereinseitigung der Produktion modern ausgerüstete und am Weltmarkt orientierte Rohstoffbetriebe entstanden sind, und nicht nur die hochspezialisierte Veredelungslandwirtschaft Neuseelands, Dänemarks und der nordosteuropäischen Länder zu nennen. Für wichtige Industriealisierungsgebiete gilt grundsätzlich ähnliches. Denn die Neuindustrialisierung ist in den letzten Jahrzehnten vor allem dort über partiale Ansätze in der Konsumgutsphäre hinausgelangt, wo sie „im Dienst" landwirtschaftlicher und bergbaulicher Exportproduktionen stand. So erklärt sich die relativ schnelle Entwicklung, die manche Schwerindustrien in Kanada, Australien, Südafrika und — auf höherer Stufe — in Schweden genommen haben, wesentlich durch die große Nachfrage nach Produktionsmitteln, die von ausbaufähigen, technisch fortschreitenden Urproduktionen ausging. Deren erhöhte Effizienz ließ den Industrieaufbau entgegen Sombarts Prognose, die das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages unterstellt, bei steigenden Rohstoffüberschüssen sich vollziehen[1]). Der Kaufkraftzuwachs, den diese Länder dadurch erfuhren und der sich — auch bei prozentual etwas verringerter Einfuhrabhängigkeit — in sehr vermehrten Fabrikatbezügen auswirkte, hat dem Welthandel in der Nachkriegszeit den stärksten Auftrieb gegeben[2]). Trotz Zurückbleibens hinter der binnen-

---

[1]) Vgl. dazu Borck, der in einer Untersuchung über „Die Industrialisierung der Britischen Dominions und die Rückwirkung auf ihre weltwirtschaftliche Stellung" (Weltw. Archiv Bd. 35, S. 536ff.) mit viel Material belegt, daß „der durch die Industrialisierung hervorgerufene vergrößerte Eigenbedarf durch die vermehrte Rohstofferzeugung meist um das Vielfache übertroffen wird, so daß eine Schmälerung der Rohstoffbasis der alten Industrieländer nicht eingetreten ist" (S. 575/6). Ebenso Colm bei der Dresdener Tagung des Vereins für Sozialpolitik, Schriften Bd. 187, bes. S. 36/7.

[2]) Kanada, Südafrika, Neuseeland, die vereinigten Malayenstaaten, dann die nordeuropäischen Agrar- und Rohstoffländer haben ihren Fertigwarenimport gegenüber der Vorkriegszeit reichlich verdoppelt, z. T. (wie Schweden) nahezu verdreifacht. Daß diese Steigerung nicht auf die Produktivität der Industrialisierung (im engeren Sinn), sondern auf die Kaufkraftveränderung in der Agrar- und Bergbausphäre zurückgeht, wird im „Deutschen Außenhandel" und bei Victor (a. a. O. S. 70ff.) nachgewiesen. Im ganzen hat sich der Außenhandel zwischen Industrie- und

wirtschaftlichen Produktionsentwicklung weist er 1925—1929 eine größere jährliche Steigerungsrate auf (4,85%) als in der letzten Konjunkturperiode vor dem Krieg (4,52%).

In dem Maß, in dem die industrielle Produktion zunehmend den Charakter der „Ubiquität" bekommt, in dem die Landwirtschaft weitere Arbeitsfunktionen an die Verarbeitung abgibt und sich die „Ansprüche" an die Agrarbasis vermindern (wegen rohstoffsparender technischer Fortschritte oder sinkenden Nahrungsanteils am Konsumentenbudget), ist allerdings damit zu rechnen, daß der „Industrieüberbau" absolut und relativ wächst und sich territorial verbreitert. Damit werden sich die „reintegrierenden" Tendenzen verstärken, die sich im intraindustriellen Warenverkehr geltend machen. Aber solange sich die künftige Bewegung der Profite und des Produktionswachstums nicht voraussehen läßt[1]), ist weder ein Rückgang des Außenhandels noch gar ein Zerfall der Weltwirtschaft ableitbar. Die „sinkende Quote" wird ihren Bestand nicht gefährden.

Daß die Schrumpfung des Welthandels seit Beginn der Krise nicht als Argument für eine „strukturelle" Ablösung vom Weltmarkt genommen werden kann, liegt auf der Hand. Er ist ebensowenig eine Folge der Industrialisierung der Agrarländer, wenn auch bestimmte Produktionszweige — vor allem in England — durch neuaufgekommene Konkurrenz zurückgedrängt wurden. Der Absatz nach Übersee kam generell ins Stocken, nicht wegen der Stärke der dortigen Industrien, sondern weil eine vom Industriezyklus unabhängige Agrar- und Rohstoffkrise die Aufnahmefähigkeit dieser Länder reduzierte. Diese Agrarkrise ist gewiß ein Ergebnis der Durchkapitalisierung der Wirtschaft, hier also der Agrarproduktion und vor allem des überseeischen Getreidebaus, in dem tiefgreifende Wandlungen vor sich gegangen sind. Seine Technisierung hat jedoch eine Lage geschaffen, der das Autarkieprogramm mit seinen Reagrarisierungsforderungen so unangemessen wie nur möglich ist. Denn die Steigerung der Produktivität je Hektar und je Kopf hat über die Verminderung des Anteils der

---

Agrarländern gegenüber der Vorkriegszeit (1927/29 gegen 1911/13) wertmäßig um 84 % erhöht, sein Anteil am Gesamthandel ist von 59% auf 63% gestiegen. Ebenso hat sich der Handel zwischen den Agrarländern intensiviert. Deutscher Außenhandel, II, S. 152 u. 357ff. Dazu auch Borck, a. a. O. S. 577.

[1]) Sombart und ihm folgend Salin und Fried sind freilich der Meinung, daß die Zeit umwälzender technischer Fortschritte (und daher auch großer Profite) vorbei sei. Wir können in der Nachkriegszeit nirgends Anhaltspunkte dafür finden — in der Industrie nicht und in der Landwirtschaft nicht.

landwirtschaftlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung hinaus vielfach bereits einen Rückgang ihrer absoluten Zahl erzwungen und wird bei Verbreiterung der neuen Technik in den europäischen Getreidegebieten ebenso wie in Übersee einen weiteren Abstrom vom Land nötig machen.

Die landwirtschaftliche Krise bestimmt ihrerseits die Struktur der Industriekrise oder ist doch für ihre Schärfe und lange Dauer mit ausschlaggebend. So lange die Agrarländer nur passiv konjunkturabhängig waren, boten durch Kapitalexport geförderte Warenausfuhren dorthin den von der Krise primär betroffenen Zentren eine Entlastung, die viel zur Überwindung der Depression beitrug[1]). Heute bilden die agrarischen Gebiete selbst einen entscheidenden Krisenherd, so daß diese Ausweichmöglichkeit nicht mehr vorhanden ist. Infolgedessen hat der Druck der unabsetzbaren Waren auf dem Weltmarkt zugenommen, hat sich der Konkurrenzkampf verschärft und die einzelnen Staaten mehr als je zu protektionistischen Abwehrmaßnahmen gedrängt. Sie häuften sich, als die Krise den internationalen Kredit- und Zahlungsmechanismus erschütterte und den zwischenstaatlichen Wirtschaftsausgleich, der im vorangegangenen Aufschwung in größerem Umfang als früher durch kurzfristige Kapitalbewegungen hergestellt worden war, in Frage stellte. Mit Verschlechterung der Konjunktur (im Gläubiger- oder Schuldnerland) hatte sich die Kredithergabe vermindert, so daß Gold- und Devisenübertragungen den Ausgleich der Zahlungsbilanzen herbeiführen mußten, bis nach den Kreditabziehungen des Jahres 1931 die Schuldnerländer wegen der starken Verluste, die sie an ihren Deckungsreserven erlitten, teilweise zur Aufgabe der Währungsparität, jedenfalls aber zur Aktivierung der Handelsbilanzen gezwungen wurden. Die binnenwirtschaftlich ausgelösten Krisen wurden dadurch verstärkt und generalisiert. Von den Schuldnerländern nahm jetzt eine neue protektionistische Welle ihren Ausgang. Die notwendige Importdrosselung wurde durch restriktive Kreditpolitik, zugleich aber auch durch Zollerhöhungen, durch staatliche Kontrolle der Einfuhren (Devisenbewirtschaftung) oder durch Einfuhrkontingente und -monopole erreicht. Nebenher laufen Versuche protektionistischer Exportförderung[2]). Da der internationale Aus-

[1]) Für England im einzelnen nachgewiesen bei Konrad Zweig, Strukturwandlungen und Konjunkturschwingungen im englischen Außenhandel der Vorkriegszeit, Weltwirtschaftliches Archiv, 30. Bd., Chronik S. 317ff., bes. S. 336ff.

[2]) Einen guten Überblick gibt Walter Greif, Der Methodenwandel der europäischen Handelspolitik während des Krisenjahres 1933. Arbeiten

gleichsmechanismus versagte, half man sich verschiedentlich mit jenen natural- und raumwirtschaftlich orientierten Handelsverträgen, die die Autarkiepropaganda nun zum Aufbauprinzip aller künftigen Außenwirtschaft zu machen vorschlägt. Es kann aber kein Zweifel daran sein, daß die meisten dieser Maßnahmen ein Verlegenheitsprodukt darstellen und bei Entspannung der Lage allmählich wieder rückgängig gemacht werden, so sehr zunächst mit der Tatsache zu rechnen ist, daß sich mit den geschaffenen Einrichtungen inzwischen erhebliche finanzielle Interessen verknüpft haben.

Aber auch der vollständige Abbau des devisenpolitisch begründeten Protektionismus ließe immer noch die Abschließungstendenzen bestehen, die in der Handelspolitik seit Jahrzehnten fast überall wirksam sind (ohne daß sie den Welthandelsaufschwung verhindern konnten). In den hochkapitalistischen Industriestaaten ist mit zunehmender Immobilisierung des Kapitals und steigendem Kapitalrisiko die Sicherung eines gegebenen Produktions- und Preisstandes gegen neu auftauchende Auslandskonkurrenz bald in dieser, bald in jener Industrie zu einem immer dringenderen Interesse geworden, dem der Freihandel allmählich weichen mußte. Am schnellsten in der monopolreifen Wirtschaft, in der sich bei Fernhaltung des Auslands das Angebot durch Zusammenschluß bestimmen und variieren läßt und der Zoll daher die Preise nicht nur zu halten, sondern zu steigern erlaubt. Aber dieser Monopolprotektionismus ist nicht eigentlich autarkistisch. Der Zwang, die Kapazität um der Vorteile der Großproduktion willen so weit wie möglich auszunutzen, führt, wenn die inländische Vorzugsstellung nicht eingebüßt werden soll, notwendig zum Dumping und macht die Monopolindustrien in der Regel zu Trägern starker Ausfuhrinteressen. Bei aller Aushöhlung des Freihandelsprinzips im Bereich der hochkapitalistischen Industrien liegen die Autarkie*zentren* der Gegenwart anderswo. Am ausgeprägtesten sind die Absperrungstendenzen einmal dort, wo es sich um den Aufbau, um die erstmalige Schaffung eines nationalen Industriekapitalismus handelt; also in überseeischen Gebieten, vor allem aber in jenen Ländern, in denen bei Fehlen eines breiteren Industrialisierungsansatzes bzw. eines politisch gefestigten Bürgertums ein diktatorisch organisierter Staat um der Verbreiterung seiner Machtgrundlage willen selbst die Initiative übernimmt und die nach außen geschützte, durch Subventionen und Privilegien aller Art geförderte Wirtschaft in moderne

---

zur europäischen Problematik, hrsg. von Alfred *Weber*, 2. Heft, Berlin 1932.

Produktionsbahnen zu lenken versucht. Beispiele dieser Art bilden Italien, dann — einige Stufen tiefer — Persien, die Türkei, Polen, Ungarn und die Balkanstaaten[1]).

Einen zweiten „strukturellen" Autarkieherd stellt der kontinentaleuropäische und vor allem der deutsche Getreidebau dar. Seit Aufkommen der überseeischen Konkurrenz ist in Deutschland die Forderung der „Nahrungsfreiheit" nie verstummt und hat die staatliche Wirtschaftspolitik mit ganz kurzen Unterbrechungen (besonders unter Caprivi) ständig in ihren Dienst zu stellen gewußt. Vor wie nach dem Krieg hat sich dieser Agrarschutz als vorübergehende Stützung unentbehrlicher Betriebe ausgegeben — unentbehrlicher, weil das billige, die heimische Produktion ruinierende Auslandsangebot eine Übergangserscheinung sei, die „normalen" Zuständen und „angemessenen" Preisen wieder Platz machen werde und die es einer auf lange Sicht bedachten Politik verbiete, Grenzböden ausfallen zu lassen, deren Anbau dann doch wieder aufgenommen werden müßte[2]). Diese Prognose ist durch die Entwicklung der letzten 50 Jahre immer erneut widerlegt worden. Sie verkannte die Ursachen der Agrarkrise der 70er und 80er Jahre wie sie die der Gegenwart verkennt. Beide Male haben technische Fortschritte bei gleichzeitiger Erschließung frischer Kolonialböden die agrikole Produktivkraft der Neuländer weit über das Maß hinaus gesteigert, das in Europa durch die auch hier vorgenommenen Rationalisierungen erzielt wurde[3]). Seit Ende des

---

[1]) Von den genannten Ländern weist Italien weitaus die schnellste Entwicklung auf. Mit einer jährlichen Zuwachsrate der Industrieproduktion von 3,2% (1913—1927/8) übertrifft es alle europäischen Länder (nach Rolf Wagenführ, Die Industriewirtschaft. Entwicklungstendenzen der deutschen und internationalen Industrieproduktion 1860—1932. Vierteljahreshefte zur Konjunkturforschung, Sonderheft 1931, Berlin 1933). — Zur Industriepolitik in Ost- und Südosteuropa vgl. Wirsing, a. a. O., zur politischen Struktur dieser Länder auch Franz Borkenau, Zur Soziologie des Faschismus, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 62. Bd., Februar 1933.

[2]) So neuerdings insbes. Baade, der für den wichtigsten Störungsfaktor „die Politisierung der Weltgetreidemärkte" hält und mit einer Verdoppelung oder noch stärkeren Erhöhung der Getreidepreise rechnet, wenn der mit politischen Mitteln (insbesondere von Rußland) ausgefochtene Kampf um den Weltmarkt nach der einen oder anderen Seite hin entschieden ist (System der agrarpolitischen Mittel, in: Die deutsche Agrarpolitik, a. a. O., Bd. II, S. 249ff. u. 256). — Von den Prognosen A. Wagners und Sombarts war oben (S. 80) die Rede.

[3]) Über den bei allen Unterschieden grundsätzlich gleichartigen Charakter der beiden Agrarkrisen vgl. die bei Julian Gumperz, Die Agrarkrise in den Vereinigten Staaten, Leipzig 1931, S. 108ff. gegebenen Belege. — Baade ist allerdings der Meinung, daß die Umwälzungen in der weizenbauenden überseeischen Landwirtschaft „für die Weltroggenwirt-

vorigen Jahrhunderts konnte daher die Rente der europäischen Getreideproduktion nur durch dauernden, selbst in Zeiten konjunkturellen Ansteigens der Weltmarktpreise festgehaltenen politischen Schutz schlecht und recht gesichert werden. Der optimistischen Erwartung einer Preisentwicklung, die das Kostenniveau etwa der ostdeutschen Landwirtschaft wieder erreicht, stehen heute mehr denn je alle Berichte aus Übersee entgegen.

In der deutschen Autarkiepropaganda vor 1914 fand stets zugleich die These von der mangelnden militärischen Widerstandskraft des überwiegenden Industriestaates und von der unzureichenden Nahrungsmittelversorgung Deutschlands in einem Krieg Verwendung. Die Großlandwirtschaft, der soziologische Träger dieser heute nur in wenig modifizierter Gestalt vorgetragenen These, verdeckte damit immer den wirklichen Sachverhalt. Gerade aus national- und militärpolitischen Gründen sahen sich Bismarck und Caprivi gezwungen, die industriekapitalistische Entwicklung zu fördern, weil sich die wachsenden Rüstungen nicht durch die Landwirtschaft finanzieren ließen. Und es war schließlich das Kriegsministerium, das gegen die Roggenpolitik Sturm lief, weil sie in Verbindung mit dem Einfuhrscheinsystem jährlich einige Hunderttausend Tonnen Roggen zu exportieren erlaubte und damit Südwestdeutschland in den typischen Kriegsgefahrmonaten Mai—Juli von den Getreidevorräten entblößte[1]). Schon die Tatsache, daß das — vorwiegend aus dem Bezirk des Großgrundbesitzes stammende — Getreide allein zum Kriegsernährungsmittel erklärt und die Produkte der bäuerlichen Veredelungswirtschaft übergangen wurden, zeigt den eigentümlichen Charakter der deutschen Agrarautarkie. Sie hat niemals „die Landwirtschaft“ geschützt, sondern nur ihr Einkommen anders — zugunsten des Großbesitzes — zu verteilen verstanden. Das gilt für die Vorkriegszeit, für die ins-

---

schaft ohne jede Bedeutung“ seien. N. Jasny, der diese Ausführungen Baades zitiert, weist in seiner Kritik mit Recht auf den Zusammenhang der Preise aller Getreidearten hin: „. . . die Umstellung in Übersee (wäre) auch in dem Fall für den Roggenmarkt von entscheidender Bedeutung . . . , daß dort kein einziges Roggenkorn erzeugt würde.“ Deutscher Volkswirt, 24. April 1931 S. 1003.

[1]) Dargestellt bei Eckart Kehr, Klassenkämpfe und Rüstungspolitik im kaiserlichen Deutschland. Die Gesellschaft, Jg. 1932, Bd. I, S. 391ff. Breiter werden die soziologischen Grundlagen auch der Agrarpolitik vor dem Krieg behandelt in seinem ausgezeichneten Buch Schlachtflottenbau und Parteipolitik 1894—1901. Versuch eines Querschnitts durch die innenpolitischen, sozialen und ideologischen Voraussetzungen des deutschen Imperialismus. Historische Studien, Heft 197, Berlin 1930, insbes. S. 259 bis 272.

besondere Esslen diesen Nachweis geliefert hat[1]), wie für die Gegenwart, in der nach allen Zeugnissen die wirksame Stützung des Getreide- und Brotpreises — daneben konnte nur der Zuckerpreis gehalten werden — die Krise der Veredlungswirtschaft unnötig verschärfte[2]). Die deutsche Agrarpolitik hatte immer die Erhaltung des ostdeutschen Großgrundbesitzes zum Ziel und hat damit der Konservierung des politischen Aufbaus des Deutschen Reiches gedient, dessen ungeschriebene, aber über alle Staatsumwälzungen des 19. und 20. Jahrhunderts hinweg wirksame Verfassung der Großlandwirtschaft eine politische Macht zubilligt, die der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Struktur Deutschlands nicht entspricht.

## III.

Die Behauptung, daß eine Politik der Abwendung vom Weltmarkt mit den üblichen Mitteln des Zollprotektionismus nicht hinreichend zu fördern sei, sondern zu „planwirtschaftlicher" Regulierung des Außenhandels und des Binnenmarkts greifen müsse, ist in dieser generellen Form sicher nicht richtig. Indirekte (zollpolitische) und direkte (kontingentmäßige) Mengenbeschränkung der Importe sind grundsätzlich gleichwertige Instrumente einer Autarkisierung. Unter normalen Bedingungen läßt sich eine Umbildung des Wirtschaftskörpers zu größerer Selbstversorgung durchaus mit Hilfe von Zöllen durchsetzen, unter deren Schutz Binnenproduktionen auf Kosten des Exports solange hochgezüchtet werden können, bis sie früher oder später — das hängt von der Elastizität des Angebots und der Nachfrage der geschützten Erzeugnisse ab — den Inlandsbedarf decken[3]). Dazu bedarf es keiner weiteren Eingriffe. Erst die besondere Krisensituation der letzten Jahre hat bei den starken Schwankungen der Weltmarktpreise den Zollschutz vielfach unbrauchbar gemacht und zu kontingentmäßiger Regelung des Außenhandels gezwungen[4]).

---

[1]) J. B. Esslen, Die Fleischversorgung des Deutschen Reiches. Stuttgart 1912. Dieselbe Kritik und Haltung später bei Aereboe, Zur Frage der Agrarzölle, Berlin 1924.

[2]) Neuerdings mit viel Material Heinrich Niehaus, Nordwesten und Osten in der deutschen Futtermittelpolitik, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 68, Februar 1933.

[3]) Abweichender Meinung ist Herbert Groß, Strukturelle Voraussetzungen wirksamer Industriezölle, Weltw. Archiv, 35. Bd. S. 444ff.

[4]) In der neueren deutschen Agrarpolitik ist das Kontingentsystem verschiedentlich auch dann zur Anwendung gekommen, wenn die Rücksicht auf den Verbrauch bei wachsendem Importbedarf am Ende des Erntejahres zu einer vorübergehenden Ermäßigung der prohibitiv gestalteten Zölle zwang: um zu verhindern, daß der freie Handel bei erniedrigten

Wo diese „planwirtschaftliche" Methode zur Anwendung kommt und der Preis als Regulator (des Angebots und) der Nachfrage nach Auslandswaren ausgeschaltet wird, ist der Aufbau eines binnenwirtschaftlichen Verteilungsapparates notwendig. Der Import wird entweder durch staatliche oder halbstaatliche Gesellschaften vorgenommen oder es werden einzelne Firmen mit individuell geregelter Beteiligung am Kontingent zur Einfuhr privilegiert. Dasselbe gilt mutatis mutandis für die Lieferländer. Insoweit besteht also ein direkter Zusammenhang zwischen Außenhandelsregulierung und binnenwirtschaftlicher Intervention.

Ist auf einem Teilgebiet Autarkie einmal erreicht, so läßt sie sich grundsätzlich wiederum durch bloße zollpolitische Abwehr des billigeren Auslandsangebots aufrechterhalten. Natürlich muß sich die geschützte Produktion den Bewegungen der Inlandsnachfrage anpassen, ist also — freie Konkurrenz vorausgesetzt — gezwungen, bei krisenmäßig oder sonstwie bedingter Verbrauchsschrumpfung mit den Preisen herunterzugehen und einzuschränken. Soll dieser Anpassungsprozeß der an der Eigenversorgung prinzipiell nichts ändert, um der Sicherung eines bestimmten Preis- und Besitzstandes willen verhindert werden, dann sind allerdings monopolistische oder staatliche Eingriffe unabweisbar. Das gilt erst recht, wenn Produktionszweige, die über die Autarkiegrenze hinaus, etwa durch ein System von Exportprämien, stimuliert wurden, ihren Weltmarktabsatz verlieren und nun die Überschüsse zu kostendeckenden Preisen am Binnenmarkt unterbringen wollen: der Fall des deutschen Roggens, dessen Anbau in seinem gegenwärtigen Umfang ein politisches Produkt der Vorkriegszeit ist[1]). Da die Erhaltung der Rentabilität solcher „politischer Wirtschaftszweige" zum selbstverständlichen Inhalt aller Autarkiebestrebungen geworden ist, ergeben sich interventionistische Forderungen und Maßnahmen in Krisenzeiten von selbst.

Diese Stützungsaktionen werden in der Autarkiepropaganda fast durchweg konjunkturpolitisch oder planwirtschaftlich motiviert. Von der Krisensicherung einzelner Märkte, also etwa vom Schutz der

Sätzen zu Vorrateinfuhren schritte, die die Preishochhaltung nach der neuen Ernte erschwerten, wurde der ermäßigte Tarif auf ein bestimmtes Kontingent beschränkt. Baade, System der agrarpolitischen Mittel, a. a. O. S. 263f.

[1]) Vgl. N. Jasny, Die Zukunft des Roggens, Vierteljahrsheft zur Konjunkturforschung, Sonderheft 20, Berlin 1930, bes. S. 68. Ähnlich ist der Zusammenhang beim Zucker; dazu Fried, Autarkie, S. 80: „. . . bei Zucker hat die vorhandene Überproduktion bereits eine regelrechte Binnenwirtschaft (Autarkie) und Planwirtschaft hervorgerufen, wie sie durch die Gestaltung des deutschen Zuckerzolls und die Höchstpreisverordnung von 1928 aufgebaut worden ist."

Landwirtschaft, verspricht man sich eine Stärkung des Binnenmarkts und glaubt dadurch in der Depression ein weiteres Abgleiten der Preise verhindern, womöglich sogar einen Aufschwungsanstoß geben zu können. Hinter dieser Vorstellung steht die Theorie von der Auffangwirkung relativ stabiler Einkommen, die angeblich die Krise bremsen. Es ist aber nicht einsichtig zu machen, wie die Kaufkraftverschiebung, die mit der direkten und indirekten Subventionierung der Landwirtschaft oder anderer Zweige eingeleitet wird, einen solchen Heilerfolg haben soll. Die Stärkung der einen Produktion und der aus ihr fließenden Einkommen geht notwendig zu Lasten anderer Zweige, die entsprechend einschränken müssen; gerade auf diese Weise kommt ja die Umstellung in Gang, die das Ziel der Autarkiepolitik ausmacht. Auf die Dauer gesehen mag die erhöhte Kaufkraft der begünstigten Zweige an irgendeiner Stelle die anderswo freigesetzten Kräfte wieder beschäftigen. Aber abgesehen davon, daß damit keine zusätzliche Arbeit beschafft, sondern höchstens eine Andersverteilung vorgenommen ist, bleibt der Umstellungsprozeß selbst kritisch[1]). Es ist keineswegs ausgemacht, daß die Einschränkungen auf der einen Seite unmittelbar eine Kompensation durch entsprechende Erweiterungen auf der anderen finden, zumal die Produktionsverlagerung je nach der Kapitalintensität der geförderten und der aufgegebenen Zweige und je nach dem Ausmaß der Dislokationen, um die es sich handelt, erhöhte Kapitalbildung erfordert. Der Eingriff wird daher schon wegen seines partikularen Ansatzes, der den Umstellungsprozeß zu regulieren unmöglich macht, kürzere oder längere Zeit Störungen mit sich bringen, die die Depression unter Umständen verschärfen und verlängern. Daß diese Störungen möglicherweise bei Verzicht auf den protektionistischen Schutz ebenso, wenn auch an anderer Stelle, eingetreten wären, mag fallweise zutreffen, spricht aber nicht für die krisenheilende Wirkung der Intervention. Sie wird auch im Endergebnis eine Produktivitätsminderung mit sich bringen, sofern sie rationeller gestaltete Industrien zugunsten von Zweigen mit zunehmender Schwäche belastet. Das ließe sich allenfalls noch in Kauf nehmen, wenn die Förderung von Binnenproduktionen wenigstens auf die Dauer eine größere Stabilität der Wirtschaft in Aussicht stellte. Aber schon das Beispiel der Vereinigten Staaten, die bei relativ geringfügigen Kopfanteilen am Außenhandel und bei starker Mischung von Industrie und Agrikultur ein überaus konjunk-

---

[1]) Vgl. dazu die Ausführungen von Lederer bei der Dresdener Tagung d. Vereins f. Sozialpolitik, a. a. O. S. 152.

turempfindliches Land sind, beweist, daß weder Auslandsunabhängigkeit noch „innere Ausgeglichenheit" einer Volkswirtschaft einen ruhigen Konjunkturverlauf verbürgen[1]). Krisen und Konjunkturen haben ihre Wurzeln nicht im Außenhandel und knüpfen sich nicht an einen bestimmten Produktionsaufbau, sondern entspringen dem Mechanismus, den Ablaufsvorgängen der kapitalistischen Produktion.

In diesen Ablauf greifen die Interventionen ein, ohne daß damit eine planmäßig beherrschte, störungslos funktionierende Wirtschaft entstünde. Weil immer nur besondere Gebiete partiell geregelt werden, so bleiben die generell bedeutsamen Krisenfaktoren weiter wirksam, daß im Ergebnis die Konjunkturbewegung nur modifiziert oder wegen unberücksichtigter Nebenwirkungen der Eingriffe noch verschärft wird. Wo eine Vermeidung von Störungen durch bewußte Wirtschaftslenkung überhaupt für möglich gehalten wird, besteht daher Einmütigkeit darüber, daß die direkten oder indirekten Regulierungen im Rahmen eines den Gesamtwirtschaftsbereich umfassenden Totalplans erfolgen müssen[2]). Trotzdem will man die partikularen Eingriffe, zu denen die Autarkiepolitik geführt hat, wenigstens als Ansatzpunkte einer Neuordnung gelten lassen und spricht daher von einem „fast unbewußten Übergang zur Planwirtschaft", der sich von verschiedenen Seiten her, „unter denen beispielsweise die Handelspolitik an erster Stelle steht", ergeben soll[3]). Es wird im folgenden zu zeigen sein, daß ein solcher Übergang auf dieselben Widerstände stößt, an denen selbst die planmäßige Lenkung eines einzelnen Marktes immer wieder gescheitert ist.

Tatsächlich gelingt die Stabilisierung auch in den Wirtschaftszweigen deren Preise und Produktion gestützt werden sollen, höchstens vorübergehend. Es ist dabei nicht einmal entscheidend, auf welche Weise die organisatorischen Eingriffe in den Markt- und Produktionsprozeß vorgenommen werden. Man kann versuchen, denjenigen Teil des Warenangebots, dem preisdrückende Wirkung zugeschrieben wird, von dem bedrohten Markt fernzuhalten, und wird dann zur Vernichtung von Waren oder zur Vorratbildung schreiten oder das

---

[1]) Ernst Döblin, a. a. O.

[2]) Sombart, Die Zukunft . . . S. 20: „Teilplanung ist ein Widerspruch in sich . . . . Nur wenn die Vorgänge auf sämtlichen Gebieten in ein sinnvolles Verhältnis zueinander gebracht werden, hat man das Recht, von einer . . . Planwirtschaft zu sprechen. Organisatorisch wird es ohne einen obersten Planungsrat in jeder Volkswirtschaft nicht abgehen." Ebenso z. B. Eschmann, Nationale Planwirtschaft: Grundzüge. Die Tat, Jg. 24, S. 234.

[3]) Fried, Der Umbau der Wirtschaft. Die Tat, Jg. 24, S. 458.

Überangebot unter Preisdiskriminierung anderen Gebieten bzw. Verwendungen zuleiten. Solche Maßnahmen, mit denen das autarkistische „System der agrarpolitischen Mittel" (Baade) in Deutschland arbeitet[1]), die aber auch auf anderen Märkten und in anderen Ländern — bei allen Valorisationen — zur Anwendung kommen, setzen stets monopolistische Vereinbarungen oder die Einschaltung staatlicher Stellen voraus. Abgesehen von den Folgen für die ungeschützten Produktionsgebiete ist das Ergebnis dieser „planwirtschaftlichen" Therapie immer, daß die Unternehmungen des regulierten Wirtschaftszweiges ihre Produktion im alten, der Marktlage nicht entsprechenden Umfang fortführen oder in besser ausgerüsteten Betrieben, denen die manipulierten Preise Gewinne lassen, sogar noch erweitern. Am Ende jeder Produktionsperiode müssen daher, zumal wenn die Nachfrage in der Krise abnimmt, immer größere Warenmengen aus dem Markt genommen werden. Wo die Kosten der Valorisation, die mit der Magazinierung, mit den Verlustexporten usw. entstehen, von privaten Monopolverbänden durch Umlegung auf das Gesamtangebot getragen werden, macht sich der steigende Aufwand, den die Entlastungsaktionen erfordern, für die Unternehmungen bald fühlbar und zwingt über kurz oder lang zur Einstellung des Versuchs (bzw. zur freiwilligen Produktionseinschränkung). Dagegen wird die wirkliche Marktlage dem Produzenten nicht klar, wenn der Staat, d. h. der Steuerzahler, den Verlust übernimmt. So lange nicht Gegeninteressen die Oberhand gewinnen, kann hier die Stützung und damit die Überproduktion „planmäßig" fortgesetzt werden[2]). Praktisch

[1]) Im Mittelpunkt steht die Roggenstützung: zur Entlastung des Brotroggenmarktes wird ein Teil des Roggens staatlich aufgekauft, denaturiert (Eosinroggen) und bei gleichzeitiger Verknappung der übrigen Futtermittelzufuhren verbilligt an die Schweinemäster abgegeben. Dasselbe Prinzip wird bei Kartoffelflocken und neuestens auch beim Weizen angewandt, da Zölle auch hier nicht mehr wirksam sind, weil im laufenden Jahr zum erstenmal die seit langem durch die Preisstützung künstlich geförderte Produktionssteigerung bei rückgängigem Konsum alle bisher noch notwendigen Einfuhren verdrängt hat (vgl. auch die folgende Anm.).

[2]) Das hat in der deutschen Landwirtschaft dazu geführt, daß in der Krise bei anhaltendem Konsumrückgang und sinkenden Einfuhren die Anbauflächen für Brotgetreide (Roggen und Weizen zusammen) noch ausgedehnt wurden, so daß gegenwärtig der Zuschußbedarf an Gesamtgetreide bereits unterhalb der Größenordnung der jährlichen Ernteschwankungen liegt. „Gerade in dieser Zeit . . . beginnt die deutsche landwirtschaftliche Produktion aus zwangsläufigen Entwicklungstendenzen heraus (!) bei einem immer größeren Kreis von Produkten die Grenze der Selbstversorgung zu erreichen und macht es uns, wenn nicht unmöglich, so doch außerordentlich schwierig, durch die gewohnten Maßnahmen die deutschen Inlandspreise von den Weltmarktpreisen zu distanzieren" (Baade, System d. agrarpol. Mittel, a. a. O. S. 254. Dazu kritisch Frei-

sind freilich auch die mit staatlichen Geldmitteln finanzierten Auffangvorrichtungen dieser Art an der mangelnden Bereitschaft zu dauernder Finanzierung immer wieder zusammengebrochen. Durch freiwillige Produktionsdrosselung im Monopolverband wird der beschriebene Sachverhalt grundsätzlich nicht verändert. Denn die Hochhaltung des Preises führt zur Aktivierung von Produktionsreserven außerhalb des Kartellbezirks und bewirkt von hier aus die unter Umständen das Monopol selbst erschütternde Übererzeugung. Innerhalb des Verbands läßt sich wohl die Überproduktion von Waren, nicht aber die Überdimensionierung des Apparats, die durch die Monopolgewinne erleichtert wird, verhindern, weil jedes einzelne Unternehmen zur Erzielung von Differentialgewinnen oder zur Erhöhung der Quoten die Anlagen verbessert und erweitert. Mit den unausgenutzten Kapazitäten entstehen dann unsichtbare Warenvorräte, die ständig in den Markt eingeschaltet werden können. In allen diesen Fällen verhindern die Profitinteressen selbst die partikulare Planung eines isolierten Wirtschaftszweigs.

Diese Interessengegensätze, die zwischen den „Einzelkapitalisten" bei freier wie bei beschränkter Konkurrenz bestehen, werden verkannt, wenn angenommen wird, daß man nur die partiellen Eingriffe von heute planmäßig ausgestalten und erweitern müßte, um ein besseres Resultat als bisher zu erzielen[1]). An derselben Stelle und damit letzten Endes am Privateigentum würde der Versuch einer zentralen Planung scheitern. Eine wirksame Konjunkturregelung setzte voraus, daß die anordnende Instanz sich nicht oder nicht ausschließlich an Preisen und Rentabilitäten orientierte, weil diese kein ausreichendes Indiz für die Richtigkeit einer Investition bilden: bei manchen Wachs-

---

herr v. Bissing, Grundlagen und Wirkungen der deutschen Agrarpolitik, Weltw. Archiv, 37. Bd. Jan. 1933, S. 15ff.). Zur Frage der „Nahrungsfreiheit" vgl. auch Hans Wilbrandt, Das deutsche Agrarproblem II, Deutscher Volkswirt Jg. VII, Nr. 14: „Ingesamt kann man die krisenbedingte Verbrauchsschrumpfung seit 1928 auf ungefähr $3^1/_2$ bis 4 Mill. t Getreidewert schätzen. Der gesamte Verbrauchrückgang erreicht oder überschreitet damit die Produktionssteigerung seit 1928. Ein gut Teil der ‚Nahrungsfreiheit' ist von den Arbeitslosen erhungert."

[1]) Vgl. die Diskussionsbemerkungen von Alexander Rüstow bei der Dresdener Tagung d. Ver. f. Sozialpol. a. a. O. S. 67: „Das, was ich eben gesagt habe, zeigt, daß die Planlosigkeit im Wesen der bisherigen Art staatlichen Eingreifens liegt . . . . Dieser Staat steht nicht vor der Wahl, statt planloser Eingriffe planvolle Eingriffe zu machen. Nur in einem einzigen Ausnahmefall kann er nach einheitlichem Plan eingreifen: wenn nämlich der Kampf der Interessenten um den Staat als Beute so ausgeht, daß eine Interessentengruppe allein die Oberhand behält, alle anderen aus dem Feld schlägt und für sich allein den Staat annektiert . . ."

tumsprozessen erfolgen konjunkturelle Fehlleitungen auch und gerade dann, wenn die Betriebsleiter auf Preisänderungen wirtschaftlich rational reagieren. Jede Planwirtschaft muß daher, wenn sie erfolgreich sein will, die Preisrechnung bzw. den Preismechanismus ersetzen oder ergänzen durch eine naturalwirtschaftliche Kontrollrechnung. Sie wäre den Entscheidungen über Art, Ausmaß und Tempo von Investitionen und technischen Neuerungen mit zugrunde zu legen, damit Disproportionalitäten in der mengenmäßigen Produktion komplementärer Güter vermieden werden und sich die Beschäftigungslosigkeit von Produktionsfaktoren ausschalten läßt, die aus mangelnder Entsprechung der aufeinander angewiesenen Elemente entstehen kann (Arbeiter-Arbeitsplätze: „Kapitalmangel")[1]). Solche Aufgaben zentraler Kapitalbildung und Kapitallenkung können von einer Planstelle niemals erfüllt werden, so lange die private Verfügung über die Produktion aufrecht erhalten bleibt. Ein Planamt, das etwa nur informierende oder beratende Funktionen hätte, müßte von vorne herein versagen, weil Gewinnstreben und Konkurrenz die Unternehmer unter Umständen auch dann z. B. zu Produktionsausdehnungen und Rationalisierungen veranlaßten, wenn die Zentrale durch Nachrichtendienst und Propaganda einen Verzicht auf diese Maßnahmen aus gesamtwirtschaftlichen Gründen durchzusetzen bestrebt wäre[2]). Daß eine staatliche Kontrolle bestenfalls nur für formale Korrektheit und kapitalistische Solidität der Wirtschaftsleitung Sorge tragen könnte, den darüber hinausgehenden Anforderungen der Krisenverhütung aber nicht gewachsen wäre, haben Neisser und Landauer überzeugend nachgewiesen[3]). Hat die Zentrale direkte

---

[1]) Vgl. hierzu die Arbeiten von Carl Landauer und Ed. Heimann, die in dieser Frage zum gleichen Ergebnis gelangen, obwohl ihre krisentheoretischen Ausgangspunkte und Begründungen stark voneinander differieren.

[2]) Vgl. dagegen die großen Hoffnungen, die Baade auf eine solche „Beratungsplanwirtschaft" setzt: „In den weitaus meisten Fällen wird es genügen, daß der Staat den Produzenten vernünftige Ratschläge bezüglich der Ausdehnung und der Einschränkung ihrer Produktion gibt. Vor allem muß er dafür sorgen, daß . . . die an zentraler Stelle gewonnenen gewissermaßen planwirtschaftlichen Einblicke den Millionen von Produzenten möglichst überzeugend nahe gebracht werden." (Die Landwirtschaft im Sozialismus, Die Arbeit, Juli 1932, S. 410). Er beruft sich dabei auf die Erfolge, die mit der „Schweinefibel" erzielt wurden, setzt aber an anderer Stelle vorsichtigerweise hinzu, daß dieser Erfolg — die relative Beschränkung der Schweineproduktion — „auch unter dem gleichzeitigen Einfluß der Futtergetreidepolitik" erzielt wurde. (System. a. a. O. S. 287).

[3]) Hans Neisser, Kritik der Bankenaufsicht, Die Arbeit, 8. Jg. 1931, S. 744ff. und Carl Landauer, Planwirtschaft und Verkehrswirtschaft, 1931, bes. S. 92ff.

Eingriffsrechte, so gibt es doch ihren Maßnahmen gegenüber immer Ausweichmöglichkeiten, es sei denn, daß die Anordnungsmacht vollkommen auf sie übergeht; der Unternehmer kann zu Produktionseinschränkungen und Stillegungen greifen, er kann bestimmten Eingriffen durch konjunkturpolitisch unerwünschte Rationalisierungen begegnen, er kann durch Selbstfinanzierung ausweichen, die von der Planstelle schwer kontrollierbar und kaum zu verhindern ist, weil bei der Bewertung der Abschreibungen und der Vorräte und bei der Berechnung der Generalunkosten immer ein Spielraum vorhanden ist. Die Beseitigung der privaten Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel ist daher die notwendige Voraussetzung einer Planwirtschaft.

Nur wenn sich zeigen ließe, daß eine Autarkisierung auf eine Enteignung hindrängte, wäre die Aussage haltbar, daß sie zur Planwirtschaft führte. Davon kann aber keine Rede sein. Die Maßnahmen zum „Schutz der nationalen Arbeit" stärken die Machtpositionen, die einer planwirtschaftlichen Ordnung entgegenstehen [1]). Wenn daher vom „Tat"-Kreis auf der einen Seite die rentensichernde Autarkiepolitik von heute begrüßt, auf der anderen ein Abbau der privaten Profitwirtschaft verlangt wird, so zählt das nur zu den vielen Ungereimtheiten der dort gepflogenen politischen Ökonomie. Gewiß zieht die Schutzpolitik binnenwirtschaftliche Interventionen nach sich. Aber die Annahme, daß ein nach vielen Richtungen hin regulierter Kapitalismus der Planwirtschaft näher stünde als die freie Konkurrenz, ist zwar auf den ersten Blick sehr bestechend, jedoch nicht richtig. Weder ist der Interventionskapitalismus krisenfester als der freie, noch gibt es eine wie immer geartete ökonomische Notwendigkeit, die einen Übergang von der Teilregulierung zur Totalplanung erzwingen würde.

## IV.

Unterstellt man, daß mit der Herbeiführung des Gemeineigentums an den Produktionsmitteln zunächst im nationalen Rahmen die Grundlage für eine planmäßige Konjunkturbeherrschung bereits geschaffen ist, dann wird in dieser sozialistischen Ordnung die Regulierung der Außenwirtschaft unerläßlich zur Sicherung der

---

[1]) Hierzu und zu allen Problemen, die den Weg zur Planwirtschaft betreffen, die eindringlichen Ausführungen von Paul Hermberg, Planwirtschaft, Berlin 1933, S. 44ff.

Krisenfestigkeit. Ein- und Ausfuhren werden wert- und mengenmäßig in den Plan einzubeziehen sein, und es werden Vorkehrungen getroffen werden müssen, die Weltmarktstörungen aufzufangen und unschädlich zu machen erlauben. Es wird also vor allem die Auswirkung von Krisen des privatwirtschaftlichen Auslands zu verhindern sein. Für ein Veredlungsland mag von dieser Seite keine allzu große Gefahr drohen, da regelmäßig in der Krise die Preise der in erster Linie zu importierenden Rohstoffe stärker sinken als die Preise der Fertigwarenexporte, so daß u. U. Überschüsse erzielt werden, die etwa zur Bildung von Lagerreserven im Inland, von Zahlungsmittelreserven im Ausland oder zur Steigerung der Konsumgütereinfuhren Verwendung finden könnten. Vordringlich kann zeitweise die Aufgabe werden, die planwirtschaftlich geleiteten Industrien gegenüber der Auslandskonkurrenz zu schützen. Da eine Planwirtschaft in hochindustrialisierten Gebieten um der Krisenverhütung willen den technischen Fortschritt regulieren muß, indem sie z. B. seine Durchführung den Amortisationszeiten des alten Sachapparats anpaßt oder doch jeweils nur in dem Maße rationalisiert, in dem das zur Wiederbeschäftigung der frei gewordenen Arbeiter notwendige Sachkapital antizipatorisch geschaffen ist, können vorübergehend Situationen entstehen, bei denen das ruckweise intensivierende Ausland überlegen wird. Auf die Dauer wird aber, gerade weil durch die Regelung des technischen Fortschritts Krisen vermieden werden, das Durchschnittstempo der für die Versorgung nutzbar gemachten Rationalisierungen in einer sozialistischen Wirtschaft eher größer sein.

Als Mittel der Außenhandelslenkung können stellenweise zollpolitische Methoden in Frage kommen. Ihre generelle Anwendung hätte zur Voraussetzung, daß die einzelnen Betriebe im Rahmen der ihnen delegierten Kaufkraft frei auf dem Weltmarkt Nachfrage ausüben. Der Zoll hätte hier keine produktionsfördernde Funktion mehr, da die Wachstumsregulierung auf jeden Fall der zentralen Stelle überlassen wäre. Im allgemeinen wird jedoch dieses Mittel deshalb unzulänglich sein, weil die Einhaltung des Naturalplans durch eine solche indirekte Methode der Importpolitik nicht genügend sichergestellt wird. Die direkten Mittel der Mengenregelung — Kontingentverträge, trustweise organisierter, vor allem aber staatlich zentralisierter Außenhandel — sind einer sozialistischen Ordnung grundsätzlich angemessener.

Inhaltlich muß die Lenkung des Außenhandels keineswegs eine Autarkisierung zum Ziel haben, wenngleich die Bedingungen für

die Erreichung der Krisenfestigkeit bei weitgehender Selbstversorgung günstig liegen, weil dann ein großer Teil der Wirtschaftsvorgänge im Bereich des unmittelbaren Planzugriffs abläuft. Ein elastischer Außenhandelsorganismus wird aber den gleichen Erfolg verbürgen und dabei die Vorteile der internationalen Arbeitsteilung auszunützen gestatten. Im Übergangsstadium könnte eine Abschwächung der Auslandsabhängigkeit ratsam sein. Damit entstehen schwierige Umstellungsprobleme, die ebenso wie die hier nicht behandelten Fragen der Geld- und Währungspolitik einer besonderen Untersuchung bedürften.

# Besprechungen.

## Philosophie.

**Bergson, Henri,** *Les deux sources de la morale et de la religion. Félix Alcan. Paris 1932. (364 S.; Frcs. 25.—)*

In dem neuen Buch beschränkt sich Bergson keineswegs darauf, seine philosophischen Ansichten schematisch auf die Gesellschaft anzuwenden, sondern stellt höchst anregende Betrachtungen über sozialphilosophische Fragen an. Es zeigt sich, daß er selbst heute dem impressionistischen Ursprung seiner Philosophie noch näher steht als der politischen Funktion, welche seine Grundgedanken kraft der geschichtlichen Entwicklung inzwischen gewonnen haben. Der von ihm mitbegründete Intuitionismus spielt in der Gegenwart eine von der Theorie der gesamtgesellschaftlichen Tendenzen ablenkende Rolle; das neue Buch zeigt, daß Bergson im Gegensatz dazu, wenn freilich auch in höchst abstrakter Weise, um den wirklichen geschichtlichen Fortschritt bekümmert ist.

Im Sinn des französischen Positivismus erklärt er Moral und Religion aus den Bedürfnissen der Gesellschaft. Die „morale close" ist auf Konservierung der bestehenden sozialen Gebilde gerichtet. Als natürliche Tendenz jedes menschlichen Individuums, dem in seiner Gruppe herrschenden System von Gewohnheiten dauernd zu gehorchen, entspricht sie dem Instinkt in der übrigen Lebewelt. Diese Moral besteht darin, daß der einzelne sich durchgehend als Glied der gesellschaftlichen Einheiten, in die er hineingeboren ist, benimmt. Sie bindet ihn an Familie und Nation und trennt ihn von anderen Familien und Nationen. Die allgemeine Menschenliebe, die Humanität, welche nach Bergson der „morale ouverte" zugeordnet ist, darf daher nicht als Erweiterung dieser unmittelbaren, dem Instinkt verwandten Gefühle betrachtet werden. Zur größeren Quantität ihres Gegenstandes gehört eine andere Qualität des Affekts. Die „morale ouverte" erscheint ihm als der jeweilige, nicht vorauszusehende Einbruch des metaphysischen Lebensstromes in die menschliche Geschichte. Die Einbruchsstellen sind die großen Männer, „certains hommes, dont chacun se trouve constituer une espèce composée d'un seul individu" (S. 289). Sie geben einem radikal neuen Weltgefühl Ausdruck, und dieses wird von den meisten imitiert. Das Neue wird in den alten Lebenskreis aufgenommen und mit ihm verschmolzen. Sogleich schließt er sich wieder.

Bergson erkennt nicht, daß die „morale ouverte", von der nach ihm der menschliche Fortschritt abhängt, ebenso wie die „morale close" ihre gesellschaftlichen Bedingungen hat. Entsprechend der grundlegenden Trennung zwischen Intuition und analysierender Wissenschaft in seiner Philosophie trennt er die offene, nach vorwärts gerichtete, umwälzende moralische Intuition von dem zur Selbsterhaltung einer geschlossenen

Gesellschaft gehörigen System von Gewohnheiten. Somit wird er die grundlegende Dynamik von vorwärtstreibenden und retardierenden Momenten in der Geschichte, die Dialektik von „société close“ und „ouverte“, nicht gewahr.

Dem Unterschied zwischen offener und geschlossener Moral entspricht der zwischen dynamischer und statischer Religion. Bei Erklärung der statischen Religion als eines Systems von Erzählungen zeigt sich Bergson wieder dem positivistischen Naturalismus verwandt. Sie ist eine durch die fabelbildende Fähigkeit des Menschen vermittelte Verteidigungsreaktion der Natur gegen die Vorstellung der Unvermeidlichkeit des Todes, also gleichsam eine zweckmäßige Maßnahme, die das intelligenzbegabte Leben im Gegensatz zum Tier notwendig hat. Auch sie unterstützt die Unterordnung egoistischer Ziele unter das Wohl der Allgemeinheit, ohne daß sie dabei doch notwendig mit der geschlossenen Moral in ihrer Entwicklung identisch wäre. Die Funktion der statischen Moral bleibt stets mit den nationalen Bedürfnissen unmittelbar verflochten. Die Tradition der religiösen Erzählungen hat ihre eigene Geschichte. Die statische Religion braucht im Gegensatz zur geschlossenen Moral nur soziale Verpflichtungen zu enthalten, ohne welche überhaupt jedes gesellschaftliche Band zerreißen müßte (vgl. S. 219f.). Doch ist die statische Religion nur der Ausdruck, gleichsam die verstandesmäßige Fassung der mystischen Gewißheit, in welcher der Mensch sich eins weiß mit dem Lebensstrom, mit der alles individuelle Leben transzendierenden schöpferischen Macht. Die dynamische Religion besteht nicht in den die Intellekte miteinander verbindenden Erzählungen über ihre Fortexistenz, sondern in der Identifikation mit dem in unserem eigenen Innern zu entdeckenden, über jede feste Gestalt hinaustreibenden Leben. Alle Legenden, alle Götter sind Produkte der schöpferischen Anstrengung, aus der auch das Universum ständig hervorgeht. Der echte Mystizismus macht nicht bei der Ekstase halt, er verbreitet auch die Inhalte der Ekstase nicht bloß durch die Lehre, sondern er wird selbst zur schöpferischen Macht, in die er versenkt, und drückt sie in seinem Leben aus. „Sa direction est celle même de l'élan de la vie; il est cet élan même . . .“ (S. 251).

Im Anschluß an diese Lehre über Moral und Religion stellt Bergson Betrachtungen über die zukünftige Entwicklung an und sagt, daß „industrialisme et machinisme“ der Menschheit nicht das erhoffte Glück gebracht hätten. Er glaubt an eine Übervölkerung Europas, ja an eine rasche Übervölkerung der ganzen Welt und gibt sich wie der späte Max Scheler, malthusianischen Gedankengängen hin. Als echter Lebensphilosoph und Metaphysiker sieht er das Heil in einer inneren Umstellung. Er meint, das „einfache Leben“ könne den gegenwärtigen Mechanismus ablösen, wenn die heute erstrebten materiellen Freuden vor einer neuen mystischen Intuition verblassen müßten. In einer Anmerkung sagt Bergson freilich, die gegenwärtige Not der Menschen komme daher, „que, la production en général n'étant pas suffisamment organisée, les produits ne trouvent pas à s'échanger“ (S. 330). Dieser Gedanke hätte ihn aus der Philosophie in die Wissenschaft führen können. „L'humanité ne se modifiera que si elle veut se modifier“ (S. 315). „L'humanité“ hat

aber vorerst ebensowenig einen einheitlichen Willen wie eine vernünftige Organisation. Die Wurzeln dieses Mangels vermag man aber nur in einem genauen Studium der fortgeschrittensten Ökonomik und Psychologie zu begreifen. Wenn das einfache Leben der Menschheit helfen könnte, wäre sie längst gerettet, denn die erdrückend große Mehrzahl aller Menschen existiert im Elend. So wenig durch die um rationale Wissenschaft unbekümmerte Versenkung ins schöpferische Leben die Endlichkeit der Erkenntnis zu überwinden ist, wird die gesellschaftliche Not durch Verinnerlichung dahinschwinden. Die Intuition, von welcher Bergson in der Geschichte wie in der Erkenntnis das Heil erhofft, hat einen einheitlichen Gegenstand: das Leben, die Schwungkraft, die Dauer, die schöpferische Entwicklung. In Wirklichkeit aber ist die Menschheit gespalten, und die durch die Gegensätze hindurchdringende Intuition verliert das historisch Entscheidende aus den Augen.

Max Horkheimer (Frankfurt a. M.)

**Driesch, Hans,** *Philosophische Gegenwartsfragen. Emmanuel Reinicke. Leipzig 1933. (184 S.; RM. 5.—, geb. RM. 6.80)*

Die Antworten, die Driesch auf Fragen der offiziellen gegenwärtigen Diskussion erteilt, sind wesentlich zu verstehen als Epilegomena zu seiner eigenen philosophischen Systematik. Es bindet sie der Impuls: jene Resultate, denen er Wirkung, Ruhm und den Namen eines „Vitalisten" verdankt, für einen Standpunkt zu retten, den er in Wahrheit nie verließ, gegen den jedoch die von Driesch mit-inaugurierte Bewegung rasch genug sich wandte: den einer szientifischen Philosophie, sei es im Sinne der „strengen Wissenschaft" Husserls, sei es des Empiriokritizimus und seiner modernen Fortführung durch die Wiener Schule. Negativ gewandt: die Geister des Intuitionismus, des Organizismus und der Existentialphilosophie, die Driesch ohne Willen herbeirief, möchte er bannen, indem er die Befunde, auf denen als ihrem „Seinsgrund" die neuen Metaphysiken basieren, als solche der kritischen Erkenntnistheorie oder der positiven Forschung zu sichern und zu begrenzen trachtet. Dem dient vorab der „Erste Hauptteil", der „Intuition und Positivismus" behandelt. Der Intuitionsbegriff wird als „Erfassung von Ordnungstypen" empirisch begrenzt; als Verfahren, „gegebene Data zuzuordnen zu den originär erfaßten Schemata der Urordnungslehre"; Ontologie wird, übrigens in Übereinstimmung mit Husserl, auf Bedeutungslehre reduziert; „das Sein, was in dem Worte ‚On' steckt, ist uns also nur das in seiner Bedeutungshaftigkeit Gehabt-sein"; negiert wird aus empiristischen Gründen freilich auch die allgemeine Relativitätstheorie, soweit sie als „Naturtheorie" anstatt bloß als „Relationstheorie" gemeint ist (cf. insbes. S. 47ff.). Von hier aus grenzt Driesch sich gegen die Wiener ab, denen er mathematisierenden Mechanismus als Vernachlässigung der tatsächlichen Gegebenheiten vorwirft. Für Drieschs „rationalistischen" Ansatz des Vitalismusproblems ist bezeichnend dabei die Aussage, daß von ihm „doch gerade dem Kausalschema zuliebe der Begriff der Entelechie als eines wirkenden Agens eingeführt ist, da mechanische Kausalität eben nicht genügt". All das ist in einem ausdrücklichen Bekenntnis zu „rationalem Positivismus" zu-

sammengefaßt. — Die „Studien zur Ganzheit" werden eingeleitet mit einer tapferen Apologie des heute verfemten Begriffs der Analyse, die allgemeinste Beachtung verdient (S. 82f.). Drieschs Kritik des psychophysischen Parallelismus wird mit neuen Argumenten weitergeführt; aus dem Begriff der Ganzheit der des „Zweckes" vorsichtig eliminiert (S. 116); statt dessen die Kategorie des „Zieles" eingeführt. — Logische Betrachtungen, ausgehend vom Solipsismusbegriff der Empiriokritizisten, machen den Schluß. — Das Buch bietet mehr Exkurse als neue Theorien, verdient aber besonderen Respekt als moralische und philosophie-politische Leistung. Ein Denker, dem es die Zeitstimmung sehr bequem machen könnte, distanziert sich von den Folgerungen, die sie aus seiner Arbeit zieht, um der Sachen willen; auf die Gefahr hin, von ihr als überholt beiseitegeschoben zu werden. Sehr weit gehen die Übereinstimmungen mit Cornelius; auch mit Husserl, dessen späte Entwicklung zu Driesch recht parallel verläuft. Was freilich Driesch zur Kritik des „Soziologismus" und historischen Materialismus beibringt, hat, als Randprodukt seines Denkens, nicht eben große Überzeugungskraft.

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

**Cohn, Jonas,** *Wertwissenschaft. 3. Ergetik, Lehre von der Wertverwirklichung. Frommann. Stuttgart 1933. (S. XVII—XVIII u. 421 bis 641; RM. 5.80)*

Dieser Band enthält die Praxis, die zu dem Entwurf einer Dialektik ohne Kritik hinzugehört, den wir (in Heft 3 des I. Jahrgangs) schon kurz beschrieben haben. Die Praxis ist begründet auf einen Begriff der „Arbeit", der ebensogut „Bildung" heißen könnte, wenn nicht die naturhaften Bedingungen in seiner Explikation so gewichtig wären — und gerade diese Partie ist die interessanteste. Sie hindert freilich nicht die Stabilisierung des beständig schwebenden Verhältnisses von Subjekt und Wert (jetzt also auftretend als „Arbeit"), aus dem es hier kein Abstoßen und Entrinnen gibt. Daß Arbeit nicht bloß Waren schafft („Werte verwirklicht"), sondern selbst Ware ist, — diese Möglichkeit kommt im Buche nicht vor, setzt sich aber (wie wohl nachzuweisen ist) in jener stabil-dialektischen Struktur aller Begriffsbezüge ohne Zutun durch.

Dolf Sternberger (Heidelberg).

**Steinbüchel, Theodor,** *Das Grundproblem der Hegelschen Philosophie. I. Bd.: Die Entdeckung des Geistes. Peter Hanstein. Bonn 1933. (XVI u. 422 S.; RM. 21 —, geb. RM. 23.—)*

Das ungemein kompendiöse, großen wissenschaftlichen Apparat bemühende Werk Steinbüchels stellt sich dar als Zeugnis jener „zweiten" Hegelrenaissance, die, angeregt teils durch Hartmann, teils durch Heideggers „Hermeneutik" und deren Anwendung auf Kant programmatisch erstmals in Tillichs Hegelvortrag formuliert ward und als bislang wichtigstes Zeugnis selbständiger Arbeit das Buch Marcuses zeitigte. War die „erste" Hegelrenaissance bei Dilthey, den Südwestdeutschen und Croce orientiert an der Idee einer Kritik historischer Vernunft und der ihr zugeordneten Geschichtsphilosophie, mit anderen Worten: war sie einerseits erkenntnis-

theoretisch, andererseits pragmatisch-historisch orientiert, so geht es der zweiten um Hegels „Ontologie“. Für Steinbüchel ist seine Logik zentral ontologisch, „Aufweis der letzten Strukturen des Wirklichen, ja des Logos als des Wirklichkeitsgrundes, der einzigen wahren Wirklichkeit“. Gegenüber der radikalen ontologischen Interpretation Marcuses freilich, die schließlich in die Problematik des neu-ontologischen Fragens selber umschlägt, hält sich die Steinbüchels doch weit mehr im Rahmen eines herkömmlich geistesgeschichtlichen Verstehens, das als Hegels Grundproblem das Verhältnis des Allgemeinen und Besonderen „auf dem Hintergrund der Zeitphilosophie“ Kants, Fichtes und Schellings exponiert, um dann „die Entfaltung des Grundproblems als Frage nach dem menschlichen Dasein in seinen überindividuellen Bindungen“ zu begreifen; also nicht sowohl als Frage nach einem „existentialen“ Seinsbegriffs von Lebendigkeit denn vielmehr nach einer „existentiellen“ Auslegung individuell-faktischen menschlichen Daseins auf Allgemeinheit, die sich mit ihm „vereint“. Damit mag die stärkere Akzentuierung des systematischen Motivs bei Hegel zusammenhängen, das an Relevanz gewinnt, je mehr die Hegelinterpretation nicht sowohl dem Seinsproblem als dem des Daseienden in seiner Philosophie gerecht werden muß. Insofern nimmt das Buch zwischen Marcuse und der Darstellung etwa Kroners eine Mittelstellung ein. Daß von Steinbüchel dem theologischen Hegel gegenüber dem „aufklärerischen“ der Primat zuerkannt wird; daß die Hegelsche Divergenz von partiellem Verstand und totaler Vernunft irrationalistisch betont ist, folgt aus Steinbüchels Grundposition. Deren Auseinandersetzung mit Hegel wird erst im zweiten Band ganz deutlich werden, welcher Darstellung und Kritik der Jenenser und der „endgültigen“ Gestalt des Systems verspricht.

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

**Wiesengrund-Adorno, Theodor,** *Kierkegaard. Konstruktion des Ästhetischen. J. C. B. Mohr. Tübingen 1933. (165 S.; RM. 9.60, Lw. RM. 11.40)*

Wohl erscheint hier das große, vielfältig verschlungene philosophische Werk Kierkegaards, das „sinnverstehende“ Geistesgeschichte gern fließend und als Phase nehmen möchte, im Lichte einer plötzlich aufgestiegenen, weithin und keineswegs heimelig leuchtenden Rakete: als breite, rissige, von allerlei Trümmern bedeckte Landschaft oder Kriegsschauplatz. (Diese Beleuchtung schafft das I. Kapitel sogleich, welches vorweg den dicken glatten Lack abschlägt, den das konventionelle Lob der „poetischen Sprache“ Kierkegaards über seinem Sprachensemble ausgebreitet hat.) In diesem scharfen Lichte kann man sehen, daß der ausdrückliche philosophische Intentionsweg Kierkegaards, dem man sonst meist bieder einfach nachzugehen pflegt, ohne seiner Funktion gewahr zu werden, bisweilen nur am Rande der Landschaft, dazu gar nicht gerade, oftmals verschüttet oder unterirdisch zerstört sich hinzieht. — Aber damit ist es nicht genug, sondern das sürrealistische Erkennen hat hier nicht die Gefahr in sich, dem Verfallenen selber noch einmal zu verfallen. Denn nun macht sich der Autor, mit der Grubenlampe, erst selbst daran, in den so zuvor erleuchteten

Rissen und Gängen umherzugehen und eben das aufzusuchen, was unter dem Aspekt des „Sinnverstehens" das Beiläufigste, Abseitigste, ja Verworfene schien, was dort gar nicht oder nur durch klaren Betrug (etwa zur bloßen, indifferenten „Metaphorik" umgefärbt) zu verflüssigen war. Hier gerade verweilt er, findet ganz unscheinbare, allenfalls billig blinkende Dinge, wendet sie um und um solange, bis die „Motive des Scheins" selber einen Schein auszusenden beginnen. Und dann ist es ein Schein der Hoffnung.

So macht er Entdeckungen, die niemand geahnt hätte. Denn er ist ein Autor, der sich auf das „Retten" versteht. Oder auch ein Wünschelrutengänger der Geschichte. Er macht Entdeckungen, indem er, anstatt sogleich einen Sinn abzudestillieren, alles beim Worte nimmt, indem er die philosophische Sprache Kierkegaards hinter dem Rücken seiner Intention genau abhört. Denn die Wörtlichkeit ist „verräterisch" (S. 11, 37, 47 u. a.). Auf diese Weise enthüllt sich die „Subjektivität", die das letzte zu sein schien, nun als „Schauplatz" einer Ontologie (25). Diese Ontologie selber als die der Hölle: „Existenz" als beständig kreisende Verzweiflung, verewigte Sinnlosigkeit des „Nicht-sterben-könnens" (93). Diese Entdeckungen aber gehen einher mit der präzisesten Beschreibung der historischen Lokalität: Kierkegaard ist ein intellektueller Privatier der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, „nicht angewiesen auf fremdes Kapital, nicht genötigt, die eigene Arbeitskraft zu verkaufen" (53). Solche „Zuordnung" indessen — das ist eine Einsicht, die man soziologisch nennen mag, während sie gerade Soziologie unlöslich an Geschichtsphilosophie bindet — vermag allein noch nicht, Gehalte zu treffen, weder zu zerstören, noch aufzuklären noch gar zu retten.

Was sich in dem so abgesteckten Rahmen findet, ist die radikalste Philosophie der Innerlichkeit. Aber was ist „Innerlichkeit" hier nun eigentlich? — „Innerlichkeit ist das geschichtliche Gefängnis" — und dies ist der Begriff, der die soziologische Zuordnungsmethode korrigiert — „... Gefängnis des urgeschichtlichen Menschenwesens. Der Affekt des Gefangenen ist die Schwermut. In Schwermut stellt Wahrheit sich dar, und die Bewegung von Schwermut ist die zur Rettung des verlorenen ‚Sinnes'" (68). Noch bestimmter ist die Verschlingung von Geschichte — als Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse — und Archaik bezeichnet an Kierkegaards Begriff der „Situation". In ihm zieht sich die Meditation zurück in einen Punkt; aber die gemiedene „Äußerlichkeit" folgt ihr nach bis in die geheime Kammer, wo sie ihr Wesen hat: „Das Selbst wird im eignen Bereich von Waren ereilt und ihrem geschichtlichen Wesen" (47/48), denn der Punkt ist zwar rein geschichtlich die ausgesogene Totalität des Hegelschen Systems und also idealistisch (90), aber er zeigt zugleich ein realgeschichtliches Bildgesicht, dasjenige des Interieurs, und in diesem Bilde geht das Archaische auf: Interieur ist die „urbildliche Zelle verlassener Innerlichkeit" (51). Steckt darin eine Korrektur des Zuordnens, so mag nach der andren Seite eine fruchtbare Wendung des Ideologiebegriffes gesehen werden in dem Satze: Der Erkennende hat „im Schein Anteil an Wahrheit, den scheinlose Existenz in ihrer leeren Tiefe niemals erlangte" (143). Dies nämlich ist

das letzte Wort zur Rettung des „Ästhetischen", das Kierkegaard verdammend doch immer mitführte; zur Rettung also gerade dessen, was der Ethiker in „Entweder-Oder" dem Ästhetiker gegenüber höhnend wegwirft: „Hast du nichts anderes zu sagen, als daß das (sc. das „Existieren") nicht auszuhalten ist, so mußt du dich eben nach einer besseren Welt umsehen!" (zit. 147). Da erst wird der Schein, lange genug umgewendet, zum Schein der Hoffnung: Hoffnung, die in der Innerlichkeit hoffnungslos „dämonisch", naturhörig, eingeschlossen ist, wird ihr so schließlich abgewonnen durch die große Kunst philosophischer Kritik (in der dies Buch ein Meisterwerk ist). Damit sie dort eingesetzt werden kann, wo allein sie frei wirkt: in der wirklichen gesellschaftlichen Welt (75), worin sie ein Zeichen und eine Triebfeder ist, um die „Vorgeschichte" (und damit auch die Ohnmacht des Spiritualismus) zu Ende zu bringen, daß die wahre Geschichte anhebe. Die Geschichte eben jener „besseren Welt", nach der sich der Ästhetiker im Schein umsah.

Dolf Sternberger (Heidelberg).

**Hartmann, Nicolai,** *Das Problem des geistigen Seins. Walter de Gruyter. Berlin u. Leipzig 1933. (482 S.; RM. 12.—)*

*Die Wissenschaft am Scheidewege von Leben und Geist. Festschrift Ludwig Klages zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Hans Prinzhorn. J. A. Bart. Leipzig 1932. (VIII u. 252 S.; RM. 14.—)*

**Prinzhorn, Hans,** *Charakterkunde der Gegenwart. Junker u. Dünnhaupt. Berlin 1931. (VII u. 122 S.; RM. 5.—)*

**Geyser, Joseph,** *Das Gesetz der Ursache. Untersuchungen zur Begründung des allgemeinen Kausalgesetzes. Ernst Reinhardt. München 1933. (163 S.; RM. 6.50, Lw. 8.80)*

Hartmanns Buch ist ein breit angelegter Versuch einer „Phänomenologie des Geistes", nicht im Hegelschen Sinn einer dynamisch-dialektischen Stufenlehre, sondern als phänomenologische Deskription der Erscheinungsweisen von „Geist". Grundintention: Wahrung der Autonomie von Geist bei gleichzeitigem Zugeständnis seines „Aufruhens" auf außergeistigem Sein. Dreifach gegliedert: „Der personale Geist", gesteigert bis zu einer „Metaphysik der Person"; „der objektive Geist"; „der objektivierte Geist" d. h. der Geist der „geschaffenen Werke". „Nur der persönliche Geist kann lieben und hassen, nur er hat ein Ethos, trägt Verantwortung, Zurechnung, Schuld, Verdienst; nur er hat Bewußtsein, Voraussicht, Willen, Selbstbewußtsein" ... „Nur der objektive Geist ist Geschichtsträger im strengen und primären Sinn; nur er ist's, der eigentlich ‚Geschichte' hat" ... „Nur der objektivierte Geist aber ragt ins Zeitlose hinein, und damit ins Ideelle und Übergeschichtliche".

Die einzelnen Beiträge der Widmungsgabe für Klages stehen jeweils in ganz verschiedener Distanz zur Klagesschen Metaphysik. Manche, wie der des Herausgebers oder der von Werner Deubel, „Der deutsche Weg zur Tragödie", sind als solche der Klagesschule ohne weiteres kenntlich; andere, wie die geistreiche astrale Interpretation der Perseusmythe von Martin Ninck verdanken ihm viel; solche wie die deskriptive Psychologie von Karl Groos in „Zur Analyse des Zeiterlebens" schneiden sich kaum

mit dem Klagesschen Bannkreis. Besonders wichtig zwei ästhetische Abhandlungen: „Ästhetisch und Morphologisch", ein Wort der Diskussion von Herbert Cysarz, der, ausgehend vom späten Goethe, gerade unter ästhetischen Kategorien die Forderung nach pragmatischem Gehalt und pragmatischer Treue der Kunstwerke nachdrücklich vertritt; „Zur Physiognomik des Manierismus" von Wilhelm Pinder, mit erstaunlichen Erkenntnissen zur Urgeschichte des Barock.

Prinzhorns Schrift stellt eine kompilatorische Übersicht über charakterologische Strömungen und Methoden aus der Hand des Klages-Popularisators dar. Oberflächlich, gelegentlich grob entstellend (Freud, dessen charakterologische Theorie nicht einmal ernsthaft referiert, sondern bloß beschimpft wird). Brauchbare, ausführliche Bibliographie.

Geyser macht den Versuch einer Fundierung des Kausalsatzes — auch in seiner modern-naturwissenschaftlichen Gestalt — in katholisch-aristotelischen Kategorien. Besonderer Wert wird auf das Argument gelegt: „Es ist unmöglich, daß etwas nur während eines einzigen Augenblicks sei oder nicht sei." Scharfsinnige Polemik gegen den Positivismus der Wiener Schule, insbesondere Ph. Frank. Allerdings bleibt der Grund des Widerstandes gegen den Begriff der Gegebenheit bzw. des „Erlebnisses" dogmatisch.

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

## Allgemeine Soziologie.

**Marcuse, Alexander,** *Die Geschichtsphilosophie Auguste Comtes. J. G. Cotta. Stuttgart und Berlin 1932. (XII u. 182 S.; RM. 6.80)*

**Marica, George Em.,** *Emile Durkheim, Soziologie und Soziologismus. Gustav Fischer. Jena 1932. (VIII u. 174 S.; RM. 9.—)*

**Rumpf, Max,** *Soziale Lebenslehre. Ihr System und wissenschaftlicher Ort. Hochschulbuchh. Krische. Nürnberg 1932. (IX u. 263 S.; RM. 8.60)*

**Leuchtgens, Heinrich,** *Theorie der Gesellschaft. Carl Bindernagel. Friedberg (H.) 1932. (432 S.; RM. 10.—)*

**Solms, Max,** *Führerbestellung. Bau und Gliederung der Menschengruppen. II. Teil. Buske. Leipzig 1932. (70 S.; RM. 3.80)*

**Otaka, Tomoo,** *Grundlegung der Lehre vom sozialen Verband. Springer. Wien 1932. (XI u. 279 S.; RM. 12.—, Lw. RM. 13.50)*

**Hartmann, K. J.,** *Soziologie. F. Hirt. Breslau 1933. (104 S.; RM. 2.85)*

Kein Kontakt des Erkennens selber, welcher von den Titeln und Motiven im Werk Comtes eine Aufforderung zum eigenen Nachsehen verspüren würde, gibt in dem Buche Marcuses den Antrieb, sondern ein Kontakt von Positionen: die Übereinstimmung von Breysig und Comte im „Grundgedanken einer völlig biologischen Sicht auf die Geschichte der Menschheit" (S. V) bildet, in merkwürdiger Verdrehung geschichtlicher Beziehung, den Anlaß zu dieser Arbeit. Ganz nach dem Modell des Interessentenparlaments wird so „Geistesgeschichte" zu einer Versammlung von Standpunkten, welche wechselseitig Urteile abgeben. Da nun Comte nicht selbst auftreten kann, so ergibt sich die Notwendigkeit des Referats. Bisweilen

lassen die Standpunktnamen, welche in diesem übrigens gründlichen Referat die Resultate ausmachen, gleichwohl etwas von der spezifischen Figur des Comteschen Erkennens ahnen: so etwa deutet der Name „empiristischer Enzyklopädismus" (39) auf die noch barocke Hoffnung Comtes, alles im System aufbewahren zu können, alles einzelne nämlich unter der gemeinsamen Bestimmung „conception humaine" oder auch „fait observé". Das geheim dialektische Verhältnis von systematischer Endlichkeit und faktischer Unendlichkeit des Geschichtsverlaufs (S. 123ff.) wie auch die internen Beziehungen zwischen den drei Stadien (Einigung des theologischen und positiven Stadiums gegen das bloße Intervall der „Metaphysik", S. 77ff.) finden in Marcuses Referat eine gut informierende Darstellung. Hingegen hat die höchst merkwürdige Wandlung Comtes selber (von der „objektiven" zur „subjektiven" Epoche mit ihrem Ausbruch einer sozusagen nachträglichen Mystik und Kulttheologie) hier noch keine eigentliche Analyse erfahren. Marcuse zeigt sich zwar deutlich beunruhigt durch dies biographische Problem, meint indessen die Bearbeitung der Spätzeit Comtes solange hinausschieben zu sollen, als nicht „eine gründliche psychiatrische Untersuchung erfogt ist" (19), womit er sich der soziologisch-geschichtlichen Aufgabe, die gerade hierin liegt, entzieht.

Eine wissenschaftsgeschichtliche (und zwar gleichfalls im Sinne des „Positionsreferats"), also nicht selber aktiv soziologische Arbeit ist auch die Monographie von Marica. Sie ist von Bedeutung als erste ausführliche Monographie über den französischen Forscher. Doch behält auch hier der historische Begriffsapparat etwas Schemenhaftes. Dem Charakter bloßen Referierens, worin die Durkheim-Zitate so wenig treffend „sitzen", daß sie vielmehr bloß als mehr oder minder beliebig „herausgegriffene" Exempel fungieren, entspricht genau die Geschwindigkeit der Kritik als stumpfer Meinungsäußerung. Durkheims bekannte Selbstmordtheorie etwa bleibt nach Marica „in der naturwissenschaftlischen Gedankenwelt befangen", indem sie die „geistigen Akte nur von außen her, unabhängig von ihrem Sinngehalt" erfaßt (59). Ein solcher Betrachter ist mit seinem Gegenstand schon fertig, ehe er eigentlich angefangen hat. (Es steht denn auch schon auf der ersten Seite, daß Durkheims Arbeit zwar „großartig, aber vergeblich" gewesen sei.) M. gliedert die sachlichen Elemente des Durkheimschen Werkes in drei Schichten oder Perioden: Erstens die Idee der „Solidarität" als Reaktion gegen den „Atomismus" des 18. Jahrhunderts, zweitens der Wissenschaftsglaube („Szientismus", welcher aber gerade praktisch sich ausdrückt vor allem in den großen Hoffnungen, welche Durkheim an die Moralwissenschaft knüpft), dies als wesentlicher Zug des 19. Jahrhunderts, und drittens die „Entdeckung" eigenständiger „Wert"-gebiete, auch vom Autor als „gesteigerte Geistigkeit" (128) eingeführt — dies (nach Marica), der freilich sehr durch szientifische Hemmungen geminderte vorwärtsweisende Zug des 20. Jahrhunderts. — Nützlicher als diese Einteilung scheint uns der Begriff des „Soziologismus" zu sein, womit jene merkwürdige Verklärung von Gesellschaft oder Gruppe gut bezeichnet ist, welche mit dem Spezialgegenstande der Soziologie zugleich auch das innere Wesen der Geschichte, Grund und Rettung in einem zu fassen glaubt. Bei Durkheim leistet der Begriff der Gesellschaft, wenn-

gleich er metaphysisch gewendet wird, mehr und ganz anderes als die bloße Verklärung bestimmter, nämlich bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse. Er ist auch nicht, wie M.s Interpretation besagt, bloß ein anderer „Name" für den Gott einer positiven Religion; wäre er nur dies, so hätte er für Durkheim nicht das Instrument einer genetischen Analyse der Religion (speziell des „Totemismus") abgeben können. Der positive Gehalt dieses Ansatzes von „société" als Postulat zeigt sich deutlicher noch, wenn wir zusehen, welche Formen von „Soziologismus" in Deutschland vorkommen.

Ein Exempel davon gibt die Schrift von Rumpf. Hier erscheint „Ordnung", „Gruppe" und ebenso das „Sozialleben" im Ganzen als Objekt einer gemütvollen Anbetung; weder wird der „soziologische" Begriff zum Instrument der Analyse, noch behält er die praktische Offenheit eines Postulats. Gruppen und soziales Leben findet der Autor vielmehr überall, und so wird ihm gerade die Austrennung eines speziellen Gegenstandsbereichs der Soziologie zum Mittel einer überall genußreichen Betrachtung des „Konkreten" in seiner „Mannigfaltigkeit" (d. i. — des Bestehenden). Es gibt dann Grade der Konkretheit oder „Ordnungsstufen" der Gruppe (ein katholisches Motiv!), ansteigend mit wachsender „subjektiver Sinnerfüllung". „Soweit die subjektiv sinnerfüllte Gruppe sich im Freund-Feindverhältnis befindet, sprechen wir von Gruppen höchster Ordnung: In ihnen west und webt, wallt und wogt am kraftvollsten und gänzlich ungebrochen urtümliches Sozialleben so recht aus dem Vollen . . ." (43). Solche Soziologie also, weit entfernt, den „Totemismus" zu erklären, verklärt ihn vielmehr, ohne ihn freilich zu nennen, indem sie dem Kollektivrausch (gleichgültig welcher Herkunft) einen recht hohen Platz in ihrem kategorialen System einräumt. Derb „erdennah" und doch „liebevoll ausmalend" (S. 89) gibt sich das Pathos der Konkretheit (das R. veranlaßt, sich zu einer „realistischen oder empirischen Soziologie" zu bekennen; 179) insbesondere in der Akzentuierung und Beschreibung von „Sachordnung" — worunter die je spezifische Raum- und Dingwelt gesellschaftlicher Bildungen verstanden ist. Er zitiert als ein gutes Motto für Empiriker den Vers Rilkes „Die Dinge singen hör ich so gern" (181) und gibt an andrer Stelle (10) einen allerdings höchst konkreten Katalog solcher singender Dinge: „. . . das feste Haus . . . mit seinen massiven Mauern und sicheren Schlössern . . . absperrbaren Gemächern . . . oder gar einem diebessicheren Geldschrank . . ., . . . ein zuverlässiges, gutausgerüstetes Heer, eine erzbereite Truppe mit Bombengeschwadern und Tanks und Maschinengewehren usw. . . .". Die Anwendung dieser Lehre, die sich unter dem Titel „Soziale Lebensbilder" vollzieht, begibt sich notwendig aller Untersuchung wirklicher Machtverhältnisse in der Gesellschaft deswegen, weil sie in ihrer abstrakten Leidenschaft der „Konkretheit" dem Sozialleben als solchem schon zuvor eine eigne fetischhafte „Mächtigkeit" gerne zugestanden hat.

Mit allen Zeichen des Unheimlichen tritt bei Leuchtgens die Götzenproduktion unter dem Namen der Soziologie auf als eine terminologische Phantasmagorie, von der zu berichten indes hier nicht der Ort ist.

Im Gegensatz dazu führt die Schrift von Solms in den Bereich von Sozialforschung selbst zurück. In der Fortführung seiner Arbeit, die

mit der Publikation eines ersten Teiles 1929 begonnen wurde, gibt der Autor hier auf knappem Raum einen überaus differenzierten Apparat idealtypischer Begriffe, als notwendiges Instrument der Beschreibung einer bestimmten Klasse von gesellschaftlichen Vorgängen, nämlich der „Bestellung“ von „Organträgern“ in den unterschiedlichsten Formen: von Funktionären, Beamten, Deputierten, Propheten, Führern, Monarchen usf. Die geschichtlichen Namen solcher bestimmten sozialen „Rollen“ kommen hier jedoch nur als Beispiele vor; das System der Idealtypen selber steht auch sprachlich — da es sich dabei ja um eine Serie von Definitionen handelt — einzig unter dem Gesichtspunkt der Verfahrensweisen der „Bestellung“. Sie sind in zwei große Gruppen gegliedert: „auslesende“ und „nicht auslesende Bestellung“; in der ersten Gruppe kommt etwa vor: „Wahl, Beorderung und Wahl, Anstellung“, in der zweiten: „Selbsteinsetzung“, „Zueignung“, „Funktionsänderung“. Gerade dieser letzte Begriff wird (S. 62/63) an verschiedenem Material sehr einleuchtend verifiziert, etwa als Funktionsänderung des adligen Grundbesitz-Erben auf der Grundlage des Rentenbezugs zum Beamten, Militär, Hofmann, Aestheten in West-, Mittel- und Südeuropa im Gegensatz zum ostelbischen „Unternehmeradel“, der seine ererbte Funktion nicht geändert hat. Max Webers subjektiv-voluntaristischer Ansatz von Gesellschaft (als eines Komplexes von „Handlungen“, der nur eben durch Konstruktion definierter Idealtypen zu ordnen ist) findet sich bei Solms genau wieder mit aller ihm eigentümlichen Problematik: eine Folge davon scheint auch die Tendenz zur fixen historischen Lokalisierung der Typenbegriffe, welche also innergeschichtliche Dialektik in den Bezirk der Erkenntnis nicht eindringen läßt. Der tiefste Grund dafür aber liegt eben in dem Wort beschlossen, das hier an Stelle von „Gesellschaft“ steht: „Menschengruppe“, d. i. Gruppe, bestehend aus handelnden Subjekten als letzter Quelle des Geschehens. Alles Naturverhältnis ist ausgeschaltet.

In einer sehr originellen Weise als „Sphäre“ eingebaut kommt dieses „soziale Handeln“ Max Webers in dem Buche von Otaka vor. Die Frage ist hier weder selbst soziologisch noch auch systematisch, sie lautet vielmehr ganz eindeutig: „Was für eine Seinsart also weist der soziale Verband auf?“ (4). Sie ist ontologisch. Dies aber in einem ganz verwickelten Sinn, welcher in der Absicht des Verfassers beschlossen ist, auf der Grundlage von Husserls phänomenologischer Logik „die Seinsstruktur der in seinen (sc. Husserls) bisherigen Veröffentlichungen noch nie ausführlich behandelten Gegenstandsphäre der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt“ zu erforschen (73). Die Kritik an der verstehenden Soziologie Max Webers — eigentlich keine Kritik, sondern eine Restriktion ihres Anspruchs und zulässigen Gegenstandsbezirks — zeigt die Absicht genauer, indem der Mangel Webers darin bestehe, daß das „identische und einheitliche Dasein“ des sozialen Verbands selbst in den unendlich komplizierten Komplexen individueller Handlungen sich auflöse und untergehe (28/29). Die „Sphäre“, auf die nun das menschliche, subjektiv sinnvolle Handeln restringiert wird, ist diejenige der „geistigen Faktizität“, worin zwar die geschichtliche „Verwirklichung“ des sozialen Verbandes je sich wandelnd

statthat, nicht aber dessen eigenständige „konkret-ideale" Wirklichkeit selbst. Zwischen beiden Sphären — also der des menschlichen „Wirklichkeitsbodens" und der der Idealität des sozialen Gebildes — ist ein wechselseitiges Fundierungsverhältnis angesetzt, und eben dies Verhältnis der Sphären scheint uns diese phänomenologische Theorie am tiefsten sowohl von der „formalen" als von der verstehenden Soziologie zu unterscheiden. Und das Verhältnis der Sphären ist es zugleich auch, was hier die Ontologie in Bewegung bringt, obgleich der Autor alle Mühe daran setzt, die entgegengesetzten Richtungen der Fundierung sauber auseinanderzuhalten. Wenn auch der Himmel der idealen Sphäre (dieser Theorie zufolge) niemals auf die Erde herabgezogen werden kann — deswegen nicht, weil der „Wirklichkeitsboden" selber bloß als Zusammenhang intersubjektiver „Beziehungen" bestimmt ist —, so wird er doch immerhin durch die irdische Sphäre „fundiert"; ja Geschichte dringt sogar, obwohl nur zaghaft, in Gestalt einer Typen-Folge des sozialen Verbandes in die obere Sphäre ein. In jedem Falle macht hier das Sphärenverhältnis, welches eine bestimmte Bewegung in die Ontologie bringt, den eigentlichen, auch implizit geschichtsphilosophischen, Gehalt aus, demgegenüber jene übrigens mit Absicht an Hegels Deduktion des Staats orientierte Typologie der Verbände mitsamt der recht matten Utopie eines „körperschaftlichen Weltverbandes" blaß bleibt und zurücktritt. Es muß diesen kurzen Notizen angefügt werden, daß das Buch Otakas von der intimsten Kenntnis der modernen deutschen Rechts- und Sozialphilosophie durchdrungen und mit aller Solidität, deren ein Schüler Husserls nur fähig sein kann, durchgeführt ist.

Schließlich sei noch das kleine Kompendium Hartmanns angezeigt, das über die Hauptrichtungen der Soziologie klassifizierend unterrichten will und, soviel wir sehen, dieser Aufgabe in ihren Grenzen, wenn auch nicht immer ganz lückenlos fundiert, auch nachkommt.

Dolf Sternberger (Heidelberg).

**Thurnwald, Richard,** *Die menschliche Gesellschaft. 3. Band: Werden, Wandel und Gestaltung der Wirtschaft. W. de Gruyter. Berlin u. Leipzig 1932. (248 S.; geb. RM. 17.—)*

Nach den „repräsentativen Lebensbildern" und der Darstellung der Familie sowie der größeren sozialen Verbände in Band I und II des großen Thurnwaldschen Werkes (vgl. diese Zeitschrift I. 1932, S. 229/230 u. 412/413) behandelt der nunmehr vorliegende 3. Band die Wirtschaft der nichteuropäischen Kulturen unter besonderer Berücksichtigung der „primitiven" Wirtschaft und ihrer sozialen, psychischen und weltanschaulichen Bedingtheit. Was diese „primitive" Wirtschaft von der unsrigen an erster Stelle unterscheidet, ist, wie T., seinen späteren ausführlichen Darlegungen vorausgreifend, in der Einleitung betont: ein überwiegend „direktes" Verfahren in allem wirtschaftlichen Tun, bedingt durch den Mangel eines allgemein anerkannten Mittlers für den Erwerb und Absatz von Gütern, also des Geldes in unserem Sinn, ferner die Kleinräumigkeit der Wirtschaftseinheiten, die meist nicht über Familie, Clan und Dorf hinausreichen und notgedrungen autark sind. Dazu kommt, und vielleicht in

noch höherem Maß, als es T. anscheinend wahr haben will, die Durchsetzung jeglicher wirtschaftlicher Planung und Handlung mit magisch-religiösen Vorstellungen und Verrichtungen.

Das Buch umfaßt, abgesehen von einer umfangreichen theoretischen Einleitung, die dazu dienen soll, zunächst einmal „einen Weg in den Urwald der Tatsachen zu finden", zwei Hauptabschnitte: „Wirtschaft" und „Wirtschaftsfunktionen". Der erste behandelt die „sozialpsychische Verflochtenheit der Wirtschaft" und dann sehr eingehend die „Methoden der Nahrungswirtschaft und der Organisation", der zweite in der Hauptsache das Handwerk, Handel und Verkehr, Kapitalbildung, Reichtum, Arbeit, Geld, Kommunismus und Wirtschaftsgeist.

Ernst Vatter (Frankfurt a. M.).

**Mannheim, Karl,** *Die Gegenwartsaufgaben der Soziologie. Ihre Lehrgestalt. J. C. B. Mohr. Tübingen 1932. (64 S.; RM. 2.40)*

Die Broschüre ist der Abdruck eines Vortrages, der im Februar 1932 bei der Tagung der Hochschuldozenten der Soziologie in Frankfurt/Main gehalten wurde. Es war das Ziel dieses Vortrages, das herauszuarbeiten, was den Studierenden im Gebiet der Soziologie dargeboten werden soll und in welcher pädagogischen Form diese soziologischen Probleme zu bringen sind.

In einer systematischen Darstellung der Stoff- und Problemgebiete legt M. das auf der Universität zu bearbeitende Terrain fest und gibt dann die Prinzipien an, nach denen die Stoffauswahl erfolgen muß. Hier erkennt M. die Notwendigkeit, aktuelle Themen nicht ängstlich zu umgehen, sondern sie rational zu Ende zu denken. Allerdings vertritt er — wie früher schon Max Weber — mit Nachdruck die Ansicht, daß diese Lehrgehalte wertfrei und unagitatorisch dargeboten werden müssen. Eine besonders starke Selbstkontrolle ist uns durch die wissenssoziologischen Einsichten in die häufig unbewußten Gebundenheiten der Erkenntnis gegeben.

M. setzt sich ferner mit der Umwandlung der Universitäten in Fachschulen auseinander. Hier spricht er der Soziologie die Aufgabe zu, dem Menschen zu zeigen, daß er isoliert nur ein künstlich aus einem größeren Zusammenhange herausgelöstes Stück ist und daß es darauf ankommt, diesen Zusammenhang zu erkennen und im Denken und Lebensgefühl herzustellen.

Der letzte Teil enthält den Abriß eines Lehrplanes.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

**Freund, Michael,** *Georges Sorel. Der revolutionäre Konservatismus. Vittorio Klostermann Verlag. Frankfurt a. M. 1932. (366 S.; RM. 12.50)*

F., der schon früher in der „Gesellschaft" 1931 das Problem „Georges Sorel und die Gegenrevolution" behandelt hat, stellt sich in seinem neuen Werke die Aufgabe, den „revolutionären Konservatismus" als den Grundzug des Sorelschen Denkens darzustellen und unter diesem zentralen Gesichtspunkt all die mannigfaltigen und einander teilweise widersprechenden Züge der mehr als dreißigjährigen Entwicklung des Denkers und Publizisten Sorel zu einem dynamischen Ganzen zusammenzufassen. Er gibt zwar in den zwölf Kapiteln seines Textes und in der nachfolgenden überaus reichhaltigen Dokumentierung auch eine Übersicht über die verschiedenen

anderen Phasen der Sorelschen Geistesentwicklung; er erörtert ihren geschichtlichen Hintergrund und ihre weitverzweigten Zusammenhänge mit verwandten Erscheinungen aus der gesamten zeitgenössischen Literatur bis zur Gegenwart; besonders wertvoll für den Leser ist in dieser Hinsicht auch die vollständige chronologische Übersicht über alle Sorelschen Schriften. Aber auch mit diesen beigebrachten Ergänzungen bleibt die vom Verf. im Hauptteil seiner Schrift gegebene Darstellung der Gesamtleistung Sorels in wichtigen Teilen allzu dürftig. Vor allem aber leidet seine ganze Darstellung an ihrer sozusagen grundsätzlichen Einseitigkeit. F. hat zu unrecht aus der als Paradox geistreichen und treffenden Bemerkung Croces, daß „die zwei einzigen originalen Denker, die der Sozialismus gehabt hat, Karl Marx und Georges Sorel, beide von kriegerischem und, in gewissem Sinn, von konservativem Geist erfüllt" gewesen seien, eine schlichte Behauptung gemacht und zu ihrer Begründung sein ganzes Buch verfaßt. Es genügt, diesen 366 Seiten Freunds die zwei Seiten gegenüber zu stellen, auf denen kürzlich Henryk Großmann in Elsters Wörterbuch der Volkswirtschaft den großen französischen Sozialisten als „antidemokratischen Denker und Theoretiker des revolutionären Syndikalismus" gewürdigt hat, um aus den von G. hinzugefügten präzisen Daten zu erkennen, daß in Wahrheit diese Formulierung viel tiefer in das Wesen des Denkers Sorel hineinführt. Und wenn sich F. darauf beruft, daß Sorel „von den 33 Jahren einer umfassenden literarischen Wirksamkeit nur knappe fünf Jahre in der Front des revolutionären Syndikalismus stand", so fallen doch in diese kurze Periode die bis zum heutigen Tage wichtigsten Werke dieses Denkers, der auch im ganzen sein vielfach bewegtes geistiges Kämpferleben nach seinem eigenen Ausspruch endlich abgeschlossen hat als „un vieillard qui s'obstine à demeurer comme l'avait fait Proudhon un serviteur désinteressé du prolétariat". Karl Korsch (Berlin).

**Santonostaso, Guiseppe,** *Georges Sorel. Laterza. Bari 1932. (145 S.; L. 12.—)*

S. untersucht die verschiedenen Aspekte der Sorelschen Doktrin und weist die auf sie wirkenden, namentlich von Bergson ausgehenden Einflüsse auf, um festzustellen, wie der angebliche Antiintellektualismus Sorels einem wahren sophistischen Intellektualismus Platz macht, der sich über dem Dogma der action pour l'action erhebt. Die Untersuchung beschäftigt sich weiterhin mit den Ideen Sorels über das Christentum, in dem er Analogien zur ersehnten Revolution der Produzierenden findet, und rückt so den mystischen Pessimismus, der das System des französischen Denkers im Innersten charakterisiert, ins rechte Licht; diesem eigentümlich ist nach der Meinung des Verf. nur der moralische Beitrag in seiner pessimistischen Auffassung vom Leben als Kampf, die von ferne an die Auffassung Machiavellis erinnert.

Dem Buch schadet eine oft ungenaue und farblose Darstellung, die eine gewisse Unsicherheit in der kritischen Wertung verrät. Es schließt mit einer — freilich nicht sehr brauchbaren — Bibliographie der Werke von und über Sorel. Paolo Treves (Mailand).



## Psychologie.

**Freud, Sigmund,** *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. N. F. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien 1933. (254 S.; RM. 7.—)*

Wenn der Schöpfer der Psychoanalyse der zusammenfassenden Darstellung seiner Lehre, die er 1915—17 in seinen „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ gab, nach eineinhalb Jahrzehnten einen Ergänzungsband folgen läßt, so werden wir aufhorchen, auch wenn er nichts Neues zu bringen, sondern nur inzwischen bekannt Gewordenes einfach darzustellen verspricht. Denn es ist in der Zeit nicht nur von ihm selbst, sondern auch von seiner Schule so vielerlei behauptet worden, daß wir begierig sind, was von all dem ihm heute als feststehend erscheint. So sind wir fast neugieriger auf das, was das Buch nicht enthalten wird. Schon der erste Abschnitt „Revision der Traumlehre“ bringt keine Revision. Das Wesentlichste in ihm ist neben der Erwähnung experimenteller Traumforschung das „funktionale Phänomen“ Silberers. Aber die Finalität, die Adler und Maeder im Traum zu sehen geglaubt haben, wird man mit Recht vermissen. Der dritte Abschnitt enthält die wesentlichen Forschungen über das Über-Ich, jenen Teil der menschlichen Psyche, der die moralische Instanz darstellt. In klarer Form wird die bekannte These Freuds vertreten, daß diese Seite des Menschen ihn nicht mit Überirdischem verknüpfe, sondern aus dem lebendigen Konflikt des Einzelmenschen mit seinen Eltern in früher Kindheit ihren Ursprung und ihre individuelle Färbung habe. Vor allem aber wird wieder der Beweis angetreten, daß dieses nach Kant Göttliche in uns auch der Urquell entsetzlicher menschlicher Leiden sei. Man hat in den Schriften des letzten Dezenniums bei F. einen vollkommenen Bruch mit dem früheren F. des „Pansexualismus“ finden wollen, und in der Tat schienen seine Aufstellungen über den Todestrieb selbst vielen seiner engsten Schüler höchst angreifbar. Während man in seinem neuen Buche den Wiederholungszwang ausführlich dargestellt erhält, sind eben die strittigen und bezweifelten Thesen über den Todestrieb kaum flüchtig gestreift. Der nächste Abschnitt bringt wohl die freudigste Überraschung: eine sehr klare Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Weiblichkeit, bei der F. viele Ergänzungen anbringt. An dieser Stelle sei nur hervorgehoben, daß das Problem der Weiblichkeit für F. aus der Schwierigkeit des weiblichen Kindes sich ergibt, sein erstes natürliches Liebesobjekt, die Mutter, zugunsten des sekundären Liebesobjekts, des Vaters, zu vertauschen. Die Folge des anatomischen Geschlechtsunterschiedes wird zum Beginn des Ödipuskomplexes nicht wie beim Knaben der Anlass zu seinem Untergang. Die übrigen Kapitel wenden sich der Anwendung der Psychoanalyse auf Spezialgebiete zu, während das Schlußkapitel F.s Weltanschauung darlegt. Die Psychoanalyse ist unfähig, eine ihr eigentümliche Weltanschauung zu erschaffen. Sie ist ein Stück Wissenschaft und kann sich der wissenschaftlichen Weltanschauung anschließen. Aber sie schaut nicht alles an, sie ist zu unvollendet, erhebt keinen Anspruch auf Geschlossenheit und Systembildung.

Außer der Betonung der realen Außenwelt, deren Bedeutung bisher unterschätzt worden sei, hat sie wesentlich negative Züge wie die Aufdeckung von Illusionen. Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

**Reich, Wilhelm,** *Der Einbruch der Sexualmoral. Zur Geschichte der sexuellen Ökonomie. Verlag für Sexualpolitik. Berlin, Leipzig, Wien 1932. (XVI u. 137 S.; RM. 3.75, geb. RM. 4.80)*

R. ist einer der wenigen Autoren, die bei der Anwendung der Psychoanalyse auf gesellschaftliche Probleme keine Umbiegung der Theorie ins Idealistische vornehmen und damit mehrere Schritte zurück hinter die Ausgangsposition von Freud tun, sondern die im Gegenteil, auf den Ergebnissen der Freudschen Personalpsychologie und der Marxschen Soziologie aufbauend, zu neuen und fruchtbaren Ergebnissen für Soziologie und Psychologie kommen.

Im 115 Seiten umfassenden ersten Teil des Buches erörtert R. die Herkunft der Sexualverdrängung am Beispiel einer Gesellschaft mit noch stark mutterrechtlichen Zügen, der Trobriander, die durch Malinoswki (Das Sexualleben der Wilden in Nordwest-Melanesien, Zürich-Leipzig 1930) hervorragend beschrieben worden ist. Auf dessen Angaben fußend, gibt R. zunächst eine Darstellung des Sexuallebens der Jugendlichen bei den Trobriandern. „Mit Ausnahme des engen Kreises, in dem das Inzestverbot gilt, besteht keine sexualverneinende Moral, vielmehr entwickelt sich ein eindeutig bejahendes Ich und . . . ein sexualbejahendes Ichideal.“ Diese Freiheit im Sexuellen wird ergänzt durch den Mangel einer autoritären Einstellung seitens der Eltern überhaupt.

Mit dem Alter werden die von den Erwachsenen in jeder Hinsicht ermutigten sexuellen Beziehungen immer fester und dauernder und enden schließlich in der festen Dauerbeziehung einer Ehe. Als Folge der mangelnden Sexualeinschüchterung sieht R. die Tatsache an, daß bei männlichen und weiblichen Trobriandern die volle sexuelle Erlebnisfähigkeit vorhanden ist und daß Neurosen und Perversionen bei ihnen unbekannt sind. Die von R. auf Grundlage des Malinowskischen Materials hierfür angeführten Beweise scheinen uns allerdings bei weitem nicht ausreichend zu sein.

Eine Skizze der gesellschaftlichen Situation zeigt, daß der wichtigste Faktor im Rechtssystem der Trobriander die Vorstellung ist, daß einzig und allein die Mutter den Leib des Kindes aufbaue und daß der Mann in keiner Weise zu seiner Entstehung beitrage. Innerhalb der Unterclans, die von den engeren Blutsverwandten mütterlicherseits gebildet werden, herrscht ein strenges Inzestverbot. Der Mutterbruder ist das eigentliche Oberhaupt der Familie und die Autorität in der matriarchalischen Gesellschaft.

Wirtschaftlich glaubt R., aus den Angaben Malinowskis das Vorhandensein eines Urkommunismus erschließen zu können, eine Behauptung, die aus dem vorliegenden Material jedoch nicht zwingend zu erweisen ist.

Eheschließung und Ehetrennung sind formlos und unkompliziert. Solange die Ehe aber dauert, bindet das Eheband fest und ausschließlich. „Jeder Bruch der ehelichen Treue wird auf den Trobriander-Inseln ebenso

streng verdammt wie durch christliche Lehre und europäisches Gesetz; strenger könnte selbst die puritanische öffentliche Meinung nicht sein." (Malinowski, S. 84.) R. glaubt, daß es das wirtschaftliche Interesse des Mannes ist, dem letzten Endes die „entscheidend begründende Rolle nicht nur an der Eheschließung, sondern auch an der Herstellung und Erhaltung der Ehesituation" zuzuschreiben ist. Mit der Eheschließung verbunden ist die Heiratsgabe, ein alljährlich zu liefernder Tribut der Verwandten, insbesondere der Brüder der Frau, an den Gatten. Diese Heiratsgabe ist nach Malinowski „das hauptsächlichste und ansehnlichste Erzeugnis der Gartenarbeit". Die gesetzliche, wenn auch praktisch offenbar nicht so sehr häufige Art der Eheschließung ist die sog. Kreuz-Vetter-Basen-Heirat, die darin besteht, daß der Sohn des Bruders die Tochter der Schwester heiratet. Den Sinn der Erwünschtheit dieser Heiratsform sieht R. in ökonomischen Tatsachen. Wenn der Sohn eines Bruders, der seine Schwester mit Heiratsgut versorgen muß, deren Tochter heiratet, so fließt dieses (da ja die Verwandten dieser Tochter deren Mann nun mit Heiratsgut versorgen müssen) wieder zum Bruder zurück.

Die besondere Bedeutung dieser Heiratsart liegt nach R. in der durch sie erleichterten Vermögensakkumulation des Häuptlings, der durch seine vielen Frauen ein großes Vermögen anhäuft, das an seine Schwestern Weggegebene aber durch die Heiraten seiner Söhne wieder zurückerhält. R. sieht in dem Rechtssystem der Trobriander die Vorstufe einer Klassenteilung: ein horizontales und ein vertikales „Ausbeutungsverhältnis"; horizontal in der Ausbeutung der Frauenbrüder durch die Gatten, vertikal in der stufenförmigen Zuspitzung der Macht in den „ranghöheren" oberen Clans, in der Ausbeutung der Männer durch den Häuptling mittels der angeheirateten Frauen. „Die stets aktuelle Triebfeder ist das Ausbeutungsverhältnis durch das Heiratssystem."

Die Tatsache, daß die voreheliche sexuelle Freiheit bei den Trobriandern für alle gilt mit Ausnahme derjenigen Kinder, die zu einer Kreuz-Vetter-Basen-Heirat bestimmt sind, deutet R. folgendermaßen: Von der Voraussetzung ausgehend, daß einerseits die Schädigung der genitalen Sexualität durch Sexualeinschüchterung in der Jugend ehefähig mache, daß andererseits „die volle Entfaltung der Sexualität durch befriedigendes Sexualleben vor der Ehe zwar nicht Monogamie für gewisse Zeit, wohl aber die Fähigkeit zur Monogamie im kirchlichen und bürgerlichen Sinne zerstört", führt er die strengeren moralischen Anforderungen an die Kandidaten der bevorzugten Heiratsform auf die ökonomischen Funktionen dieser Eheform zurück.

R. glaubt, daß so wie bei den Trobriandern das rituelle Heiratsgut der Grundmechanismus der Verwandlung der mutterrechtlichen in die vaterrechtliche Organisation ist, es überhaupt einen soziologischen Mechanismus darstellt, der in der Urgesellschaft beim Beginn der Klassenteilung das Ausbeutungsverhältnis zwischen Ausbeutendem und Ausgebeutetem schafft und so eine Vorstufe der Ware darstellt. Im folgenden wird versucht, eine gleichlaufende Rolle des Heiratsgutes auch für eine große Anzahl anderer Stämme auf Grund von (uns allerdings nicht genügend erscheinenden) Analogieschlüssen zu beweisen.

Der zweite Teil des Buches handelt vom Problem der Sexualökonomie. R. stellt in der geschichtlichen Entwicklung zwei ineinandergreifende Prozesse fest: einen vom Urkommunismus bis zum kapitalistischen Staat, den anderen von der natürlichen geschlechtlichen Freiheit und der gentilen Blutverwandtschaftsfamilie bis zur lebenslangen monogamen Ehe und der Einengung der genitalen Geschlechtlichkeit. „Dem Fortschritt der Produktion ging also ein Niedergang der Sexualkultur parallel.“ R. betont, daß nach marxistischer Auffassung die sexuellen Bedürfnisse zur „Basis“ des gesellschaftlichen Prozesses zu rechnen sind und daß es nur die privatwirtschaftliche Gesellschaft ist, die zwecks Aufrechterhaltung der Ehe und patriarchalischen Familie ein Interesse an der Sexualunterdrückung hat. Die seelischen Störungen sind der Ausdruck gestörter sexueller Ökonomie. Nach Wegfall der Warenwirtschaft wird an Stelle der sexualmoralischen eine sexualökonomische Regelung eintreten. In der Klassengesellschaft ist die Sexualmoral ursprünglich eine aus ökonomischen Gründen erfolgende Forderung der herrschenden Klasse an die Massen, wird aber dann von diesen innerlich reproduziert und als eigene Moral empfunden. Die Sexualmoral ist ein Beispiel der ideologischen Verankerung eines Wirtschaftssystems in der psychischen Struktur seiner Angehörigen.

In der konsequenten Hervorhebung dieses Gedankens, in der Überwindung jedes „Psychologismus“, in der klaren Einsicht, daß die Ursachen für eine bestimmte seelische Struktur nur im realen Lebensprozeß der Individuen zu suchen und zu finden sind, d. h. also in ihrer sozialen und ökonomischen Situation, in dieser methodischen Grundeinstellung sowohl wie in vielen interessanten und geistreichen Einzelheiten liegt die Hauptbedeutung dieser Arbeit.

Vielem wird man im einzelnen widersprechen müssen. So erscheint es unverständlich, daß als Grundmechanismus der Ausbeutung und Klassenscheidung das Heiratsgut angesehen wird. Der Häuptling erhält zwar sein ökonomisches Übergewicht vor allem infolge des Monopols der Polygamie. Es ist aber nicht einzusehen, wieso das Heiratsgut bei allen übrigen mehr als eine individuelle Vermögensverschiebung darstellen soll, die sich, gesellschaftlich gesehen, ausgleicht und auch individuell betrachtet durch die Kreuz-Vetter-Basen-Heirat wieder wettgemacht wird, was ja R. gerade sehr geistreich und einleuchtend feststellt. (Auch die moderne Mitgift, die man zum Vergleich heranziehen kann, stellt sehr wohl ein wichtiges ökonomisches Motiv der Ehe dar, aber ein individuelles, und sie ist gewiß nicht der Hebel der Ausbeutung und Klassenbildung.) Von hier erhebt sich ein prinzipieller Einwand gegen den R.schen Standpunkt. Es ist völlig richtig, in einer Rechtsinstitution wie der Kreuz-Vetter-Basen-Heirat und dem Heiratsgut ökonomische Motive zu vermuten. Es ist aber umgekehrt eine Überschätzung eines Teils des juristischen Überbaus, den Heiratsgut und Eheform darstellen, wenn man sie als den Grundmechanismus der Überleitung vom Mutterrecht zum Vaterrecht, vom gentilen Urkommunismus zur Anhäufung von Reichtum ansieht. Wenn Reich meint, daß Eheschließung und Heiratsgut in der Urgesellschaft beim Beginn der Klassenteilung ebenso ein Ausbeutungsverhältnis herstellen wie der Kauf der Ware Arbeitskraft den Mechanismus der kapi-

talistischen Akkumulation bildet, so spricht er einer Erscheinung des gesellschaftlichen Überbaus eine Bedeutung zu, die nur in der Sphäre der Produktionsverhältnisse selbst zu suchen ist. Die Frage nach den Ursachen der Entwicklung zur monogamen Ehe und zur damit verknüpften Sexualverdrängung kann nur aus der Kenntnis der Produktionsverhältnisse und der sich aus ihrer Dynamik mit Notwendigkeit ergebenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen beantwortet werden. Gewiß reicht das von Malinowski in dieser Hinsicht gebotene Material bei weitem nicht aus, um eine Lösung dieser Frage zu ermöglichen.

Noch ein anderer prinzipieller Einwand sei kurz erwähnt: Wenn R. davon spricht, daß dem Fortschritt der Produktion ein Niedergang der Sexualkultur parallel ging und die „natürliche" Sittlichkeit der Primitiven rühmt, so scheint uns hier eine gewisse undialektische Vereinfachung vorzuliegen und vor romantischen Tendenzen zu warnen zu sein.

Trotz dieser prinzipiellen Einwände und mancher uns unrichtig oder widerspruchsvoll erscheinenden Einzelheiten machen der Mut und die Konsequenz, mit der R. seine großen klinischen Erfahrungen und Kenntnisse auf dem Boden der einmal von ihm erkannten materialistischen Grundlinie anwendet, das Buch zu einer wichtigen und anregenden Bereicherung der noch in den Anfängen stehenden analytisch-marxistischen sozialpsychologischen Literatur. Erich Fromm (Berlin).

**Herbert, Samuel,** *The Unconscious in Life and Art. Allen & Unwin. London 1932. (252 S.; sh. 6.—)*

H. gibt eine populäre Darstellung einiger Anwendungen psychoanalytischer Erkenntnisse auf Fragen der menschlichen Kultur. Was über die Psychoanalyse ausgesagt wird, ist zwar durchwegs richtig, bleibt aber trotz des ehrlichen Enthusiasmus H.'s für die „neue Psychologie" reichlich unzulänglich und naiv. So unterscheidet er u. a. nicht genügend zwischen der von der Psychoanalyse in den Äußerungen des Unbewußten aufgedeckten „Symbolik" und dem, was man sonst unter diesem Wort verstand, z. B. dem „symbolischen" Gehalt eines musikalischen Themas. Die Jungsche Unterscheidung von extro- und introvertierten Menschen wird den Ergebnissen der Psychoanalyse zugerechnet und als Schlüssel zum Verständnis von Kunst- und Kulturgeschichte hingestellt. In moralischer Hinsicht werden liberale Ideale verfochten, in soziologischer denkt der Autor extrem psychologistisch und zwar etwa so: „Liebe ist gegenüber dem Haß sekundär und kann ihn nur nach einer langen Periode der Gewöhnung an Fremde übertreffen. Das kann uns das merkwürdige Paradoxon erklären, daß, während jedermann vom Frieden redet, die Völker sich für den Krieg rüsten", oder: „Alle Gesellschaft basiert letzten Endes auf der grundlegenden Tatsache der Familie." Otto Fenichel (Berlin).

**Reik, Theodor,** *Der unbekannte Mörder. Von der Tat zum Täter. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien 1932. (183 S.; geh. RM. 5.50, geb. RM. 7.—)*

Durch die Fülle der kurzen gedankenreichen Kapitel dieses Buches geht ein sehr einheitlicher Gedankenzug, den man ziemlich vollständig

in wenigen Sätzen wiedergeben kann. Der Indizienbeweis im Beweisverfahren des modernen Strafrechts sei de facto nicht nur eine Angelegenheit von Beobachtung und Logik, sondern beruhe auf unbewußten Grundlagen. Er ist nach R. historisch aus animistisch-magischen Vorläufern hervorgegangen, die ihre Spur auch noch in der Gegenwart zeigen, indem erstens häufig der wirkliche Täter aus seinem Unbewußten heraus Indizien schafft, indem zweitens häufig fälschlich Beschuldigte aus ihrem Unbewußten heraus Indizien schaffen, indem drittens vor allem Richter und Geschworene ihre unbewußten Interessen haben, die sich durchsetzen und die sie dieses Indiz beachten, jenes geringschätzen lassen. Wie die Analyse eines Märchentraums den unbewußten Sinn des Märchens, so zeigt der unbewußte Anteil im Indizienbeweis den ursprünglichen Sinn seiner magischen Vorläufer.

Es wird also auf einem neuen Gebiete die dem mit der Psychoanalyse Vertrauten schon bekannte Wirksamkeit des Unbewußten aufgezeigt. Diesem dankenswerten Unternehmen stehen die Nachteile gegenüber, daß einmal viele im Zusammenhang der Problematik ausschlaggebenden Gesichtspunkte (vor allem die gesellschaftlichen Funktionen des Strafrechts überhaupt) gänzlich vernachlässigt werden und daß zweitens die Darstellungsweise zu einer unberechtigten Unterschätzung des rationalen Moments in den gesellschaftlichen Institutionen verleitet.

Otto Fenichel (Berlin).

**Laforgue, René,** *Libido, Angst und Zivilisation. Psychoanalytische Studien. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien 1932. (56 S.; RM. 1.80)*

Es ist ein wesentliches Bedürfnis gewisser Menschengruppen, Angst als Erotismus zu pflegen. Diese Erotisierung der Angst spielt in Kunst und Literatur und in religiösen Vorstellungen eine große Rolle; auch können die sozialen Beziehungen der Menschen überhaupt in den Dienst der Erotisation der Angst gestellt und so ihrem bewußten Zweck entzogen werden. Der Zusammenhang von Angstlust mit dem Kastrationskomplex, dem Sadomasochismus und der Analerotik wird an Hand von Traumanalysen und ethnologischem Material aufgezeigt. Ein guter Teil des infantilen Sadomasochismus, dessen Sublimierung die Zivilisationsentwicklung fördern könnte, wird auf das Gold übertragen.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

**Henning, Hans,** *Psychologie der Gegenwart. Kröner. Leipzig 1932. 2. durchgearb. Aufl. (211 S.; RM. 3.—)*

H. sucht die Probleme der gegenwärtigen Psychologie nahezubringen, indem er aufzeigt, wie gegenüber dem früheren Personalismus der isolierten Versuchsperson genetische und kulturelle Gesichtspunkte in den Vordergrund treten und wie die alte mechanistisch-physiologische Psychologie zur Gestalt- und Strukturpsychologie sich umwandelt. Die einzelnen Richtungen innerhalb der heutigen Psychologie werden eingehend dargestellt. Die Vorzüge des Autors, nämlich sein großes Wissen und seine klare Diktion werden leider durch eine Reihe von Irrtümern sowie durch

vorgefaßte Meinungen getrübt. Den Abschluß des Buches bildet ein sehr schönes Literaturverzeichnis über die einzelnen Richtungen innerhalb der Psychologie. Siegfried Fink (Frankfurt a. M.).

**Nunberg, Hermann,** *Allgemeine Neurosenlehre auf psychoanalytischer Grundlage. Mit einem Geleitwort von Sigmund Freud. Hans Huber. Bern und Berlin 1932. (VIII u. 339 S.; RM. 12.50)*

Dieses Werk versucht eine Darstellung der Neurosenlehre, also des Ausgangspunktes psychoanalytischer Forschung, auf Grund der gesamten bisherigen Literatur. Im Gegensatz zu den noch nicht lange zurückliegenden das gleiche Thema behandelnden Arbeiten von Fenichel und Helene Deutsch stellt N. den Kampf der Destruktionstriebe gegen die Lebenstriebe, also die neueste Hypothese Freuds gegenüber der älteren (Antagonismus von Sexualität und Ich) in den Mittelpunkt. Auch für den, der diese Hypothese nicht teilt, bringt das Buch außerordentlich viel Anregung. Wer sich mit Psychoanalyse auseinandersetzt, wird, wie Freud in seinem Geleitwort sagt, „dieses Werk schätzen und eifrig studieren".

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

## Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

*Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens. Hrsg. v. Ludwig Heyde. 2 Bde. Verl. „Werk und Wirtschaft". Berlin 1932. (XV u. 2184 S.; Ganzleinen RM. 210.—, Halbleder RM. 214.—)*

In seinem Vorwort bezeichnet der Herausgeber das Handbuch als „wesenhaft theoretisch, jedoch in jenem weiten Sinne, in dem Werner Sombart dies Wort anzuwenden pflegt, also das Historische, geschaut unter ordnenden Prinzipien entelechetischer Systematik, einschließend". Diese Kennzeichnung ist völlig richtig. Im Gegensatz zu den Schriften rein deskriptiver Art werden hier die Probleme der Gewerkschaftsbewegung von den zahlreichen Mitarbeitern im Zusammenhang mit den vielen Erscheinungen des sozialen Lebens behandelt, das Handwörterbuch ist damit auch als eine Fundgrube für das Studium soziologischer Probleme zu betrachten. Zugleich haben wir hier ein lexigraphisches Werk, das rasch über alles informiert, was mit der Gewerkschaftsbewegung sämtlicher Richtungen, ihrer Organisation und ihren Führern zusammenhängt. Der zweite Band schließt mit einem ausführlichen Sachregister.

Andries Sternheim (Genf).

**Rothe, Carl,** *Die Front der Gewerkschaften. Eugen Diederichs. Jena 1932. (77 S.; RM. 1.90)*

Die vorliegende Untersuchung will aus der Geschichte und der aktuellen Haltung der deutschen, insbesondere der freien Gewerkschaften, alle jene Momente aneinanderreihen, die dem politischen Wunschbild einer Art korporativen Staats, entsprechen. In dem historischen Teil

der Untersuchung wird in etwas willkürlicher Weise die Haltung von Marx und Lassalle zur Gewerkschaftsbewegung dargestellt. Der Autor sieht die Gewerkschaften als entscheidende Glieder eines Korporativstaates, der die liberale Aera endgültig überwindet, und stößt auf drei prinzipielle Punkte, die seiner Konzeption im Wege stehen: 1. daß die Gewerkschaften aus dem Klassengegensatz von Kapital und Arbeit unmittelbar hervorwachsen, 2. daß gerade der organisierte Ausdruck dieses Klassengegensatzes auf der Seite der Arbeiter ist und 3. daß sie sich in einem ununterbrochenen Klassenkampfe zu ihrer heutigen Stellung emporgerungen haben.

In der Gewerkschaftsbewegung sind seit Kriegsende deutlich immer stärkere Tendenzen sichtbar geworden, auch in der Ideologie nationale Elemente zu postulieren (vgl. auch „Die Kulturaufgaben der Gewerkschaften", Vortrag von Theodor Leipart, Berlin 1932). R. faßt alle diese Versuche systematisch zusammen und will aus ihnen den Gegensatz zur politischen Partei, der Sozialdemokratie, herleiten. Er bezeichnet die Gewerkschaften als „die politischen Repräsentanten des arbeitenden Volkes". Eine wirkliche Aussage über das Verhältnis von Partei und Gewerkschaften ist dies keineswegs. Es handelt sich um Politik, keinesfalls um Analyse bzw. Wissenschaft. Henri Johansen (Berlin).

**Deutsch, Julius,** *Geschichte der österreichischen Gewerkschaften. II. Band: Im Weltkrieg und in der Nachkriegszeit. Unter Mitarbeit von Käthe Leichter u. a. Wiener Volksbuchhandlung. Wien 1932. (316 S.; RM. 5.50, geb. 6.50)*

Schon 1908 veröffentlichte Julius Deutsch eine Geschichte der österreichischen Gewerkschaften. Das war ein kleiner Oktavband mit einem Vorwort von Viktor Adler. Eine ausführlichere Darstellung des Gegenstandes, die bis zur jüngsten Vergangenheit fortgeführt ist, bietet das neue zweibändige Werk von Julius Deutsch und seinen Mitarbeitern. Der vor zwei Jahren erschienene erste Band handelte von den Anfängen bis zur Zeit des Weltkrieges. Im zweiten Band schreibt D. über die Ereignisse während des Weltkrieges und des Umsturzes und über die faschistischen Gefahren. Wagner hat Kapitel über die ersten Jahre der Republik und die Inflationszeit beigetragen, Käthe Leichter über die Rationalisierungs- und Stabilisierungsbestrebungen sowie über die Wirtschaftskatastrophe der Gegenwart und die gewerkschaftlichen Abwehrkämpfe. Straas ist mit einem Beitrag über die gewerkschaftliche Internationale vertreten. Den Abschluß des Buches bildet ein „Ausblick" von D.

Die Geschicke der Gewerkschaften werden stets auf dem Hintergrund der wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten gezeichnet, die für die Entwicklung der beruflichen Arbeiterbewegung in weitem Maße mitbestimmend waren. Besonders deutlich zeigt sich, daß ein Abschwung der Wirtschaftskonjunktur regelmäßig einen mehr oder minder weitgehenden Niedergang der Gewerkschaften zur Folge hat, die dann weniger als sonst von ihren Kampfmitteln erfolgreich Gebrauch zu machen vermögen. H. Fehlinger (Genf).

**Koch, Woldemar,** *Die bol'ševistischen Gewerkschaften. Eine herrschaftssoziologische Studie. Gustav Fischer. Jena 1932 (X u. 480 S.; RM. 22.—)*

— *Bemerkungen zum Problem der proletarischen Führerkontrolle in der bolschewistischen Staatswirtschaft. In: Schmollers Jahrbuch, Bd. 56, Heft 4. 1932.*

K. untersucht in seiner sorgfältigen, außerordentlich materialreichen Arbeit einige ausgewählte Probleme der russischen Gewerkschaftsorganisation. Einem Überblick über den Werdegang der russischen Gewerkschaften folgt die Darlegung ihres organisatorischen Aufbaues, in der eine Würdigung des Problems „Führer und Masse" gegeben wird. Daran schließt sich die Betrachtung der produktionspolitischen und lohnpolitischen Aufgaben der Gewerkschaften. Die abschließenden Kapitel sind der gewerkschaftlichen Arbeit für die Anleihepolitik und Rekrutierung der roten Armee gewidmet.

Die Arbeit stützt sich vor allem auf die russischen Quellen; insbesondere werden die Auslassungen bolschewistischer Selbstkritik, wie sie im „Trud" oder in den Diskussionsreden der Verbandstage gesammelt werden können, für die Stützung der abschließenden Werturteile des Verfassers herangezogen. In der Verwendung dieser Materialien liegt die Gefahr einer unzulässigen Generalisierung von Einzelfällen, der K. in der Tat nicht selten erlegen ist.

Noch skeptischer gegenüber den Resultaten der K.schen Arbeit muß die Tatsache stimmen, daß es die Theorie des ökonomischen Liberalismus von Ludwig Mises ist, mit der hier die Probleme der Führung in den russischen Gewerkschaften durchleuchtet werden. Viele zum Verständnis des russischen Arbeitslebens unerlässliche Tatbestände fallen durch die groben Maschen dieses Netzes. So bleibt z. B. auch das gegenwärtig zentrale Aufgabengebiet der bolschewistischen Gewerkschaften — die Steigerung des Klassenbewußtseins durch intensive Kulturarbeit — in der Arbeit völlig unberücksichtigt.

Die besondere Leistung des Verf. besteht darin, daß er alle Einwände, die der Liberalismus gegen die bolschewistischen Versuche des Einbaues der Gewerkschaften in ein planwirtschaftliches System erheben kann, vollständig zusammenstellt. Die Spannungen zwischen Führer und Masse, die Spannungen zwischen den Planstellen und der Gewerkschaftspolitik werden aufgezeigt und mit großem Scharfsinn analysiert. Die Auswertung des Materials ist bis zu Ende des Jahres 1930 durchgeführt.

Die Studien über die Gewerkschaften haben K. nunmehr zu einer allgemeinen Darstellung „der proletarischen Führerkontrolle in der bolschewistischen Staatswirtschaft" angeregt. Die Arbeit gelangt zu dem Ergebnis, daß die Führerkontrolle durch die Arbeiterschaft „faktisch sehr eng begrenzt ist". Die Methode, mit der der Verfasser zu diesem Resultat gelangt, ist wiederum die individualistische, die den ökonomischen Einzelinteressen der Wirtschaftssubjekte an den verschiedenen Stellen des planwirtschaftlichen Systems nachspürt und ihre Widersprüche zu den von der Kommandohöhe her ergehenden Richtlinien der Wirtschaftsführung

herausarbeitet. Gegen die Arbeit müssen sich die gleichen prinzipiellen Bedenken erheben, die bei der Kritik des Werkes über die Gewerkschaften schon dargelegt wurden. Franz Hering (Berlin).

**Freemann, Joseph,** *The Soviet Worker. An account of the economic, social and cultural status of labor in the U. S. S. R. Liveright. New York 1932. (VII u. 408 S.; $ 2.50)*

Der von unverkennbarer Sympathie für die Sowjetunion erfüllte Verfasser unternimmt in diesem anregend gehaltenen Buch den Versuch, ein Gesamtbild der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter und Angestellten in der UdSSR. zu geben. Die ersten Abschnitte, welche einen bedeutenden Teil der Darstellung ausmachen, dienen der einführenden Klärung allgemeiner Sachzusammenhänge und berichten insbesondere über die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse unter dem zaristischen Regime, die Entstehung und den Werdegang der Sowjetwirtschaft sowie die Grundlagen und Auswirkungen der Planwirtschaftspolitik. Als zum engeren Thema gehörig werden namentlich behandelt: das Gewerkschaftswesen, die Arbeitsgesetzgebung, die Planierung der Arbeit, die Arbeitslöhne, Arbeitszeit und Arbeitsproduktivität, die sozialen Leistungen an die Arbeitnehmer, das Wohnungswesen, der Bau sozialistischer Städte, die Stellung der Familie und der Frau, die kulturelle Entwicklung und das Erziehungwesen, die Güterverteilung und der Güterverbrauch, das sozialisierte Ernährungswesen, die Frage der sog. Zwangsarbeit und der Arbeit von Sträflingen. Der Darstellung ist ein größerer Anhang beigegeben, der u. a. den vollständigen Text des vom Zentralgewerkschaftsrat und Obersten Volkswirtschaftsrat der UdSSR. für 1932 aufgestellten Musters eines Gesamtarbeitsvertrags enthält.

F., der ein Jahr zu Studienzwecken in der UdSSR. verbracht hat, beschränkt in der Vorrede seine Absicht dahin, „einiges wichtigere Material über die Lohnarbeit in der UdSSR. einer vergleichenden Prüfung zu unterziehen". Die recht spärliche Benutzung der einschlägigen sowjetrussischen Zeitschriftenliteratur und Tagespresse, die zweifellos einen sehr hohen dokumentarischen Wert besitzen, mag daher gewollt sein. Die Arbeit stützt sich vornehmlich auf größere zusammenfassende Darstellungen, Nachschlagewerke, Gesetzestexte und in englischer Sprache erscheinende Periodika. Das Buch bildet eine gute Einführung in die behandelte Materie, gibt aber infolge gewisser Lücken und einer mancherorts ungenügend durchgeführten Scheidung zwischen Schematik und Realität nicht immer die Möglichkeit, die Dinge so zu sehen, wie ein vertiefteres Studium sie erscheinen läßt. Paul Czechowicz (Genf).

*Arbeitszeit und Arbeitslosigkeit. Bericht an die vorbereitende Konferenz Januar 1933. Internationales Arbeitsamt. Genf 1933. (214 S.; Schw. Frcs. 6.—)*

Auf der 1932 abgehaltenen Arbeitskonferenz wurde eine Entschließung angenommen, in der die Vergrößerung der Arbeitslosigkeit als Ursache und nicht als Folge der Verschärfung der Krise bezeichnet wird, die ihrerseits auf eine Gleichgewichtsstörung zwischen Produktion und Verbrauch zu-

rückgehe. Die Entschließung betont die Notwendigkeit, durch Kürzung des Arbeitstages eine Abhilfe zu suchen. Später wurde vom Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamtes beschlossen, im Januar 1933 eine Sondertagung einzuberufen, die die Möglichkeit der Durchführung einer 40stündigen Arbeitswoche zu untersuchen hatte. Das I. A. A. erhielt die Aufgabe, der Konferenz an Hand empirischen Materials ein Gesamtbild über die Frage des Zusammenhangs von Arbeitslosigkeit und Arbeitszeit zu geben, und hat seinen höchst instruktiven Bericht bereits nach zwei Monaten vorgelegt.

Er informiert ausführlich über die Möglichkeit von Arbeitsbeschaffung durch Verkürzung der Arbeitszeit, das Verfahren der Verkürzung, tatsächlich durchgeführte Verkürzungen und über Möglichkeiten einer internationalen Regelung. Der Bericht befaßt sich besonders mit der technologischen Arbeitslosigkeit, die neben der zyklischen Arbeitslosigkeit eine der wichtigsten Ursachen für die Freisetzung von Arbeitskräften in Industrie und Landwirtschaft sei. Die Kompensationstheorie wird abgelehnt.

Daß eine bedeutende Kürzung des Arbeitstages in starkem Maße zur Wiedereinstellung von Arbeitern führen kann oder jedenfalls Entlassungen aufschiebt, wird unter Anführung vieler Belege gezeigt. Nachdrücklich wird dargelegt, daß es sich in erster Linie nicht um eine sozialpolitische Maßnahme handele, sondern daß Arbeitszeitverkürzung aus wirtschaftlichen Gründen, zur Hebung der Kaufkraft, unbedingt geboten sei. Aus diesem Grund erklärt sich das Internationale Arbeitsamt „gegen jegliche Lohnkürzung, die den Lebensstandard der Arbeiterschaft zu verschlechtern geeignet ist“. Andries Sternheim (Genf).

*Die Arbeitslosigkeit der Gegenwart. Hrsg. v. Manuel Saitzew. Erster Teil: Sachverhalt und Problemstellung. Mit drei Beiträgen von Adolf Agthe u. a. (174 S.; RM. 7.50). Zweiter Teil: Deutsches Reich, I. Mit fünf Beiträgen von Georg Berger u. a. (201 S.; RM. 8.40). Schriften des Vereins für Sozialpolitik 185/I und II. Duncker & Humblot. München u. Leipzig 1932.*

Der erste Teil entwickelt den Begriff einer langen Welle der Arbeitslosigkeit in Abgrenzung von mittelwelliger und kurzwelliger Arbeitslosigkeit und versucht einen mathematisch-statistischen Nachweis der Existenz dieser Wellen in der Nachkriegszeit für die drei Länder Deutschland, Österreich, Großbritannien zu erbringen. Faktisch sei zwar erst das Aufsteigen dieser Welle zu erkennen, aber es sei anzunehmen, daß die Arbeitslosigkeit nicht nur mittel-, sondern auch langwellig wieder abnehme.

Die Aufsätze des zweiten Teils, die die Arbeitslosigkeit in einzelnen Industriezweigen (Stein- und Braunkohlenbergbau, Bauwirtschaft, eisenschaffende Industrie und Automobilindustrie) behandeln, sind von sehr unterschiedlicher Qualität und leiden sämtlich darunter, daß die statistischen Unterlagen keineswegs zur Feststellung der Ursachen der Arbeitslosigkeit oder zur Bestimmung von Gewicht und Bedeutung der einzelnen ursächlichen Faktoren ausreichen.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

*Die gesundheitlichen Wirkungen der Weltwirtschaftskrise. Denkschrift bearbeitet von der Hygienesektion des Völkerbundes. Sonderabdruck aus: Archiv für soziale Hygiene und Demographie. Bd. VII, Heft 5, 1932. (26 S.)*

Anders als erwartet sind die Sterblichkeitsziffer und auch die von der Statistik erfaßten Krankheiten wie Tuberkulose für die meisten Länder nicht höher als vor der Krise, in einigen Fällen sogar niedriger. Ein wichtiger Faktor für die relativ stabile Sterblichkeit ist jedoch die abnehmende Kinderzahl pro Familie und die in der Krise zu beobachtende Verringerung der Eheschließungen. Die Krise wirkt sich vor allem in dem nicht von der Statistik erfaßten physischen und psychischen Elend aus. Die jahrelange Arbeitslosigkeit und das daraus entstehende Elend bedeuten nach dem Memorandum eine ernste Gefahr für die Gesundheit, wenn auch die gesundheitlichen Folgen in der Statistik der Morbidität und Mortalität noch nicht zum Ausdruck kommen. Unter Anführung besonders deutschen Materials wird gezeigt, daß vielfach eine vollkommene physische Ruinierung stattfindet. „Das sind Zustände, die bereits an Beobachtungen erinnern, die während der schlimmsten Kriegsjahre in Deutschland in geschlossenen Anstalten und bei Proletariern gemacht worden sind.“ Der Abschnitt über die psychischen Einwirkungen der Arbeitslosigkeit sieht etwas mager aus; die Genfer Institutionen haben hier noch eine große Aufgabe zu erfüllen.

Andries Sternheim (Genf).

**Fischer, Ruth** und **Franz Heimann,** *Deutsche Kinderfibel. Ernst Rowohlt. Berlin 1933. (311 S.; RM. 4.80, Lw. RM. 6.—)*

Die Verfasser, die beide in der Berliner Fürsorge arbeiten, geben an Hand der nur in den Namen veränderten Akten einen Querschnitt durch das Leben und die Sorgen von Arbeitslosenfamilien. Im Vordergrund stehen Kinder und ihre Mütter. Das soziale Schicksal, Hunger und Krankheit formen die Gestalt der Notleidenden, und sie spiegeln sich wider in ihrer Behandlung im fürsorgerischen Geschäftsbetrieb wie in den Organen der öffentlichen Meinung und in der Haltung der medizinischen Fachleute. Die Verf. zeigen an den Lebensläufen der Menschen, die nur „Fälle“ sind, die Grenzen der Fürsorge: ein Familienschicksal bricht dort ab, wo es aus den Akten der Stadt verschwindet — der weitere Verlauf kann so und anders sein, meist geht es abwärts. — Die stärkste Wirkung haben die Berichte, die den Druck und das Erlebnis der Deklassierung bei Kleinbürger- und Arbeiterfamilien wiedergeben. Denn objektiv findet bei der Mehrzahl der Fälle, wie die Verf. ausführen, eine Senkung des Lebensstandards auf ein unerträgliches Niveau statt, das als Barbarei zu bezeichnen ist, da es das Hinabsinken auf überwundene Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung bedeutet. — Der Zweck des Buches ist klar gezeichnet: es will zeigen, daß die Familie materiell und ideell bedroht ist. Einzelschicksale von Arbeiterkindern und Frauen werden durch typische Lebensumstände verbogen und zerbrochen.

Hilde Weiß (Frankfurt a. M.).

## Spezielle Soziologie.

**Dunkmann, Karl,** *Soziologie der Arbeit. (Handbuch der Arbeitswissenschaft, Bd. VIII/IX, 163 S.; RM. 7.75, geb. 9.—)*

**Giese, Fritz,** *Philosophie der Arbeit. (Handbuch der Arbeitswissenschaft, Bd. X, 328 S.; RM. 11.90, geb. 13.40). Beide im Verlag Carl Marhold, Halle a. S. 1932 u. 1933.*

Dunkmann gliedert seine „Soziologie der Arbeit" in drei Hauptteile: 1. Arbeit und Gesellschaft, 2. Arbeit und Wirtschaft, 3. Arbeit und Eigentum. Im ersten Abschnitt erfahren wir, daß es außer dem Problem der Arbeitsteilung auch ein Problem der Berufsgliederung gibt. (Zur Charakteristik der Literaturverarbeitung sei darauf hingewiesen, daß Max Webers „Wirtschaft und Gesellschaft" hierbei ganz übergangen wird.) Im zweiten Kapitel findet sich eine große „Auseinandersetzung" mit Karl Marx. Sie bezieht sich lediglich auf die ersten Kapitel des ersten Bandes des „Kapital". Dem Verf. entgeht die marxistische Problematik des Verhältnisses von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, technischem Fortschritt und Arbeitslosigkeit so vollständig, daß seine eigenen Ausführungen über Arbeit und Technik sich auf folgender Ebene bewegen: „Der Mensch ist von der Natur dazu geschaffen, sich mit „seiner Hände Arbeit" zu ernähren und damit auch zu höherer Kultur fortzuschreiten. Indem er nun die Technik und Naturwissenschaft zu Hilfe rief, griff er zu kosmischen Energien und elementaren Kräften, mit denen er nicht nur seine Hände überflüssig machte, sondern seine gesellschaftliche Existenz gefährdete" (S. 97). Im dritten Kapitel erfahren wir: „Ordnung aber des Eigentums ist so unbedingt notwendig, als Ordnung selbst im Sozialobjekt vorhanden ist. Eigentumsordnung ist Sozialordnung überhaupt, ist Kultur selbst als Ordnungssystem" (S. 127). Leicht kommt man von solchen „Analysen" zur Feststellung, daß der Sozialismus eine „absurde Ideologie" (S. 147), der Kapitalismus mit all seinen Härten tausendmal mehr Schicksal als soziales Unrecht sei (S. 151).

Giese bringt ein Literaturverzeichnis von 712 Nummern. Ebenso großartig sieht die Inhaltsübersicht aus, nach der 1. eine Wissenschaftslehre der Arbeit (Logik und Erkenntnistheorie), 2. eine Ästhetik, 3. eine Ethik und 4. eine Metaphysik der Arbeit geboten werden soll. Solchen Aufgaben ist der Autor nicht gewachsen. Der Stil seiner Darstellung ist geschraubt und an vielen Stellen unverständlich. Als Beispiel diene eine seiner Hauptdefinitionen (S. 24): „Arbeit als Begriff ist ein epochales Phänomen, das einer zweckhaft gerichteten Tätigkeit auf berufsbedingte Kulturziele durch Individuum und Gemeinschaft entspricht, auf dem Boden biologischer wie technologischer Energetik erwächst, aber teleologischen Leitlinien folgt." Es erübrigt sich, aus den 300 Seiten des Buches weitere Beispiele herauszuschreiben. Franz Meyer (Breslau).

**Poelchau, Harald,** *Das Menschenbild des Fürsorgerechts. Alfred Protte. Potsdam 1932. (96 S., br. RM. 2.80)*

Diese im Rahmen der „Sozialpädagogischen Schriftenreihe" erschienene Studie versucht nachzuweisen, wie ganz verschiedene Menschenauffassungen

— verkörpert in den verschiedenen weltanschaulich-politischen Gruppen — beim Entstehen des geltenden Fürsorgerechts mit- und gegeneinander gewirkt haben. Dieses stellt sich danach als ein Kompromiß dar, um so mehr, als Geist und Form der einzelnen Richtungen der freien, charitativen Fürsorge durch den Staat in eigenartiger Weise umgebildet wurden.

Einer umrißhaften Darstellung der Hauptrichtungen des anthropologischen Denkens folgt als Hauptteil die Untersuchung der Auswirkungen dieser Grundlagen im geltenden Fürsorgerecht. Es werden dabei sowohl die sich aus ihnen ergebenden Urteile über allgemeine menschliche Lebensformen wie Ehe, Familie, Eigentum, Arbeit als auch die über die besondere Situation des Hilfsbedürftigen betrachtet. Daraus ergeben sich interessante Untersuchungen über die verschiedenartige Einstellung zu Gegenstand, Grund, Ziel, Haltung und Technik des Helfens. Gerhard Schie (Berlin).

**Mowrer, Ernest R.,** *The Family. Its Organization and Disorganization. The University of Chicago Press. Chicago 1932. (XI. u. 364 S.; $ 3.—)*

**Reuter,** *Edward Byron and Jessie Ridgway* **Runner,** *The Family. Source Materials for the Study of Family and Personality. McGraw-Hill Book Company New York and London 1931. (X u. 615 S.; $ 4.—)*

**Elmer, Manuel Conrad,** *Family Adjustment and Social Change. Ray Long & Richard R. Smith, New York 1932. (VI u. 400 S.; $ 3.—)*

**Lindquist, Ruth,** *The Family in the Present Social Order. A Study of Needs of American Families. The University of North Carolina Press. Chapel Hill 1931. (X u. 241 S.; $ 2.50)*

**Monroe, Day,** *Chicago Families. A Study of unpublished Census Data. The University of Chicago Press. Chicago 1932. (XV u. 344 S.; $ 3.—)*

Mowrer hat sich durch seine früheren Bücher über „Family Disorganization“ und „Domestic Discord“ einen Namen in der amerikanischen Familiensoziologie gemacht. Sein neues Buch, das wie die früheren in den „Sociological Series“ der Universität Chicago erscheint, gibt die Ergebnisse seiner bisherigen Arbeiten in zusammengefaßter und erweiterter Form wieder. Die Motive der M.schen Arbeit sind etwa folgende: damit die Familie die Bedürfnisse befriedigen kann, um deretwillen sie existiert, muß sie sich den fortwährenden Veränderungen anpassen, denen die Gesellschaft unterworfen ist. Dieser Anpassungsprozeß ist neuerdings durch das Tempo, in dem sich die sozialen Veränderungen abspielen, sehr erschwert worden. Überläßt man ihn dem Zufall, d. h. den natürlichen Reaktionen der Betroffenen, so wird er nur langsam, unvollkommen und unter schwersten Verlusten vor sich gehen. Hier kann die Wissenschaft eingreifen und durch ein am Geist der Naturwissenschaften orientiertes Studium, durch gründliche empirische Untersuchungen eine so genaue Kenntnis der Verhältnisse vermitteln, daß auf ihrer Grundlage eine bewußte Kontrolle der künftigen Entwicklung durchführbar ist (S. 278f.). M. legt seinen Untersuchungen die in der neuesten amerikanischen Soziologie viel beachtete These von E. W. Burgess zugrunde, nach der die Familie als „a unity of interacting personalities“ aufzufassen ist. Das

Wesen der Familie liege nicht in irgendwelchen gesetzlichen Einrichtungen, sondern in den gegenseitigen Beziehungen (interaction) der Mitglieder. Von diesem dynamischen und sozialpsychologischen Gesichtspunkt aus betrachtet M. die Erscheinungen der „organization" und „disorganization" als zwei Seiten desselben Anpassungsprozesses. Unter den zahlreichen vorurteilslosen und geistreichen Ausführungen M.s sind vielleicht die wichtigsten diejenigen über die gesellschaftlichen Funktionen der Familie. M. zeigt in sehr eindrucksvoller Weise, in wie hohem Maße das Funktionieren der heutigen Gesellschaft von der in der Familie geleisteten Vorarbeit abhängt. Eine besondere Hervorhebung verdienen noch die Darlegungen M.s über die nächsten Forschungsziele und die Wege zu ihrer Erreichung, sowie eine übersichtliche Bibliographie von 20 Druckseiten. Kritisch sei vor allem angemerkt, daß M. dazu neigt, seinen gewiß fruchtbaren sozialpsychologischen Standpunkt zu verabsolutieren und insbesondere die auf Bestand oder Zerrüttung der Familie wirkenden ökonomischen Faktoren zu vernachlässigen.

Das von der amerikanischen Fachliteratur mit größtem Beifall aufgenommene Quellenbuch von Reuter und Runner stellt einen ausgezeichneten Querschnitt durch die heutige amerikanische Familiensoziologie dar. Die Herausgeber haben aus den einschlägigen amerikanischen Büchern und Zeitschriften über hundert repräsentative Einzelartikel ausgewählt und in achtzehn Kapiteln angeordnet. Die systematische Stellung der einzelnen Probleme wird in den sehr instruktiven einleitenden Seiten jedes Kapitels erörtert und dadurch die Lesbarkeit des Buches wesentlich erleichtert. Die Aufnahme solcher Arbeiten, die auf die amerikanische Familiensoziologie großen Einfluß gehabt haben, wie etwa des Artikels von Burgess, in dem er seine oben erwähnte Theorie der Familie entwickelt, oder der Arbeit von M. M. Knight, der als erster die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen kinderloser Ehe (companionate) und Ehe mit Kindern (family) nachzuweisen versucht und daraus gesetzgeberische Konsequenzen gezogen haben will, machen das Buch zu einem besonders wertvollen Hilfsmittel wissenschaftlicher Arbeit. Diese Eigenschaft wird leider dadurch etwas geschmälert, daß die Herausgeber es für notwendig gehalten haben, bei allen Artikeln den gesamten Anmerkungsapparat wegzulassen. Jedem Kapitel ist eine Bibliographie mit ergänzender Literatur beigegeben.

Das Buch von Elmer hält viel weniger als sein Titel verspricht. Der Grundgedanke des Autors ist, daß man die entscheidende Funktion der Familie heute nicht mehr auf ökonomischem und biologischem, sondern auf gesellschaftlichem Boden zu suchen habe. Er wird nicht müde, zu erklären, daß in der Entwicklung der letzten Jahrzehnte immer deutlicher geworden sei, daß die ökonomischen und biologischen Bedürfnisse, welche die Familie zu befriedigen hat, zum mindesten nicht von größerer Bedeutung sind als ihre Funktion „as the most important factor in socialization and in social control" (372). Energisch verwahrt sich E. gegen die Behauptung, daß die Familie in Auflösung sei. Derartige Theorien würden von solchen Leuten aufgestellt, die es in der Regel mit anormalen Familien zu tun hätten und mißlungene Anpassungsversuche an die veränderten

Verhältnisse verallgemeinerten. Der wirkliche Sachverhalt sei genau gegenteilig: „Wir treten gerade in eine Periode gesellschaftlicher Entwicklung ein, in der die Familie auf einer großartigeren (more wonderful) Basis reorganisiert wird als sie jemals vorher innehatte“ (90). Die meisten Kapitel des Buches beschränken sich aber auf eine Wiedergabe der verbreiteten Ansichten über Bevölkerungsbewegung, Ehescheidung, sozial benachteiligte Familien, Lebensstandards usw. Auch in diesem Buch ist jedem Kapitel eine kleine Bibliographie beigegeben, die in einigen speziellen Fragen die obengenannten Bibliographien ergänzt.

Die sehr sorgfältige Arbeit von Ruth Lindquist behandelt ebenfalls nur einen kleinen Ausschnitt des im Titel angezeigten Themas. Selbst wenn man sich nur an den Untertitel hält, wird man enttäuscht, da nicht die „Needs of American Families“ untersucht werden, sondern nur diejenigen einer „selected group“. Diese ausgesuchte Gruppe besteht aus 306 Familien, bei denen mehr als zwei Drittel der Ehemänner Hochschulexamina absolviert und mehr als drei Viertel der Frauen Kurse in „home economics“ mitgemacht, alle Eheleute aber eine höhere Schule besucht hatten und mehr als vier Fünftel aller Eheleute unter vierzig Jahre alt war. Die Verfasserin bezeichnet ihre Studie selbst als einen ersten Schritt zu dem angegebenen Ziel und begründet ihre Methode damit, daß die Bedürfnisse der gegenwärtigen Familien in den Vereinigten Staaten so vielfältige seien, daß man mit der Untersuchung einzelner spezieller Gruppen beginnen müsse. Besonderer Wert wird darauf gelegt, daß der Gegenstand dieser Untersuchung nicht in irgendeiner Weise gestörte Familien waren, sondern im Gegenteil besonders „erfolgreiche“, also gerade solche, in denen „unsere gegenwärtige Zivilisation an die nächste Generation weitergegeben wird“ (VIII). Die Studie soll vor allem zeigen, was in bezug auf die Erziehung für Ehe und Elternschaft in der Praxis am notwendigsten gebraucht wird, dadurch daß solche Familien, in denen die Ehefrauen eine entsprechende theoretische Ausbildung vor der Ehe durchgemacht haben, über ihre Erfahrungen berichten. Die Antworten, die Auskunft über viele Sorgen des täglichen Lebens (Gründe für Ermüdung, Ärger und Streits innerhalb der Familie, Anpassung an wirtschaftliche Notwendigkeiten, Fragen der Kindererziehung), sowie über die Rolle geben, welche die Gesellschaft zur Förderung eines erfolgreichen Familienlebens spielen soll, liefern innerhalb der wegen des kleinen Umfangs und des besonderen Charakters der befragten Gruppe notwendigen Vorbehalte wertvolles empirisches Material.

In unvergleichlich größerem Maße gilt das für das Buch von Monroe. Es werden darin Einzelheiten über mehr als 23000 Chicagoer Familien dargeboten, welche aus den Fragebogen des amtlichen Census von 1920 gewonnen worden sind. Das Material ist in jeder Hinsicht vorbildlich verarbeitet worden, mit dem Erfolg, daß hier Auskünfte über die Familien einer Weltstadt vorgelegt werden können, wie sie sonst nirgends erreichbar sind. Benutzt wurden (unter Ausschaltung der Negerfamilien) die Angaben über jede dreißigste Familie. Ein Vergleich der Ergebnisse, die bereits von der amtlichen Statistik für alle Familien erfaßt worden sind, mit denen, die bei der Bearbeitung des ausgewählten Materials ermittelt

wurden, hat gezeigt, daß sich das Gesetz der großen Zahl darin voll auswirkt. Die Angaben der Untersuchung über Haushalt, Größe und Zusammensetzung der Familie, Verteilung der Lasten des Haushalts, Erwerbstätigkeit der einzelnen Familienmitglieder, Erwerbstätigkeit der Hausfrau usw. dürfen daher mit größter Wahrscheinlichkeit als repräsentativ angesehen werden. Die Ergebnisse können für das Studium der gegenwärtigen Lage der Familie, das in der Regel auf ganz unzureichendem empirischem Material, vagen Schätzungen und (mit Recht von M. scharf kritisierten) Durchschnittszahlen beruht, von unschätzbarem Wert sein. Das gilt insbesondere, wenn die Daten des Census von 1930 in ähnlicher Weise verarbeitet werden. Welche wichtigen Schlüsse ließen sich z. B. für die Einwirkung der Krise auf die Familie dadurch ziehen, daß im Census von 1930 die Folgen der Krise schon ziemlich deutlich zum Ausdruck kommen müssen, während in dem von 1920 nur drei Prozent der Ehemänner als arbeitslos angegeben waren!

Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

**Bäumer, Gertrud,** *Familienpolitik. Probleme, Ziele und Wege. Verlag f. Standesamtswesen. Berlin 1933. (77 S.; RM. 2.20)*

Die Entwicklung tendiert nach B. nicht zur Auflösung der Familie, sondern macht gerade „die erstaunliche Festigkeit der zusammenhaltenden Kräfte“ deutlich. Die Familie ist eine biologisch-organische Lebenseinheit, die den sozialen und wirtschaftlichen Ordnungen nicht ausgeliefert werden darf, vielmehr müssen umgekehrt diese Ordnungen in den Dienst der Familie gestellt werden (6f.). Was als Auflösung bezeichnet wird, ist nur eine „Krankheitserscheinung“, die durch eine grundsätzliche „Familienpolitik“ geheilt werden kann. Die bisherige Fürsorge- und Sozialpolitik ist nicht ausreichend, weil sie primär auf das Individuum ausgerichtet ist und daher (wie z. B. die Arbeitslosenversicherung) eine „absichtliche Vereinzelung, also Familienauflösung“ bewirkt (29). B. zeichnet den Grundriß einer künftigen Familienpolitik in den fünf Gebieten der Wirtschafts-, Sozial-, Finanz-, Erziehungspolitik und Wohlfahrtspflege vor. Wirtschaftspolitisch verlangt B. Unterstützung der selbständigen kleinen Landwirtschaft sowie des Handwerks und Gewerbes, wo die Familie noch Produktionseinheit ist; für die Arbeiterfamilien Kinderzuschläge als Kollektivleistung (Ausgleichskassen) und Ausgabenverminderung durch Kleingärten und Stadtrandsiedlung. Die Vorschläge der Verfasserin auf den anderen Gebieten liegen in derselben Richtung. Herbert Marcuse (Freiburg i. B.).

**Bonger, Willem Adriaan,** *Inleiding tot de criminologie (Einleitung in die Kriminologie). Erven F. Bohn. Haarlem 1932. (236 S.; Hfl. 1.90)*

In diesem Büchlein, das eine populäre Abhandlung über die Bedeutung der Theorien der verschiedenen kriminologischen Schulen für die Ätiologie des Verbrechens darstellt, ist B. seinen bereits 1905 in einer großen Arbeit „Criminalité et conditions économiques“ niedergelegten Auffassungen treu geblieben: das Verbrechen ist in erster Instanz eine Folge ökonomischer Verhältnisse. Unter scharfer Ablehnung der Lehre von der Willensfreiheit sowie der Theorie des „geborenen Verbrechers“ schafft B. interessantes

Material herbei über die Bedeutung des Jugendmilieus für die Kriminalität und über den Zusammenhang zwischen Konjunktur und Verbrechen.

Andries Sternheim (Genf).

**Szende, Paul,** *Zur Soziologie drakonischer Gesetze. In: „Zeitschrift für soziales Recht", Bd. 4, Heft 2, 1932.*

Der Verf. zeigt am Beispiel des ungarischen Kartellgesetzes, wie sich die von ihm so genannten „uneigentlichen" drakonischen Gesetze, die nur bei fortgeschrittener und komplizierterer gesellschaftlicher und ökonomischer Struktur eines Staates zu erscheinen pflegen, zwar in ihren Strafdrohungen und sonstigen Sanktionen gegen die herrschende Klasse oder einzelne Gruppen der herrschenden Klasse richten, insoweit aber regelmäßig nicht vollstreckt werden. Zur Charakteristik derartiger Vorschriften führt er den Begriff des Alibigesetzes ein, der sich nicht nur für diese Untersuchung, sondern auch für die Analyse formal-demokratischer Verfassungsgesetze als fruchtbar erweisen dürfte. Die Arbeit ist um so wichtiger und aufschlußreicher, als sie in eingehender Weise an einem konkreten Beispiel den gesellschaftlich-ökonomischen Mechanismus dieser Art Gesetze aufzeigt, während die große Menge der rechtssoziologischen und rechtsphilosophischen Literatur aus soziologisch begreiflichen Gründen abstraktere Sphären aufzusuchen liebt. Ernst Schachtel (Berlin).

**Kautsky, Karl,** *Krieg und Demokratie. Eine historische Untersuchung und Darstellung ihrer Wechselwirkung in der Neuzeit. Erstes Buch: Revolutionskriege. J. H. Dietz Nachf. Berlin 1932. (475 S.; geh. RM. 7.—, geb. RM. 8.—)*

K. will in groß angelegter historischer Analyse Verhältnis und Wechselwirkung zwischen Krieg und Demokratie untersuchen. Das vorliegende Werk umfaßt nur den ersten Teil dieser auf 4 Bände veranschlagten Arbeit. Es enthält K.s theoretischen Ausgangspunkt und die Geschichte der modernen Demokratie von den Unabhängigkeitskriegen der Niederlande bis zur Beendigung der Revolutionen von 1848. In polemischer Zuspitzung gegen die psychologische Forschung unterstellt K., daß der Mensch von Natur aus friedlich und blutigen Auseinandersetzungen abhold gewesen sei. Ebenso sei seine gesellschaftliche Verfassung von Natur aus notwendig demokratisch gewesen. Durch seine Entwicklung aber sei der Mensch zum Kriege gezwungen und damit auch seine demokratische Verfassung zerstört worden; der Krieg erheischt die straffe Disziplin der Diktatur; der siegreiche Feldherr aber gewinnt auch im Frieden immer wachsenden Einfluß auf die Gesellschaft. K. bewegt sich hier in der Sphäre reiner Abstraktion und Hypothese; die bekannte Geschichte der Menschheit widerspricht ihm. Von diesem Ausgangspunkt aus unternimmt es K. die Geschichte von Krieg und Demokratie materialistisch zu deuten. Er findet eine Einteilung des Krieges in historische Kategorien: Ausrottungs-, Raub-, Eroberungskrieg, dem eine fortschreitende Unterdrückung der ursprünglich-natürlichen Demokratie entspricht. Der einer bereits vorgeschrittenen Stufe entsprechende Eroberungskrieg, der zum Zwecke ständiger Ausbeutung der Arbeitskraft unterworfener Stämme geführt

wird, schafft die Möglichkeit staatlicher Entwicklung, und damit des dynastischen Krieges. In der Neuzeit endlich aber zeigen sich Kriege eines völlig neuen Charakters: die Revolutionskriege unterdrückter Völker gegen Fremdherrschaft, oder unterdrückter Klassen innerhalb eines Staatswesens. Deren Geschichte untersucht K. nun mit größter Sorgfalt; er zeigt, wie sich aus der mannigfaltigen ideologischen Verhüllung der Revolutionskriege der demokratische Gedanke immer bewußter herausentwickelt und in der Epoche zwischen 1789 und 1848 immer schärfere und bestimmtere Form annimmt.

Emil Grünberg (Frankfurt a. M.).

**Bartélemy, Joseph,** *La crise de la démocratie comtemporaine. Recueil Sirey. Paris 1931. (225 S.; Frs. 25.—)*

Gibt es eine Krise der Demokratie? B. bejaht diese Frage uneingeschränkt, aber zugleich bekennt er sich ebenso uneingeschränkt zum Gedanken der parlamentarischen Demokratie. Er sieht in ihr die höchste Staatsform, die nur das entwickelte Volk erreichen kann, aber auch die einzige Staatsform, die dem entwickelten Volk angemessen ist. Der französischen Demokratie stellt er die Länder gegenüber, die den Gedanken des selbstbestimmenden freien Volkes verlassen haben und zur Diktatur übergegangen sind. Zwei Formen erscheinen ihm hier von besonderer Wichtigkeit: der italienische Faschismus und der russische Bolschewismus. Daneben behandelt er noch die Militärdiktatur Pilsudskis und die andere Primo de Riveras. Er findet die Erklärung für diese Erscheinungen in den besonderen Gegebenheiten der betreffenden Länder in der Nachkriegszeit. Ihr hervorstechendstes Merkmal sei, daß die freie Bestimmung des freien Volkes durch die unkontrollierte Gewaltregierung ersetzt sei. Aber in diesen Formen sieht B. keinen Fortschritt über die parlamentarische Demokratie, kein Ziel, dem die Entwicklung der Staatswesen zustrebe, sondern Entwicklungsstufen, die noch unterhalb der Demokratie stehen. B. ist allerdings weit davon entfernt, die Demokratie, wie sie augenblicklich gehandhabt wird — er betrachtet vorwiegend sein eigenes Land — für vollkommen zu halten. Er sieht, daß sie zahlreiche Fehler hat, deren einer sich im Problem des Führers, in der Auslese des Besten kristallisiert. Aber er wünscht keine Reform des Staatswesens, sondern Reformen innerhalb des Staatswesens, Reformen, die die der Demokratie anhaftenden Mängel beseitigen sollen. Demokratie ist ihm ein dynamisches Ziel und der Weg zu ihm: unermüdliche, verantwortungsbewußte Reformarbeit.

Emil Grünberg (Frankfurt a. M.).

**Nell-Breuning, O. v.,** *Die soziale Enzyklika. Erläuterungen zum Weltrundschreiben Papst Pius XI. über die gesellschaftliche Ordnung. Katholische Tat-Verlag. Köln 1932. (255 S.; RM. 4.20)*

**Pieper, Josef,** *Die Neuordnung der menschlichen Gesellschaft. Systematische Einführung in die Enzyklika 'Quadragesimo anno'. Buchverlag der Carolusdruckerei. Frankfurt a. M. 1932. (107 S.; RM. 1.90)*

**Retzbach, Anton,** *Die Erneuerung der gesellschaftlichen Ordnung nach der Enzyklika 'Quadragesimo anno'. Herder. Freiburg 1932. (VIII u. 116 S.; RM. 2.60)*

*Die berufsständische Ordnung. Idee und praktische Möglichkeiten. Hrsg. von J. van der Velden. Katholische Tat-Verlag. Köln 1932. (134 S.; RM. 2.40)*

Nell-Breuning S. J., der selbst an der Vorbereitung der Enzyklika 'Quadragesimo anno' mitgearbeitet hat, ist am ehesten imstande, einen gründlichen Kommentar zu schreiben und die Intentionen der für diese päpstliche Kundgebung Verantwortlichen zuverlässig wiederzugeben. Er grenzt die Enzyklika polemisch ab gegen faschistische Strömungen, wie sie neuerdings durch die Universalismus-Schule Othmar Spanns auch in den Katholizismus eindringen.

Noch energischer will Pieper die Enzyklika für die sozialfortschrittliche Bewegung im Katholizismus beanspruchen. Er versucht den Nachweis, daß die päpstliche Kundgebung mit der gemäßigt-sozialistischen Forderung nach Vergesellschaftung des Kapitaleigentums nicht in Widerspruch steht und daß die Verwirklichung einer 'berufsständischen Ordnung' im Sinne der Enzyklika nur auf dem Boden einer klassenlosen Gesellschaft, jedoch nicht in der faschistischen Form einer Vergewaltigung der proletarischen Klasse mit diktatorischen Mitteln möglich ist.

Retzbach hat mehrere Einzelaufsätze über prinzipielle Fragen der Enzyklika (Eigentum, Erlösung des Proletariats, Liberalismus, Sozialismus usw.) in Buchform herausgegeben. Seine Interpretation der entscheidenden Kapitel des päpstlichen Rundschreibens zielt harmonistisch auf die Überbrückung der bisherigen Richtungsgegensätze im Sozialkatholizismus ab und ist an der solidaristischen Mittellinie orientiert.

Das Institut für Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung (gegründet im Rahmen des Volksvereins für das katholische Deutschland) arbeitet an der Konkretisierung des berufsständischen Gedankens. Zahlreiche katholische Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler wirken mit. Die Referate auf einer ersten Studientagung dieses Kreises (im Mai v. J.) sind in der vorliegenden Schrift durch J. van der Velden veröffentlicht worden. Aus den zahlreichen Beiträgen (von G. Gundlach S. J., Th. Brauer, G. Briefs u. a.) sind zwar gewisse allgemeinste Grundlinien der vorgestellten berufsständischen Ordnung, nicht jedoch wirklich praktische Vorschläge zu erkennen.

Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

**Karrenberg, Friedrich,** *Christentum, Kapitalismus und Sozialismus. Darstellung und Kritik der Soziallehren des Protestantismus und Katholizismus Deutschlands seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Junker und Dünnhaupt. Berlin 1932. (334 S.; RM. 14.—)*

Ein ideengeschichtlicher Abriß der protestantischen und katholischen Soziallehren mit besonderer Rücksicht auf die Stellung der jeweiligen Theoretiker zu Kapitalismus und Sozialismus. Das 19. Jahrhundert ist summarisch behandelt; der soziale Katholizismus bis Leo XIII. wird z. B. lediglich durch Kolping und Ketteler repräsentiert.

Fast die Hälfte des Buches ist dem religiösen Sozialismus in seinen theoretischen Hauptvertretern gewidmet. In diesen Kapiteln wird zugleich eine Auseinandersetzung mit den ökonomischen Lehren des Sozialismus versucht.

Der eigene Standpunkt des Verfassers muß aus der kritischen Kommentierung des behandelten Stoffes herausgelesen werden. Gegen sozialistische Bestrebungen rechtfertigt der Verfasser die Freiheit des Eigentums und der privaten Wirtschaftsführung, gegen einen monopolistisch verfestigten Feudalkapitalismus den 'mittelständischen' Kleinunternehmer, der in freier Konkurrenz seine Chancen nützt und zugleich den „sozialen Gedanken" verwirklicht. Es gebe seit Jahrzehnten einen solchen 'sozialen Liberalismus', „der den Lebensspielraum der arbeitenden Massen durch mancherlei Maßnahmen und unter Mitverantwortung der Arbeiterschaft selber fortwährend erweitert hat" (S. 122); es gebe ferner immer noch „massenhaft kleine und mittlere Betriebe", infolgedessen für den Arbeiter „die Chance des Aufrückens in die Selbständigkeit kleinbetrieblicher Wirtschaftsweise" (S. 193/94).

Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

**Knoll, August M.,** *Der soziale Gedanke im modernen Katholizismus. I. Band: Von der Romantik bis Rerum novarum. Reinhold-verlag. Wien-Leipzig 1932. (XIV u. 317 S.; RM. 3.80)*

**Jostock, Paul,** *Der deutsche Katholizismus und die Überwindung des Kapitalismus. Eine ideengeschichtliche Skizze. Friedrich Pustet. Regensburg 1932. (213 S.; RM. 4.80, Lw. RM. 6.30)*

Beide Arbeiten behandeln die katholisch-soziale Ideenentwicklung im Zusammenhang mit der Gesellschaftsgeschichte. Sie beginnen mit den feudal-restaurativen Bestrebungen der Romantik. K. schließt ab mit einer Inhaltsbeschreibung der Enzyklika 'Rerum novarum' (ein zweiter Band: bis zur Enzyklika 'Quadragesimo anno' soll folgen); J. führt bis in die Gegenwart und handelt besonders ausführlich über die jüngste solidaristische Periode seit Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie verfolgen beide die harmonistische Tendenz, die Richtungen der Romantik, des Konservativismus und des Solidarismus auf gemeinsame Prinzipien festzulegen und eine einheitliche Linie der katholischen Sozialtradition nachzuweisen. K.s Buch enthält wertvolles dokumentarisches Material, J.s ist flüssiger und straffer geschrieben. Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

**Schmittmann, Benedikt,** *Wirtschafts- und Sozialordnung als Aufgabe. W. Kohlhammer. Stuttgart 1932. (180 S.; RM. 5.80)*

Der Monopol- und Finanzkapitalismus trifft die Unternehmerschaft: ihr entgleitet die Wirtschaftsführung; er trifft den Mittelstand: ihm wird die Existenzgrundlage entogen; er trifft die Arbeiterschaft: sie gerät in immer schärfere Abhängigkeit von der zusammengeballten Kapitalmacht; er trifft die Konsumenten: durch Preisüberhöhung und Qualitätsminderung; er trifft das ganze Volk: durch Verschärfung der Krisen und Steigerung der Arbeitslosigkeit.

Weder Sozialisierung noch Gesinnungspredigt helfen. Ein neues Prinzip muß wirksam werden: die korporative Zusammenarbeit der Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Konsumenten mit dem Staat als Regulator. Den Kapitaleigentümern verbleibt die Besitzfunktion; aber in die Verwaltungsfunktion werden paritätische Körperschaften eingeschaltet. Ein

Wirtschaftskammernsystem, fachlich und territorial gegliedert, von unten nach oben auf Selbstverwaltung begründet, mit dem Reichswirtschaftsrat als Spitze, dient als Instrument zur Durchleuchtung der Wirtschaft.

Der Plan ist organisationstechnisch gut durchdacht. Die Erfahrungen der Nachkriegszeit (Rathenau, Wissell-Moellendorff, Reichswirtschaftsrat, Betriebsräte, Gemeinwirtschaftskörper, wirtschaftsdemokratische Bestrebungen) sind verwertet. Aber diese gründliche Bearbeitung (die sich wohltuend abhebt von den üblichen, heute wieder massenhaft auftretenden ,berufsständischen' Reformplänen) macht die Leitgedanken nicht glaubwürdiger. Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

*Recent Social Trends in the United States. Report of the President's Research Committee on Social Trends. 2 Vols. McGraw-Hill Book Company, Inc. New York and London 1933. (XCV u. 1568 S.; $ 10.—)*

Schon eine erste oberflächliche Durchsicht der mehr als 1600 Seiten, in denen die im Herbst 1929 von Hoover eingesetzte Kommission über die Ergebnisse ihrer Untersuchungen der Entwicklungstendenzen des gesellschaftlichen Lebens in den Vereinigten Staaten berichtet, zeigt, daß es sich um ein für die Sozialforschung epochemachendes Werk handelt. Mit Recht wird erklärt, daß hier zum erstenmal in der Geschichte ein umfassender und von einem Gremium von Autoritäten geschriebener Überblick über eine ganze lebende Kulturwelt gegeben wird. Die Aufgabe dieses Berichtes, der das 1929 erschienene Werk über „Recent Economic Changes in the United States" ergänzt und weiterführt, ist eine doppelte: es sollen die in Umwandlung begriffenen Elemente des amerikanischen gesellschaftlichen Lebens, insbesondere ihre Veränderungen in den letzten 30 Jahren aufgezeigt und die Probleme, die sich daraus ergeben, dargelegt werden, um damit eine solide Basis für ihre bewußte Gestaltung zu schaffen.

Das einführende Kapitel beweist, daß sich die unter Leitung von Wesley C. Mitchell, Professor der Volkswirtschaftslehre an der Columbia Universität, stehende Untersuchungskommission ihrer Aufgabe voll bewußt war; einige Sätze aus der Einleitung mögen eine erste Vorstellung von dem umfassenden Charakter der Untersuchung vermitteln: „Das erste Drittel des 20. Jahrhunderts war mit epochemachenden Ereignissen erfüllt und Probleme von großer Verschiedenheit und Komplexheit häuften sich in ihm an. Der Weltkrieg, Inflation und Deflation von Landwirtschaft und Industrie, unsere Lage als eine Gläubigernation, das außergewöhnliche Anwachsen der technischen Leistungsfähigkeit und der Produktivität, die tragische Verbreitung von Arbeitslosigkeit und geschäftlichem Ruin, das Experiment der Prohibition, Geburtenkontrolle, Konflikte zwischen den Rassen, Eindämmung der Einwanderung, Frauenwahlrecht, die Kämpfe der fortschrittlichen und der bäuerlichen Arbeiterparteien, die Korruption innerhalb der Regierung, Verbrechen und Bandenbildung, das Anwachsen der großen Städte, der Verfall des ländlichen Verwaltungsapparats, die Entstehung des Völkerbundes, die Zunahme öffentlicher Erziehungseinrichtungen, der Aufstieg und der Kräfteschwund der Arbeiterorganisationen, die Anhäufung unglaublicher Vermögen,

die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft, die zunehmende Bedeutung von Sport und Erholung, das neuerwachte Interesse an der Wohlfahrt des Kindes — das sind einige wenige der vielen Ereignisse, welche eine der ereignisreichsten Perioden unserer Geschichte kennzeichnen.

Zusammen mit diesen Geschehnissen sind nationale Probleme entstanden, die dringend besondere Aufmerksamkeit auf vielen Gebieten erfordern ... Imperialismus, Krieg oder Frieden, internationale Beziehungen, Verstädterung, Trusts und Kartelle, Verbrechen und ihre Verhütung, Besteuerung, Sozialversicherung, der Zustand der Landwirtschaft, fremde und heimische Märkte, staatliche Regulierung der Wirtschaft, Veränderungen der moralischen Grundsätze, neue Führerschaft in der Wirtschaft und in der Regierung, die Lage der Frauen, Probleme der Arbeiterschaft, Kindererziehung, psychische Hygiene, die Zukunft der Demokratie und des Kapitalismus, die Reorganisation unserer öffentlichen Verwaltung, die Verwendung der Freizeit, öffentliche und private Hygiene, die Verbesserung der Wohnungen und des Lebensstandards — alle diese Fragen und viele andere (denn diese sind nur Beispiele, die aus einer langen Reihe schwieriger Probleme herausgegriffen sind) verlangen Aufmerksamkeit, wenn wir nicht in Gefahrenzonen hineintreiben sollen" (S. XIf.).

Das Ergebnis der in 29 Einzelberichten und einem zusammenfassenden Überblick der Kommission niedergelegten Untersuchungen läßt sich kurz dahin charakterisieren, daß im heutigen Amerika auf allen Gebieten die schärfsten Gegensätze unvermittelt dicht beieinander stehen. Die Aufgabe für die Zukunft sei eine derartige Ordnung der verschiedenen Faktoren der komplizierten sozialen Struktur „daß Landwirtschaft, Arbeiterschaft, Industrie, Regierung, Erziehung, Religion und Wissenschaft einen höheren Grad von Koordinierung in der nächsten Phase des nationalen Wachstums entwickeln könne" (XII).

Diese Zeitschrift wird sich in einer ihrer nächsten Nummern noch eingehend mit Ergebnissen und Methoden des wichtigen Werkes zu befassen haben. Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

**Haken, Bruno Nellissen,** *Stempelchronik. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1932. (119 S.; RM. 2.50)*

**Haffner, Ernst,** *Jugend auf der Landstraße. Bruno Cassirer. Berlin 1932. (230 S.; geb. RM. 3.80, Lw. 4.50)*

**Lamm, Albert,** *Betrogene Jugend. Aus einem Erwerbslosenheim. Bruno Cassirer. Berlin 1932. (190 S.; geb. RM. 3.80, Lw. 4.50)*

**Hümmeler, Hans,** *Jugend an der Maschine. Herder. Freiburg 1932. (XIII u. 315 S.; RM. 3.80, geb. 4.40)*

Haken will in „dokumentarischen Aufzeichnungen" „die inneren Schicksale und die menschlichen Verwirrungen neben den äußeren Veränderungen" festhalten, wie sie das „Volksschicksal" der Arbeitslosigkeit nach konservativer Auffassung kennzeichnen. Derselbe Stoff, den bereits das Buch „Der Fall Bundhund" brachte, wird — moralisierend und sentimental — als Schilderung der „Seele des Volkes" lediglich in Einzelbildern erweitert. Brauchbareres Material liefert das Buch von

Haffner, eine packende Darstellung von dem Leben einer Clique im Berliner Osten, die sich aus verwahrlosten Jugendlichen zusammensetzt. Lamms Schrift führt demgegenüber weiter: sie gestattet teilweise soziologische Erfassung und Auswertung der Gestalt des aus dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß herausgeschleuderten jugendlichen Erwerbslosen, der bei Lamm aus der Atmosphäre eines Erwerbslosenheims heraus gesehen wird.

Diese Autoren bewältigen das ihnen, bzw. der durch sie vertretenen Gruppe peinliche Phänomen der Massenarbeitslosigkeit, indem sie es einer überpersönlichen Macht („Volksschicksal", Bürokratie, Staat) zuordnen. Ideologisch geschickter wird dasselbe erreicht, wenn das störende Erlebnis: Massenarbeitslosigkeit in einen allgemeinen Problemkreis hineingenommen und von dort aus säkularisiert wird. So behandelt Hümmeler Krise und Arbeitslosigkeit lediglich als Nebenerscheinung der „harten Wirklichkeit des Industriealltags" überhaupt, wobei diese wieder im Rahmen einer „geschlossenen Lebenskunde und Charakterschule für den jungen katholischen Industriearbeiter" in eine umfassende „Totalität": „das Leben" und zwar das Leben „in katholischer Schau" eingespannt wird. Der gute Wille, die geltende katholische Sozialphilosophie mit pädagogischer Zielsetzung vereinfacht vorzutragen, mag im Sinne dieser Haltung anerkannt werden; im ganzen aber wird die heutige proletarische Situation völlig verkannt. Wilhelm Baldamus (Frankfurt a. M.)

**Witsch, Josef,** *Weibliche Angestellte in der Schönen Literatur. Verlag des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften. Köln 1932. (66 S.; RM. 1.—)*

Die Broschüre berichtet über eine Reihe deutscher und ausländischer Romane, in denen weibliche Angestellte eine Rolle spielen. Über den Inhalt der einzelnen Werke wird unter Zitierung markanter Stellen referiert und eine kurze Analyse der das Dasein der Angestellten beschreibenden Teile hinzugefügt. Zwar enthalten diese Analysen einige theoretische Bemerkungen; weit fruchtbarer wäre aber eine solche Untersuchung, wenn in ihr die Probleme nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet dargestellt würden. Trotzdem ist die Arbeit ein als Materialsammlung brauchbarer Beitrag zur Soziologie der Angestellten. Ludwig Carls (Berlin).

**Calverton, V. F.,** *The Liberation of American Literature. Charles Scribner's Son. New York 1932. (500 S.; $ 3.75)*

Es geht C. in diesem Buche darum, die amerikanische Literatur als ein Stück der gesamten Kulturentwicklung aufzuzeigen und die Notwendigkeit dieses Verlaufs festzustellen, die sich aus den realen Wirtschafts- und Machtverhältnissen ergibt, die ihr Nährboden waren. Damit ist der Standort festgelegt, von dem aus in diesem Buche die amerikanische Literaturgeschichte interpretiert wird. Es ist eine marxistische Analyse, die in die Zusammenhänge zwischen Wirtschaftsleben und künstlerischer Gestaltung hineinleuchtet. Das Problem der individuellen künstlerischen Persönlichkeit ist kaum einmal hier und dort angedeutet, soll aber in einem folgenden Buch besonders behandelt werden.

Die literarische Entwicklung in Amerika stellt sich für C. etwa folgendermaßen dar:

Das jede eigene Kulturentwicklung hemmende Abhängigkeitsgefühl in Amerika, Kolonie Englands zu sein, wirkte noch lange nach der Unabhängigkeitserklärung dem Entstehen einer selbstsicheren, eigenen Literatur entgegen. So sehr auch schon die früheren Schriftsteller nach geistiger Unabhängigkeit riefen, so waren sie alle in Form und Inhalt doch bis in die letzten Jahrzehnte noch abhängig von England und unterwarfen sich in ihrer eigenen Produktion der Kritik europäischer Literaten.

Wie wenig der Puritanismus in sich selbst die Notwendigkeit zu der rigoros asketischen Lebenshaltung trug, die uns als Geist des Puritanismus durch Weber geläufig ist, beweist Calverton an der Entwicklung in England, wo die Puritaner die höheren Bürgerschichten und selbst zahlreiche Mitglieder der Aristokratie umschlossen. Ihr Kampf galt der Idolisierung von Kunstwerken (gegen die Katholiken), nicht aber den Kunstwerken und einer heiteren Lebensführung. Wichtig ist, daß es die Kleinbürger vornehmlich sind (Dissenters), Söhne von Fleischern, Händlern, kleinen Landbesitzern, die zuerst die amerikanischen Kolonien besiedeln. Sie treffen hier auf ein Land, daß sich ihnen nur in hartem, geduldig zähem Kampf ergibt. Ihre religiösen und moralischen Begriffe wachsen aus diesen Tatsachen heraus. Mögen auch einzelne Führer, „People of substance" ihre Prägung der puritanischen Lehre mitbringen, ihre Worte können keinen Boden finden, da die Natur der Arbeit, dieser Zwang, um überhaupt existieren zu können, unermüdlich zu arbeiten ohne ablenkende Vergnügen oder künstlerische Tätigkeit, diesen Lehren widerspricht. So bleibt ihr Einfluß unwirksam, und die religiösen Ideen der Kleinbürgerschicht, durch straffe Kontrolle einer machtvollen Theokratie unterstützt, herrschen. Bis schließlich diese Disziplin und Arbeitsintensität die Kleinbürger zu reichen Industriellen macht und die Haltungen und Werte sich langsam unter dem Einfluß der neuen Wirtschaftsentwicklung zu verändern beginnen.

Sehr klar und eindrücklich ist auch die Analyse der Entwicklung im Süden. Genau die gleiche Kleinbürgerschicht macht die Hauptmasse der Einwanderer aus. Ihre religiösen Einstellungen und moralischen Gesetze, die Verachtung für die Kunst bedingen, sind so rigoros wie die der ersten Ansiedler von Neu-England. „Ein Mensch muß praktisch sein, Kunst und Unmoral hindern ihn daran." Allerdings gibt es eine kleine Schicht von Aristokraten, die die alten Lebensgewohnheiten in die neue Kolonie übertragen. Wirksam aber werden ihre Ideale erst, als auf Grund der natürlichen Gegebenheiten große Plantagengüter entstehen und die reich gewordenen Kleinbürger nun die Lebensform der früheren „Modellschicht" übernehmen. Da es sich aber um traditionslose Landaristokratie handelt, wird keine bodenständige eigene Kultur produziert, sondern die europäischen, bereits anerkannten Werte werden übernommen. Die religiös starre Haltung ist unter den neuen Verhältnissen umso schneller durchbrochen, als die dünne Besiedlung dieses Landes, der die Stadtentwicklung des Nordens fehlt, keine theokratische oder staatliche Herrschaft hatte zustande kommen lassen, die nun ihre Macht zu verteidigen hätte.

Der Bürgerkrieg ändert die Lage von Grund auf. Bei zunehmender Industrialisierung gewinnt die Kleinbürgerschicht die Hegemonie. Alle Spannungen werden im Gebiet des Religiösen ausgetragen wie im Norden während des 17. Jahrhunderts. In den Nordstaaten hat sich inzwischen durch eine großindustrielle Bourgeoisie der Kampfplatz bereits in die Politik verschoben.

Unrichtig ist es jedoch, wenn C. zum Schluß dieses Kapitels sagt, daß die südliche Literatur auch heute nur beherrscht ist von der „logic of escape" zur glorreichen Zeit der Plantagen oder dem Leben der Neger, das ohne Verbindung mit unserer Zeit ist. Thomas Woolfes „Look Homeward Angel", das Buch eines jungen Dichters aus den Südstaaten, ist ein wirkliches Kunstwerk nach Form und Inhalt, und deren gibt es jetzt mehrere.

Wenn C. dem mühsamen und gigantischen Vorwärtsschreiten der Pioniere, die ihre Grenze immer weiter nach Westen schieben, eine große Bedeutung in der Mobilisierung vitaler Energien, die der Dichtung zufließen, zuschreibt, so ist das nicht neu. Schon vor ihm haben Turner und Parrington die Kraft dieses Erlebnisses und seinen Einfluß auf die amerikanische Kultur betont.

Im letzten Kapitel (Ch. VII), das die eigentliche Befreiung der amerikanischen Kultur von allen alten Fesseln behandelt, mißt C. die neuen Künstler an seinem Wunschbild sozialer Entwicklung.

Das Buch ist nicht nur seiner Probleme, sondern auch der schönen und klaren Sprache wegen bis zur letzten Seite packend.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

**Briffault, Robert,** *Breakdown. The Collapse of Traditional Civilisation. Brentano's. New York 1932. (273 S.; $ 2.50)*

B. ist der Verfasser eines sehr bedeutenden Werkes über Mutterrecht (The Mothers, A Study of the Origins of Sentiments and Institutions. London und New York 1927, 3 Bde.), das in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift eine ausführliche Würdigung erfahren soll.

In dem vorliegenden mutigen Buch führt der Autor einen heftigen Angriff gegen die „traditionelle Zivilisation". Er wirft ihr vor, daß sie von Anfang an nicht dazu gedient habe, die Interessen der Menschheit zu fördern, sondern stets im Dienste der privilegierten Inhaber der gesellschaftlichen Machtpositionen gestanden habe. In einer Reihe mit großer Leidenschaft geschriebener Kapitel über die „funeste Rolle der künstlichen Verdummung und der durch nichts als ihr Alter begründeten Tradition . . ." versucht er zu zeigen, wie dieser Mechanismus zeitweise funktionieren kann, schließlich aber wegen seiner Diskrepanz zu den wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft als Ganzes zusammenbrechen muß. Für die Entstehung einer neuen Menschheit bedarf es nicht eines „Übermenschen". Denn die menschliche Natur ist nicht so elend, daß zu ihrer Domestizierung die heutige, auch von ihren Verteidigern als unbefriedigend beurteilte Zivilisation nötig wäre. Vielmehr hat diese Zivilisation erst zu einer solchen Entartung der menschlichen Natur geführt, und es bedarf lediglich der Beseitigung dieser unmenschlichen Einrichtung, um zum erstenmal in der geschriebenen Geschichte die positiven Eigenschaften des Menschen zur vollen Entwicklung kommen zu lassen.

Das Buch B.s ist bei allem Vorbehalt gegenüber Einzelheiten, insbesondere dem Übersehen fortschrittlicher Perioden in der Geschichte und dem gelegentlichen Verkennen der Abhängigkeit ideologischer Faktoren von ökonomischen Kräften, wichtig als Subjekt und Objekt der Sozialforschung: es liefert einen Katalog entscheidender Gesichtspunkte zur Kritik der gegenwärtigen Zivilisation und ist ein Symptom für die Radikalisierung weiter Kreise der amerikanischen Intelligenz.

Ernest B. Fisher (London).

**Dahlberg, Arthur,** *Jobs, Machines and Capitalism. Mit einem Vorwort von E. A. Roß. The Macmillan Company. New York 1932. (252 S.; 3 $)*

Die Grundthese dieses Buches ist die, daß die Wirtschaftskrise, die uns jetzt in allen Ländern beherrscht, durch kein Mittel geheilt werden kann, wenn der durch die Maschine verengerte Arbeitsraum, der Hunderttausende von Menschen aus dem Produktionsprozeß drängt und dadurch den Markt für eine ständig wachsende Flut von Waren verkleinert, nicht neu aufgeteilt wird. Gesetzliche Festlegung verkürzter Arbeitszeit bei Erhaltung oder Erhöhung eines guten Lebensniveaus allein kann s. E. davor bewahren, daß immer größere Teile des Volkes in die Zone der Erhaltung durch Wohltätigkeit absinken. Es gibt für ihn nur zwei Lösungen unserer äußerst problematisch gewordenen Wirtschaft: die Schaffung einer „labor scarcity“ im Rahmen der jetzigen Struktur oder eine zentralisierte Planwirtschaft. Da aber eine Planwirtschaft seiner Theorie nach als ersten Schritt in einem technisch hoch entwickelten Lande auch eine künstliche Verkürzung der Arbeitszeit vornehmen muß, so scheint ihm die Lösung innerhalb unserer jetzt bestehenden Wirtschaft richtig und wirtschaftlicher. Seine ganze Beweisführung entstammt dem Denken eines Ingenieurs: deshalb stellt er auch plastisch seine Beweise in einer Karte zusammen, die den gesamten Wirtschaftsprozeß in der Form einer äußerst komplizierten Maschine sieht. Das Buch ist, selbst wenn man der idealistischen Auffassung vom Menschen, die der Autor hat, nicht beistimmt, sehr anregend.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

**Pitkin, Walter B.,** *A Short Introduction to the History of Human Stupidity. Simon and Schuster. New York 1932. (574 S.; $ 3.50)*

Diese „kurze“ nur 574 Seiten umfassende Einführung in die Geschichte der menschlichen Dummheit — ein gewiß unerschöpfliches Thema — ist leider nicht viel mehr als eine bunte Anekdotensammlung, die hier einen Farmer, dort einen Kleinstädter, dann wieder Napoleon oder Walt Whitman unter die Lupe nimmt. Dazwischen sind gelegentlich prinzipiellere Betrachtungen psychologischer, philosophischer, biologischer und mancher andern Art. Exkurse über die Zeit- und Standortsbedingtheit der Urteile über die Dummheit sind eingestreut. Eine illustre Liste von progressiven Amerikanern, die bei der Materialsammlung halfen, kann sicherlich nicht über die Mängel des Buches hinwegtäuschen.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

**Cressey, Paul G.,** *The Taxi-Dance-Hall. The University of Chicago Press. Chicago 1932. (300 S.; $ 3.—)*

Die vorliegende Untersuchung verdient Beachtung als typisches Produkt amerikanischer Soziologie, wie sie von weiten Kreisen, insbesondere von der Universität Chicago, ausgeübt wird. In deskriptiven Monographien werden einzelne soziale Phänomene eingehend dargestellt. Cressey z. B. schildert auf Grund der umfangreichsten Beobachtung durch zahlreiche Mitarbeiter den für das amerikanische Großstadtleben besonders wichtigen Typus eines Vergnügungsetablissements, die Taxi-Dance-Hall, und entwirft ein buntes Bild des nächtlichen Lebens und Treibens, der Besucherschichten und der angestellten Tanzmädchen.

Bei der Sammlung des Materials, von dem der geringste Teil im Buch verwendet sein soll, hat sich C. keinerlei Fragebogen bedient, sondern die Untersuchungen auf Grund umfangreicher Beobachtungen durchgeführt. Er hat aus allen sozialen Schichten Beobachter verschiedensten Alters engagiert, die lange Zeit hindurch die Tanzpaläste aufzusuchen, dort die Menschen zu belauschen und selbst Unterhaltungen mit Gästen und mit Tanzmädchen zu führen hatten. Die Berichte dieser Beobachter wurden durch Berichte von Wohlfahrtsorganisationen, die unter ihrem Gesichtspunkt die Tanzpaläste ununterbrochen kontrollierten, und durch Aktenmaterial über die Tanzmädchen ergänzt. Als Beispiel für die Gründlichkeit dieser Untersuchungen sei darauf hingewiesen, daß die Wohnungen von 700 Tanzmädchen festgestellt und in einem genauen Plan eingetragen wurden.

Man kann sich, wie so häufig bei der Lektüre derartiger amerikanischer Arbeiten, des Eindrucks nicht erwehren, daß zwischen der in den außergewöhnlich umfangreichen Materialsammlungen und Zusammenstellungen investierten Arbeit einerseits und den erarbeiteten theoretischen Gesichtspunkten und wissenschaftlichen Schlußfolgerungen andrerseits ein Mißverhältnis besteht. Es mag aber sein, daß ein solches Buch für bestimmte Forschungen über das amerikanische Sozialleben als Material Verwendung finden kann. Carl Dreyfuß (Frankfurt a. M.).

**Steinmetznummer** *der Zeitschrift „Mensch en Maatschappij" (Mensch und Gesellschaft). Januar 1933. N. V. Erven P. Noordhoff. Groningen 1933. (260 S.; Hfl. 4.—)*

Anläßlich des 70. Geburtstages und der 25. Wiederkehr seines Amtsantritts als Professor an der Amsterdamer Universität wurde zu Ehren St.s von der Redaktion obengenannter Zeitschrift eine Jubiläumsnummer herausgegeben mit vielen Beiträgen, die die Verdienste des Jubilars auf den Gebieten der Soziologie, Soziographie und Ethnologie zu kennzeichnen versuchen. Eine Reihe von bedeutenden Gelehrten haben zu diesem Heft Beiträge geliefert. Nachdem eine Anzahl seiner holländischen Kollegen seine Bedeutung für die verschiedenen Disziplinen geschildert haben, folgen u. a. Aufsätze von Vierkandt über „Der Wertgehalt primitiver Kulturen", Sorokin über „Life-span, age-composition, and morality of social organizations" (mit interessanten Betrachtungen über Lebensdauer von Institutionen ökonomischer Art, kulturellen Verbänden, Familien,

Universitäten, Städten und religiösen Organisationen), Thurnwald über „Analyse von 'Entwicklung' und 'Zyklus'", von Wiese über „Soziographie und Beziehungslehre", Malinowski über „The work and magic of prosperity in the Trobriand Islands" und Tönnies über „den Selbstmord von Männern in Preußen 1884—1914". Eine Vielgestaltigkeit von Beiträgen, welche zugleich zeigen soll, auf wie vielen Gebieten sich Steinmetz wissenschaftlich betätigt hat. Andries Sternheim (Genf).

## Ökonomie.

*Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart. Hrsg. von Hans Mayer in Verbindung mit Frank A. Fetter u. a. 4 Bde. Julius Springer, Wien. I. Bd.: Gesamtbild der Forschung in den einzelnen Ländern. 1927. (X u. 280 S.; RM. 18.—) II. Bd.: Wert, Preis, Produktion, Geld und Kredit. 1932. (413 S.; RM. 39.—) III. Bd.: Einkommensbildung, Allgemeine Prinzipien, Lohn, Zins, Grundrente, Unternehmergewinn, Spezialprobleme. 1928. (341 S.; RM. 26.—) IV. Bd.: Konjunkturen und Krisen. Internationaler Verkehr. Hauptprobleme der Finanzwissenschaft. Ökonomische Theorie des Sozialismus. 1928. (375 S.; RM. 32.—)*

Das dem Andenken Friedrich von Wiesers gewidmete, jetzt mit dem Erscheinen des zweiten Bandes abgeschlossene Sammelwerk vereinigt etwa 80 Beiträge, davon 55 aus den außerdeutschen Sprachgebieten — zweifellos ein eindrucksvolles Zeugnis für das internationale Ansehen Wiesers und der von ihm so stark geförderten „Grenznutzentheorie". Der erste, dritte und vierte Band sind in der Fachpresse so eingehend gewürdigt worden, daß ein Bericht über die einzelnen Aufsätze heute nicht mehr notwendig erscheint.

Im Vordergrund des zweiten Bandes wie überhaupt des ganzen Werkes steht die Wert- und Preistheorie, der 11 Aufsätze gewidmet sind. Hier beobachtet man eine größere Mannigfaltigkeit, als zunächst zu erwarten wäre. Neben strengen „subjektivistischen" Theorien findet man „bilaterale", so etwa auch die von Bilimovic und auch die „Bemerkungen zu den Gleichungen des wirtschaftlichen Gleichgewichts" von Boninsegni, in denen die mathematische Methode auf die Produktionstheorie angewandt wird. Als besonders interessant erscheint das Vorgehen von Masci, der zunächst die Stufen der Entwicklung der Gleichgewichtstheorie (Walras-Pareto) schildert, dann aber doch die wieder von Pareto abgelehnte Kausalanalyse fordert und nun dessen Gruppen von Bedingungsgleichungen daraufhin untersucht, wo ein Ansatz zur Kausalerklärung möglich sei: als solche sondert er die eigentlichen Nachfrage- und die Kostenfunktionen aus, eliminiert dann aber mit der nirgends analysierten Begründung, die Kosten seien im „Grenznutzen" schon enthalten, auch die Kostenfaktoren und landet so schließlich wieder bei der Grenznutzentheorie. Ein solcher Versuch einer Unterbauung der Paretoschen Theorie ist fruchtbar, aber die Lösung dürfte kaum überzeugen: die Kosten (bzw. die technischen Relationen) sind in den „Grenznutzen" in keinem anderen Sinn „enthalten",

wie das Umgekehrte der Fall ist. Für die bedeutendste Arbeit des ganzen Bandes halte ich die fast hundert Seiten umfassende Studie Hans Mayers „Über den Erkenntniswert der funktionellen Preistheorien", der mit einer bisher unerreichten Eindringlichkeit die Preistheorien von Cournot, Jevons, Walras, Pareto und Cassel darstellt und kritisiert. Der Aufsatz stellt den m. E. bisher interessantesten und schärfsten Angriff auf die (meist mathematisch formulierte) Gleichgewichtstheorie dar, den schärfsten nicht zuletzt deswegen, weil er nicht rein methodologisch von außen her, sondern im Vollzuge einer genauen Analyse vorgetragen wird, den interessantesten, weil er von bisher so eng verbündeter Seite kommt. Mir scheint indessen die entscheidende Gegenüberstellung von „genetisch-kausalen Theorien" einerseits, die den Entstehungsprozeß von Preisen überhaupt erst erklären, d. h. das „Bildungsgesetz der Preise" geben sollen, und „funktionellen Theorien" andererseits, die das Strukturgesetz eines schon bestehenden, zur Ruhe gekommenen Preiskosmos zu beschreiben versuchen, mindestens überspitzt zu sein, obschon M. sich auf Pareto berufen kann. Und wenn man schon das „Bildungs"- und „Veränderungs"gesetz der Preise zum besonderen Problem erhebt, so ist nicht recht einsichtig, warum erstens (wenigstens für das Gesetz der Veränderung) nicht die übliche „kinetische" Theorie auslangen soll und zweitens, warum ursprüngliche „dynamische" Kausalfaktoren (II, 239a) nur im „Bedürfnissystem" gegeben sein sollen, obschon doch die die „Angebotsseite" verändernden Faktoren — vor allem die technischen Fortschritte — mindestens für die Theorie der heutigen Wirtschaft weit größeres Gewicht haben müssen. Für eine konsequent (im Sinne Schumpeters) durchdachte Statik aber läßt sich mit voller Stringenz eine „objektivistische" Bestimmung der Tauschrelationen durchführen. Zu diesem Ergebnis kommt man auch gerade dann, wenn man im Ansatz von der modernen „formalen" Preistheorie ausgeht. Gerade die Arbeit Mayers, die mit vielem Recht auf gewisse Schwächen und Lücken der modernen Funktionaltheorie hinweist, beweist, daß doch noch fundamentale Probleme der „Grenznutzentheorie" offen sind, und vermag damit in den Augen kritischer Leser gerade einer (durchaus am „Marginalprinzip" festhaltenden) erneuerten „objektivistischen" Lehre eine neue Chance zu geben, einer Lehre, die mit Schumpeter als „Unterfall" der Grenznutzentheorie anzusehen nur allenfalls in demselben Sinne richtig ist, wie man gesunde Menschen als Unterfall von zweibeinigen Wesen bezeichnen kann.

Von den übrigen Aufsätzen des zweiten Bandes erwähnen wir noch aus der Gruppe „Produktion" eine Skizze John Maurice Clarks, die in geistreicher Weise die Theorie der Produktionsfaktoren im Sinne der „welfare economics" auszuweiten unternimmt, und endlich aus der Gruppe „Geld und Kredit" Kemmerers Studie „Zur Theorie des Geld- und Kreditwesens", sowie die Arbeit von Bresciani-Turroni „Kapitalmangel und Währungsstabilisierung". Die übrigen Beiträge des Bandes spiegeln z. T. den Stand der Forschung wieder (z. T. nicht einmal das), bringen aber kaum die Forschung weiter.

Jede Würdigung des Gesamtwerkes hat zunächst auf das Verdienst hinzuweisen, das in der Durchbrechung nationaler Wissenschaftsschranken

liegt. Das ist leider gerade in Deutschland sehr nötig. Im Positiven und Negativen kann man aus den Länderberichten und ausländischen Spezialbeiträgen viel lernen. Leider hat man jedoch sofort zwei Einschränkungen hinzuzufügen: eine Reihe ausländischer Beiträge sind nicht „repräsentativ" im Sinne von Spitzenleistungen, auch nicht in der Person des Autors. Aber Mängel der Art liegen wohl im Wesen jedes Sammelwerks und jeder Festschrift. Wichtiger ist das zweite: Die Internationalität der Sammlung hat einen wissenschaftspolitischen Nebenzweck, der sehr deutlich durch Schumpeters Aufsatz dokumentiert wird: das Werk soll ein Manifest nicht etwa bloß der „modernen" Theorie überhaupt, sondern speziell der Grenznutzentheorie sein. Wie Schumpeter selbst ausführt, ist ihre Stellung in Deutschland und Österreich zwar noch stark, aber immerhin bedroht. Die starke Betonung des internationalen Ansehens dieser Theorie soll und wird auf den deutschen Leser eine suggestive Wirkung ausüben, zumal wenn die Verfasser der Beiträge, besonders der Länderberichte, schon unter diesem Gesichtspunkt ausgewählt sind. Nun bleibt es jeder Gruppe unbenommen, sich nachdrücklich zur Geltung zu bringen, aber immerhin muß man Bedenken anmelden, wenn der Herausgeber glaubt, ein „getreues und lückenloses Abbild des Entwicklungsstandes" vermittelt zu haben, und wenn mit einem sehr einfachen Majoritätsargument dem Leser die Überzeugung nahegebracht werden soll, daß die „Grenznutzentheorie" nicht nur die verbreitetste, sondern eigentlich die Markttheorie sei: wenn auch nicht die absolut richtige, so doch die richtigste und unentbehrlichste. Überdies: was man außer „Theorie überhaupt" eigentlich verteidigen und dokumentieren will (wenigstens bei Schumpeter und den meisten Autoren), ist ja zunächst einmal gar nicht spezielle „Grenznutzentheorie" oder spezielle Paretosche Gleichgewichtstheorie oder ihre Verknüpfung, sondern moderne, d, h. „formale" Theorie überhaupt, Theorie als eine Sammlung von Handwerkszeugen der Analyse. Uns scheint es heute nicht nur auf das analytische Handwerkszeug und seine Verfeinerung, sondern vor allem darauf anzukommen, — in Zusammenarbeit mit Soziologie und Geschichte — eine materielle Theorie kapitalistischer Wirtschaft, wie sie (mit z. T. unzureichenden Mitteln) Ricardo und Marx erstrebt haben, zu geben.

Gerhard Meyer (Frankfurt a. M.).

**Müller-Armack, Alfred,** *Entwicklungsgesetze des Kapitalismus. Ökonomische, geschichtstheoretische und soziologische Studien zur modernen Wirtschaftsverfassung. Junker und Dünnhaupt. Berlin 1932. (VI u. 218 S.; RM. 12.—)*

An die Stelle des vom Marxismus vertretenen mechanischen Entwicklungsmodells, das die Bewegungserscheinungen kausal erklärt, soll von der Basis der modernen Anthropologie aus (Scheler, Pleßner) „eine neuartige Grundformel für die typische Struktur der Wirtschaftsentwicklung und damit gleichzeitig eine neue geschichtstheoretische Position jenseits von Materialismus und Idealismus gefunden werden". Die neue Formel lautet: „Die kapitalistische Entwicklungsweise" ist als geschichtliches Phänomen ebenso wie der Grundvorgang der Geschichte selbst „als Selbstrealisierung anzusprechen". „Spontaneität und Freiheit

sind die wesentlichen Attribute dieser Selbstrealisierung" (S. 21). Für das Gebiet der ökonomischen Theorie will die Selbstrealisierung besagen, daß der dynamische Prozeß, der wirtschaftliche Fortschritt, der zum Baugedanken des Wirtschaftssystems erhoben ist, „weder in Gang gesetzt (wird) durch einen zwangsläufigen Kapitalakkumulationsprozeß noch . . . bestimmt vorgezeichneten Bedürfnissen (folgt). Seine Eigenart liegt im spontanen Ansetzen der Entwicklung, er folgt zugleich nicht schon vorhandenen Bedürfnissen, sondern schafft sich selbst die Umwelt, in der er arbeitet. Ermöglicht wird dieser Typ der Fortschrittserzeugung durch den Kreditmechanismus" (S. 18). Ohne dieses dynamische Prinzip würden die spezifisch kapitalistischen Einkommen und damit die kapitalistische Klassenordnung nicht entstehen können. Profite werden für die Ausübung „aktueller Funktionen" bezogen und sind nicht an den Besitz der Produktionsmittel gebunden. „Der Klassenaufbau ist so ohne das Moment eines früheren Gewalteinsatzes zu erklären" (S. 19). Spontan einsetzende Expansionsvorgänge bilden auch den Erklärungsgrund für Konjunktur und Krise, die Periodizität erscheint als historischer Zufall.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

**Michels, Roberto,** *Introduzione alla storia delle dottrine economiche e politiche. (Einführung in die Geschichte der ökonomischen und politischen Theorien). Zanichelli. Bologna 1932. (310 S.; L. 15.—)*

Das Buch faßt einige in verschiedenen Zeiträumen veröffentlichte Aufsätze zusammen, ohne den Anspruch erheben zu können, ein einheitliches Werk darzustellen. Wertvoll sind die Untersuchungen über den Einfluß, den die italienischen Werke der letzten zwei Jahrhunderte für die Entwicklung der modernen Nationalökonomie gehabt haben, vor allem über die Bedeutung Custodis, ferner die Abhandlungen über den Einfluß, den die Schriften der ausländischen Nationalökonomen auf das Denken in Italien hatten; beide Untersuchungen sind mit größter Genauigkeit und Materialkenntnis, unter Verarbeitung eigener Forschungen, geführt. Wohl der wichtigste Beitrag ist ein Aufsatz über die Kritik der Handelsbilanztheorie, wie sie der Italiener Gian Rinaldo Carli (1769) gab, der sieben Jahre vor Adam Smith Ideen vertrat, die heute noch bei modernen Wissenschaftlern in Geltung sind. Das vorletzte Kapitel setzt sich zum Ziel, die eugenischen Theorien von Thomas Campanella von verschiedenen Seiten zu beleuchten (es sei mir gestattet, dazu auf mein Buch „La filosofia politica di Thomas Campanella", Laterza. Bari 1930, zu verweisen). M. schließt mit einer Analyse der Gründe, warum italienische Werke über die moderne ausländische Nationalökonomie so selten sind.

Paolo Treves (Mailand).

**Stucken, Rudolf,** *Die Konjunkturen im Wirtschaftsleben. Gustav Fischer. Jena 1932. (XII u. 180 S.; RM. 9.—)*

Stucken untersucht das Konjunkturproblem in drei Stufen. Zunächst analysiert er diejenigen Faktoren, die die Lage einzelner Wirtschaftszweige ändern können, wie Nachfrageänderungen, Kostenänderungen, Ernteausfälle, finanzpolitische Maßnahmen usw. Von diesen „Konjunktur-

veränderungen einzelner Produktionszweige" unterscheidet er die „Konjunkturen des Wirtschaftslebens", die das Gros der Industriezweige gleichzeitig und gleichartig treffen, und entwickelt nun einen ganzen Katalog von „konjunkturverändernden Momenten", deren Zahl „eben schlechthin unbegrenzt" ist. Im Vordergrund der Betrachtung stehen dabei monetäre Wandlungen und die Rückwirkungen anderer Faktoren auf die Geldsphäre. Unter diesem Gesichtspunkt werden auch die Zyklen der Vorkriegszeit denen der Nachkriegszeit gegenübergestellt.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

**Salter, Sir Arthur,** *Recovery. The Second Effort. G. Bell and Sons. London 1932. (XVI u. 306 S.; sh 10/6)*

*La situation économique mondiale 1931—32. Société des Nations. Genève 1932. (358 S.; Schw. Fr. 7.50)*

**Smith, J. G.,** *(ed.), Facing the Facts. An Economic Diagnosis. By E. W. Kemmerer a. o. G. P. Putnam's Sons. New York 1932. (XVI u. 372 S.; $ 3.—)*

Die vorstehenden drei Bücher liefern wichtiges Material zur Beurteilung der Strukturwandlungen des Kapitalismus und seiner gegenwärtigen Lage.

Das viel zitierte Werk des früheren Leiters der Wirtschafts- und Finanzabteilung des Völkerbunds, Sir Arthur Salters, versucht zu zeigen, warum der erste Wiederaufstieg der Wirtschaft nach dem Krieg so bald zusammengebrochen ist und warum es einer zweiten und andersgearteten Anstrengung zur Wiederherstellung der wirtschaftlichen Gesundung der Welt bedürfe. In einem glänzend geschriebenen Kapitel führt er aus, auf welche Weise das System der freien Konkurrenz früher funktioniert hat und wie ihm allmählich der Boden entzogen worden ist. Die Ära des „Laissez-aller" ist endgültig vorbei. „Wir können vielleicht hier und dort . . . das alte automatisch funktionierende Konkurrenzsystem wiederherstellen. Aber in jeder Sphäre, die wir untersucht haben, finden wir, daß dies allein nicht genügen wird. Wir sind gezwungen, es durch planvolle Leitung, durch eine regulierende Kontrolle zu ergänzen . . . Wir haben faktisch nur die Wahl zwischen kollektiver Führung, kollektiver Kontrolle oder dem Chaos — wobei alle drei Faktoren sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern in der Praxis von jedem etwas da sein wird. Wir müssen unser Bestes tun, um den dritten möglichst auszuschalten und die beste Mischung der beiden ersten zu erzielen" (208f.). Das Buch enthält sehr übersichtliche Darstellungen der gegenwärtigen Wirtschaftskrise, der Geschichte der Reparationen und ein umfangreiches Reformprogramm, dessen Schwergewicht auf der internationalen Zusammenarbeit auf allen Gebieten der Wirtschaft und der Politik liegt.

Der von I. B. Condliffe verfaßte Bericht des Völkerbundes über die Lage der Weltwirtschaft bildet eine Fortsetzung des von B. Ohlin geschriebenen Völkerbundsberichtes über „Le cours et les phases de la dépression économique mondiale". Man findet in dem Werk umfassendes Material über alle wichtigen Fragen der Weltwirtschaft für die Zeit von 1929 bis Juli 1932. Darüber hinaus ist es ein eindrucksvolles Dokument der

Ratlosigkeit, mit der Regierungen und Wirtschaftsführer den Naturgewalten der Krise gegenüberstehen.

Zwölf Nationalökonomen der Princeton Universität haben in einem Sammelband die wichtigsten ökonomischen Probleme beschrieben, denen man heute ins Auge sehen müsse und von deren Lösung „die Zukunft des gegenwärtigen Wirtschaftssystems, das man Kapitalismus nennt, abhängt". Wenn es nicht gelinge, das kapitalistische System zu verbessern, dann bleibe nur die Wahl zwischen Gemeinwirtschaft oder privater Plutokratie. Es versteht sich, daß die zwölf Professoren das heutige System für verbesserungsfähig halten, obwohl sie nicht verkennen, daß viele seiner früheren Ideale durch die Entwicklung des letzten Jahrhunderts und insbesondere der letzten zehn Jahre illusorisch geworden sind. In den einzelnen Kapiteln werden mit häufig sehr großer Offenheit drei Problemgruppen besprochen: vier Kapitel handeln über Fragen des Geldwesens, des öffentlichen Budgets, der Außenhandelspolitik und der Reparationen, fünf weitere beschäftigen sich mit der jüngsten Entwicklung in der Organisation der amerikanischen Wirtschaft, insbesondere der Rolle des „big business", der „public utilities", der Verkehrsmittel und des Aktienwesens, und die letzten drei handeln von der „prohibition", von der Verelendung der Farmer und der Arbeitslosigkeit. Das Buch ist als eine relativ vorurteilslose Beschreibung wichtiger Wirtschaftstatsachen der Vereinigten Staaten von heute besonders wertvoll.

Henri Pernet (Lausanne).

**Gumperz, Julian,** *Die Agrarkrise in den Vereinigten Staaten. Hans Buske. Leipzig 1931. (XII u. 182 S.; RM. 11.—)*

„Die Krise, in der sich die amerikanische Landwirtschaft heute befindet, ist eine Krise der familienwirtschaftlich betriebenen kleinen Farm, die dem Ansturm der industriellen Revolution in der Landwirtschaft nicht mehr standhalten kann. Mit dem Untergang dieser familienwirtschaftlich betriebenen kleinen Farm, deren Schicksal sich im Laufe der beiden nächsten Jahrzehnte erfüllen wird, wenn nicht starke Gegentendenzen auftreten sollten, setzen sich auch in der Landwirtschaft die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten des industriellen Kapitalismus durch, die von Karl Marx in klassischer Weise abgeleitet wurden (S. 49)". Wenn G. hier von einer industriellen Revolution in der Landwirtschaft spricht, so will er damit nicht behaupten, daß es sich bei den technischen Fortschritten, die in neuester Zeit vor allem im Getreidebau erzielt wurden, um die erstmalige generelle Einführung maschineller Produktionsmethoden schlechthin handle. Eine weitgehende Maschinisierung der landwirtschaftlichen Arbeitsoperationen war bereits in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgt. Die am Ende der Freilandperiode einsetzenden und in den Kriegs- und Nachkriegsjahren beschleunigten Umstellungen eröffnen nach G. eine zweite Welle der Agrarrevolution, die von der Mechanisierung der Antriebskraft ausgeht. Der empirische Teil der Untersuchung bringt reichliche Belege für die Durchschlagskraft der neuen Technik und ihre umwälzende Bedeutung auch für die gesellschaftliche Struktur des Landes und veranschaulicht damit die Beziehungen zwischen Industrie und Agrikultur, die

in einem einleitenden Kapitel den Gegenstand theoretischer Betrachtung bilden.

Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.).

*Die deutsche Landwirtschaft unter volks- und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten, dargestellt unter Verwertung und Ergänzung der Arbeiten des Ausschusses zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft von Max Sering u. a. Paul Parey. Berlin 1932. (II u. 954 S.; RM. 56.—, geb. RM. 62.—)*

*Deutsche Agrarpolitik im Rahmen der inneren und äußeren Wirtschaftspolitik. Im Namen des Vorstandes der Friedrich-List-Gesellschaft von Fritz Beckmann u. a. Teil I: Die Lage der deutschen Landwirtschaft und die Gestaltung der agrarpolitischen Einzelmaßnahmen. (785 S.;) Teil II: Die deutsche Agrarpolitik im Rahmen einer organisatorischen Förderung der deutschen Gesamtwirtschaft (733 S.); Ergänzungsteil: Landwirtschaft und Agrarpolitik im Ausland (384 S). Reimar Hobbing. Berlin 1932. (RM. 60.—)*

**Wilbrandt, Hans,** *Das deutsche Agrarproblem. Verlag des Deutschen Volkswirt. Berlin 1933. (44 S.; RM. 1.50)*

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeitschrift, agrarpolitische Werke ausführlich zu besprechen. Bei der fundamentalen Bedeutung, die die Interessen der Landwirtschaft und insbesondere des Großgrundbesitzes für die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland von der Reichsgründung bis in die jüngste Gegenwart haben, scheint es jedoch angebracht, auch auf diesen Seiten darauf hinzuweisen, daß im letzten Jahr zwei Standardwerke über die deutschen Agrarprobleme erschienen sind. Die beiden von Sering und der List-Gesellschaft herausgegebenen Sammelwerke geben eine ausführliche Darstellung der deutschen Agrarprobleme unter den verschiedensten Gesichtspunkten. Ihr Studium ist eine unentbehrliche Voraussetzung für die Erkenntnis der gesellschaftlichen Zustände Deutschlands.

Die kleine Schrift von Wilbrandt bietet eine bequeme Einführung in die drängendsten Gegenwartsprobleme der deutschen Landwirtschaft und insbesondere die Gegensätze des körnerbauenden ostelbischen Großgrundbesitzes und der bäuerlichen Veredelungswirtschaft.

Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

**Hoffmann, Friedrich,** *Der Ruf nach Autarkie in der deutschen politischen Gegenwartsideologie. In: Weltwirtschaftliches Archiv, 36. Bd., Heft 2. 1932*

**Bernstein, Grete,** *Abwandlungen des Autarkiegedankens. In: Die Wirtschaftskurve. 11. Jahrg., Heft 3. 1932*

**Fried, Ferdinand,** *Autarkie. Diederichs. Jena 1932. (159 S.; RM. 3.40)*

*Der deutsche Außenhandel unter der Einwirkung weltwirtschaftlicher Strukturwandlungen. Bearb. und hrsg. vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel. Veröffentlichungen des Enquete-Ausschusses I. Unterausschuß, 5. Arbeitsgruppe. 2 Bde. E. S. Mittler. Berlin 1932 (XII u. 367 S.; RM. 33.—, IX u. 656 S.; RM. 37.—)*

*Deutschland und die Weltkrise. Hrsg. von Franz Boese. Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Dresden 1932. Duncker & Humblot. München und Leipzig 1932 (221 S.; RM. 9.—)*

**Eulenburg, Franz,** *Großraumwirtschaft und Autarkie. Kieler Vorträge. Hrsg. von B. Harms, 37. Gustav Fischer. Jena 1932 (74 S.; RM. 2.—)*

**Röpke, Wilhelm,** *Die säkulare Bedeutung der Weltkrisis. In: Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 37, Heft 1. 1933.*

*Autarkie? Fünf Vorträge von* **Karl Brandt** *u. a. Eingel. von Carl Petersen. Ernst Rowohlt. Berlin 1932 (75 S.; RM. 1.40)*

**Colm, Gerhard,** *Der Streit um die Autarkie. In: Neue Blätter für den Sozialismus. 4. Jg., Heft 1. 1933*

Der Streit um die Autarkie hat eine beinahe unübersehbare Literatur hervorgebracht. Arbeiten wie die von Hoffmann und Bernstein sind daher besonders nützlich, weil sie die Orientierung über das Schrifttum sehr erleichtern. Beide Aufsätze behandeln die verschiedenen Schattierungen und Wurzeln des Autarkiegedankens, verarbeiten also vornehmlich die Literatur aus diesem Lager. Zu zeigen, wie durch alle Argumentationen immer wieder jene überökonomischen Erwägungen hindurchstrahlen, von denen die Ideologie der Autarkie gedanklich getragen wird, ist das Beweisthema Hoffmanns. Daß diese Ideologie, wo sie nur konkrete Gestalt bekommt, „zu einer Parole für Schutzzöllner und damit zur geistigen Drapierung von Interessenten" wird, stellt Grete Bernstein zusammenfassend (S. 214) mit Recht fest. Nur mühsam wird die interessenpolitische Funktion der Autarkiebestrebungen durch alle die weltgeschichtlichen und weltanschaulichen Betrachtungen verdeckt, wie sie Ferdinand Fried, der Hauptrufer im Streit, neuerdings wieder in seinem Buch über Autarkie anstellt. Der handelspolitischen Zielsetzung einer Abwendung vom Weltmarkt wird hier die Notwendigkeit eines historischen Prozesses untergelegt, der von der freien Weltwirtschaft zur nationalen bzw. übernationalen Raumwirtschaft führte und schon aus konjunkturpolitischen Gründen eine Binnenmarktorientierung erzwinge. Autarkie bedeutet bei Fried mehr als eine quantitative Beschränkung des Außenhandels auf ein theoretisch mögliches Minimum: „Aus der fiktiven Weltwirtschaft löst sich der autarke Staat dadurch heraus, daß er ihre Spielregeln nicht mehr anerkennt. Bei den Spielregeln des Geldes und Kredits (Mechanismus der Goldwährung) führt das zur Binnenwährung, bei den Spielregeln der allgemeinen Wirtschaft (kapitalistischer Mechanismus) zur Planwirtschaft und bei den Spielregeln des Warenhandels zur eigentlichen Auslands-Unabhängigkeit" (46), die gewiß nicht eine Beseitigung des Welthandels erfordert, die aber verlangt, daß der Austausch zwischen den großen Wirtschaftsräumen, in die „die Weltwirtschaft langsam gerinnt" (138), nach neuen natural- und planwirtschaftlichen Gesichtspunkten erfolgt. Nicht immer wird der Autarkiegedanke, für den in Deutschland die Losung der Reagrarisierung und die Theorie der Großraumwirtschaft charakteristisch geworden sind, derart überlastet. Von Dietze, der ihn bei der Dresdener Tagung des Vereins

für Sozialpolitik vertrat, begründete damit im wesentlichen das Ziel der „Nahrungsfreiheit“, also den Agrarschutz.

Von den Gegnern der Autarkie wird zunächst bestritten, daß eine zwangsläufige Entwicklung von der Weltwirtschaft wegführe. Eulenburg, Gerloff (in: Autarkie? S. 13ff.), Lederer, Röpke u. a. können sich bei diesem Nachweis nun auch auf die ausgezeichneten Untersuchungen stützen, die unter der Leitung von Colm und Neisser über den deutschen Außenhandel vorgenommen worden sind. Dieses zweibändige Werk, das viel mehr bringt als der Titel besagt — in Wirklichkeit liegt hier ein gut Stück Wirtschaftsgeschichte des Nachkriegskapitalismus vor — stellt u. a. eine leichte Rückläufigkeit der Auslandsabhängigkeit in einer Reihe von Wirtschaftsgebieten fest. Diese verminderte relative Handelsverflechtung ging aber Hand in Hand mit absolut verstärkter gegenseitiger Verbundenheit, so daß insgesamt aus den abnehmenden Außenhandelsquoten kein Schluß auf einen Abbau der Weltwirtschaft gezogen werden kann. Das gilt auch für die Periode der Krisis, in der sich die relative Handelsverflechtung nicht erheblich veränderte. Von einer allgemeinen Tendenz zur Herausbildung übernationaler Wirtschaftsräume läßt sich nach den Ergebnissen dieser Untersuchung nicht sprechen. — Zur Würdigung der konjunkturpolitischen Seite des Autarkiegedankens ist wiederum Colm heranzuziehen, der in seinem Dresdener Referat über „Industrialisierung und Arbeitslosigkeit“ u. a. die Auffassung zurückwies, daß die Überindustrialisierung im Sinne überproportionaler Entwicklung des industriellen Überbaus über die Agrarbasis als Ursache der Arbeitslosigkeit anzusehen sei. Strukturelle Krisenerscheinungen seien gerade dadurch aufgetreten, daß die Verlagerung des wirtschaftlichen Schwergewichts zur verarbeitenden Industrie nicht schnell genug erfolgt ist (S. 36f.). Ähnlich meint Röpke, „daß wir nicht zu viel Industrie, sondern zu viel Landwirtschaft oder zu wenig Industrie in der Welt haben, daß der agrarische Unterbau der Welt zu breit und der Industrieüberbau zu schmal ist und nicht etwa umgekehrt“ (S. 20). Daß eine Reagrarisierung Deutschlands die Arbeitslosigkeit nicht veringerte, sondern höchstens eine mit vielen Opfern erkaufte Umschichtung der Produktion statt einer „Aufstockung“ bewirkte, wurde von Lederer in Dresden (Verhandlungen, S. 134ff,), aber auch von Eucken (Autarkie ?, S. 44ff.) u. a. gezeigt.

Mit der Vorstellung, daß durch eine auf Auslandsunabhängigkeit abgestellte Handelspolitik die Entwicklung zur Planwirtschaft gefördert werde haben sich Hermberg (in der an anderer Stelle dieses Heftes besprochenen Arbeit über Planwirtschaft) und neuerdings Colm auseinandergesetzt. Beide sind der Meinung, daß durch die Autarkisierung Machtpositionen verstärkt werden, die die Planwirtschaft im Inland verhindern. Zwar zieht eine Außenhandelsregulierung, die mit Kontingenten usw. arbeitet, binnenwirtschaftliche Eingriffe nach sich, aber hieraus folgt nur „die Entwicklung zu irgendeiner Art von Verbandssozialismus, dem schlimmsten Sozialismus, der sich wohl denken läßt“ (Colm). Daß eine sozialistische Wirtschaft auch den Außenhandel in den Bereich ihrer Planung ziehen muß, ist unbestritten. Weitere Literatur über diese Probleme in dem in diesem Heft veröffentlichten Aufsatz über „Autarkie und Planwirtschaft“.

Kurt Baumann (Frankfurt a. M.).

**Frederick, J. George,** *Readings in Economic Planning. The backgrounds, the details, the tendencies in all kinds of Plannings, left and right. The Business Bourse, New York 1932. (XIV u. 359 S.; $ 3.50)*

**Laidler, Harry W. (ed.),** *Socialist Planning and a Socialist Programm. Introduction by Norman Thomas. Falcon Press. New York 1932. (XIII u. 155 S.; $ 2.—)*

**Haan, Hugo,** *Das amerikanische Planning. Eine Bewegung für geplantes Wirtschaften in den Vereinigten Staaten dargestellt durch eine Zitatensammlung. 2. verdeutschte und verm. Ausg. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1933. (VII u. 115 S.; RM. 3.—)*

**Homan, P. T.,** *Economic Planning: The Proposals and the Literature. In: The Quarterly Journal of Economics. Vol. 47, Heft 1. Cambridge 1932*

**Böhler, E.,** *Amerikanische Planwirtschaftsprojekte. In: Industrielle Organisation. I. Jg., Heft 1. Zürich 1932*

**Hermberg, Paul,** *Planwirtschaft. Verlagsges. des Allg. Dt. Gewerkschaftsbundes. Berlin 1933. (64 S.; RM. 1.—)*

**Weber, Adolf,** *Planwirtschaftsliteratur. In: Weltwirtschaftliches Archiv. Bd. 37, Heft 1. Kiel 1933.*

Die in Heft 3 des 1. Jahrgangs dieser Zeitschrift veröffentlichte Übersicht über Planwirtschaftsliteratur möge — wiederum ohne Anspruch auf Vollständigkeit — durch einige Hinweise ergänzt werden. Die amerikanische Planwirtschaftsdiskussion hat sich in der letzten Zeit sehr verbreitert. Sie wird neuerdings stark genährt — vielleicht mehr zu ihrem Nachteil — durch die sog. „Technocracy“ Bewegung. Frederick versucht nach einer Skizze der „Backgrounds“ der Planbewegung und einiger Bemerkungen über die tatsächliche Wirtschaftslage in USA. (in der S. 91 eine interessante Aufstellung Dewhursts über die notwendigen statistischen Unterlagen für Wirtschaftsplanung zitiert wird) eine Typologie der Einstellung zur Planwirtschaft überhaupt von den Kommunisten bis zu den Vertretern eines extremen „laissez faire“. Diese Typologie ist im wesentlichen politisch orientiert und ordnet den einzelnen Gruppen stets auch eine bestimmte allgemein-politische Stellungnahme zu Demokratie usw. zu. Für F. selber ist am wichtigsten die Mittelgruppe, die er in eine „conservative left group“ (Soule) und eine „liberal right group“ (vor allem Swope) einteilt. Das Buch stellt im wesentlichen eine Interpretation und Unterstützung des Swopeplans dar, also eines Typus kapitalistischer Planwirtschaft unter Betonung der Unternehmerinitiative und möglichster Einschränkung zentraler Planung. In diesem Sinne sind auch die den zweiten Teil des Werkes bildenden Abschnitte über „Capitalistic and Economic Planning“, „The Russian Planning Experiment“ und „American Economic Planning Proposals“ gehalten. Der letzte Abschnitt gibt in kurzen Zügen eine Fülle von „Plänen“ und sehr ausführlich den Swopeplan und seine Kritiken wieder. Das Buch hat dokumentarischen Wert, bringt aber keine wesentliche Vertiefung der amerikanischen Planningdiskussion.

Ähnliches gilt auch von dem von Laidler herausgegebenen interessanten Sammelband sozialistischer Autoren. Eine Reihe dieser Beiträge

ist schon in früher hier besprochenen Büchern erschienen. In dem ersten Abschnitt werden kapitalistische und sozialistische Planung gegenübergestellt, darauf folgt ein Abschnitt „Socialist Planning in Industry and Politics", der entweder nur politische oder nur partielle ökonomische Fragen, niemals aber grundsätzliche Probleme der Planwirtschaft überhaupt diskutiert. Den Abschluß bildet Teil III: „Roads to Socialism", aus dem ein Aufsatz von Norman Thomas„ The Challenge of Peaceful Revolution" hervorgehobens sei.

Die deutsche Ausgabe des Haanschen Überblicks über das amerikanische Planning ist gegenüber der amerikanischen (vgl. S. 381f. des ersten Jahrgangs dieser Zeitschrift) um die Wiedergabe mehrerer neuer Pläne und eine für die deutschen Leser sehr geeignete Einführung, einen Anhang und ein kritisches Nachwort bereichert. Unter den Zusätzen ist die sehr ausführliche Inhaltsangabe von Soules in dieser Zeitschrift schon gewürdigtem Buche „A Planned Society" besonders zu begrüßen.

In dem Artikel von Homan werden außer den bereits zitierten Schriften eine Reihe anderer Publikationen mehr oder minder scharf kritisiert. Auch H. teilt die Pläne in Unternehmer- und sozialreformerische Pläne. Er hebt nicht nur die großen Unterschiede zwischen den einzelnen Autoren hervor, sondern ganz allgemein auch ihren Mangel an ökonomisch-theoretischer Fundiertheit. Die in vielen wesentlichen Punkten sehr treffende Kritik wird allerdings dem Souleschen Buch und auch dem „Long-Range-Planning" kaum gerecht.

Die Studie Böhlers über die amerikanische Planningbewegung gibt eine Darstellung und Gruppierung und bemängelt vor allem ebenfalls die konjunktur- und allgemein preistheoretischen Grundlagen. B. hält weder die Verwirklichung des Swope-Plans noch der sozialreformerischen Vorschläge für wahrscheinlich und kommt zu dem Ergebnis, daß die amerikanische Planwirtschaftsliteratur vor allem in der theoretischen Klärung der Grundfragen der deutschen noch ziemlich unterlegen sei. Dies dürfte in der Tat zutreffen, zumal hinsichtlich der Arbeiten von Heimann und Landauer, die nach wie vor das theoretische Niveau bestimmen, wenngleich auch sie der liberalen und innersozialistischen Kritik ausgesetzt sind. Über den Versuch Hermbergs, mit seinen Aufsätzen in der Zeitschrift „Die Arbeit" das Bild einer sozialistischen Planwirtschaft mit weitgehender Zurückdrängung der marktwirtschaftlichen Elemente zu zeichnen, wurde schon berichtet. Diese Aufsätze sind jetzt erweitert als Buch erschienen. Die Schwäche dieser viele außerordentlich wichtige Gesichtspunkte wirksam herausarbeitenden Schrift liegt vor allem im dritten, der Auseinandersetzung mit Heimann gewidmeten Abschnitt über die Wirtschaftsrechnung.

Weber bespricht in seiner ebenso loyalen wie lesenswerten Kritik vom liberalen Standpunkt aus die Schriften von Landauer, Heimann, Dobretsberger u. a. Gerhard Meyer (Frankfurt a. M.).

**Dobbert, Gerhard** *(Hrsg.), Die rote Wirtschaft. Probleme und Tatsachen. Ost-Europa-Verlag. Königsberg und Berlin 1932. (X u. 283 S.; RM. 6.40)*

**Hoetzsch, Otto,** *Le caractère et la situation internationale de l'Union des Soviets. Publications de l'Institut Universitaire des Hautes Etudes Internationales, Nr. 5. Kundig. Genève 1932. (105 S.; Schw. Frcs. 6.—)*

**Lawton, Lancelot,** *An Economic History of Soviet Russia. 2 vols. Macmillan & Co. London 1932. (XVII u. 629 S.; sh. 25.—)*

**Lederer, Emil,** *Das Problem der russischen Wirtschafts- und Sozialverfassung. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 68. Bd., Heft 3. Dezember 1932. J. C. B Mohr. Tübingen (28 S.)*

Die vorstehenden vier Arbeiten sind aus der Masse der in letzter Zeit erschienenen Rußlandliteratur angesichts ihrer besonderen Wichtigkeit und insbesondere deswegen herausgegriffen, weil sie nicht Spezialgebiete behandeln, sondern ein mehr oder weniger abgerundetes Bild vor allem der sozialökonomischen Seite der russischen Wirklichkeit und Problematik zu entwerfen suchen.

Das von Gerhard Dobbert herausgegebene Sammelwerk enthält 16 Einzelbeiträge namhafter in- und ausländischer Rußlandkenner, Vertreter der Wissenschaft, Presse und Wirtschaft sowie öffentlicher Stellen. Es stellt sich die Aufgabe, „die Sowjetwirtschaft — im weitesten Sinne des Wortes — darzustellen und zu erklären, Licht und Schatten richtig zu verteilen und dem Leser auf Grund eines wegen der nationalen und persönlichen Verschiedenheit der Autoren vielgestaltigen Bildes zu einem Generalurteil zu verhelfen". Der originelle Versuch ist durchaus gelungen. Auf beschränktem Raum und in entsprechend gedrängter Form bietet das Buch einen höchst instruktiven und allseitigen Einblick in das sowjetrussische Wirtschaftsleben, wertet in sachkundiger Weise das Erreichte und umreißt die der Lösung harrenden Aufgaben. Die einzelnen Aufsätze sind in sich geschlossene, selbständige Monographien und viele von ihnen mustergültig in ihrer Art.

Erwähnt seien vor allem: Auhagens Abhandlung über die Landwirtschaft mit einer ausgezeichneten Analyse der Kollektivierungsaktion; Campbells Studie über Geld, Kredit und Banken, in der namentlich die Kreditreform von 1930 und ihre Auswirkungen auf das Sowjetgeldwesen eingehender besprochen werden; Cleinows Darstellung des Werdeganges und der Lage der ausländischen Hilfe in der UdSSR.; Dobberts Untersuchung über die Finanzwirtschaft, die zu der Schlußfolgerung gelangt, daß „als Mittel zur Erreichung des von ihm angestrebten Endzieles das Finanzsystem der UdSSR. sich bis jetzt durchaus bewährt hat"; Jonas' Schilderung des Werdens und Zustands der Sowjetwirtschaftsorganisation, als deren Charakteristikum er „die Tendenz schärfster Zentralisierung in der Wirtschaftsleitung und, mit zunehmendem Ausbau der Volkswirtschaft, weitgehendster Dezentralisierung und Gliederung in der Wirtschaftsverwaltung" bezeichnet; Justs kompetenter Bericht über Wesen und Aufbau der wirtschaftlichen Information und Presse; Posses Aufsatz über das deutsch-russische Wirtschaftsverhältnis mit einer in ihrer Knappheit sehr anschaulichen Darlegung des Wesens und Entwicklungsgangs der Vertragsbeziehungen zwischen den beiden Ländern; Schmidts Ausführungen über das Bau- und Wohnungswesen, denen die Stellung des Verfassers, eines Mitglieds der Architektengruppe May, einen besonderen Zug verleiht.

Der Schrift Hoetzschs liegt ein Vortragszyklus zugrunde, den der Verfasser im Sommer 1932 am Institut Universitaire des Hautes Etudes Internationales in Genf gehalten hat.

Die sehr objektive und lesenswerte Studie behandelt in knapper, klarer Form die Struktur des Sowjetstaatswesens, die geistig-kulturellen Positionen des Bolschewismus, die nationale und asiatische Politik des Sowjetstaates, die internationale Lage und die Vertragsbeziehungen der Union, die Wirtschaftspolitik des „Stalinismus", die Stellung der UdSSR. in den Verhältnissen der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise. Die außenpolitischen Zusammenhänge werden unter besonderer Berücksichtigung der Frage der Beteiligung der Sowjetunion an den Arbeiten des Völkerbunds und des Problems der Organisation des Friedens dargestellt.

Den „Stalinismus" definiert H. als „die durch einen zentralen und brutalen Willen verwirklichte zentralistische Konzeption der sozialen Organisation und des in jeder Hinsicht autarken Sozialismus". Im engeren ökonomischen Sinne ist darunter „die in Form eines auf dem Staatskapitalismus und dem Gemeineigentum an den Produktionsmitteln begründeten Staatssozialismus organisierte Wirtschaft" zu verstehen. Der von der russischen Politik ständig betonte Wunsch zum Frieden ist nach H.s Überzeugung durchaus aufrichtig zu nehmen, denn „um den Sowjetstaat zielgemäß auszubauen, bedarf man des Friedens um jeden Preis und verfolgt eine ausgesprochen friedliche Politik, die selbst gelegentliche Fehlschläge und Demütigungen mit in den Kauf nimmt". Auf die Dauer wird aber Westeuropa nur dann dem Bolschewismus den Weg versperren können, wenn es seinen Staaten gelingt, „dem Ansturm der Ideen des Ostens ihre eigenen moralischen Kräfte, ihre eigenen Gedanken und ihre eigene schaffende Initiative entgegenzusetzen".

Lawtons umfangreiches Werk will „ein eingehender und objektiver Bericht über die hervorstechenden ökonomischen Gedanken und Ereignisse der russischen Revolution in einer nicht nur Volkswirtschaftlern verständlichen Sprache" sein. Es folgt als zweite umfassende Arbeit des Verfassers über Sowjetrußland seiner vor mehreren Jahren unter dem Titel „The Russian Revolution 1917—1926" erschienenen und von der englischen Kritik sehr günstig aufgenommenen Geschichte der bolschewistischen Revolution.

Das Buch ist vor allen Dingen eine mit großer Sachkenntnis zusammengestellte Chronik des sozialökonomischen Werdegangs der Sowjetunion. Das eigentliche Thema wird durch eine längere Abhandlung über das vorbolschewistische Rußland eingeleitet, in der L. u. a. die revolutionären Strömungen des 19. Jahrhunderts und die theoretisch-taktischen Grundlagen der Revolution schildert. Die Wirtschaftsentwicklung Sowjetrußlands wird unter Gliederung in die vier Hauptphasen: Arbeiterkontrolle und Nationalisierung, Kriegskommunismus, Neue Ökonomische Politik, Fünfjahrplan eingehend Jahr für Jahr beschrieben. Die chronologische Darstellung wird durch die Einschiebung einer ganzen Reihe von Sonderabschnitten unterbrochen, so über das Geldwesen und die Preisverhältnisse, die Kontroversen in der Kommunistischen Partei, das Wohnungs-

wesen, die Lage des Proletariats, die Kapitalakkumulation, die Entwicklung der Landwirtschaft, den Fünfjahrplan.

Lederer stellt in seinem Aufsatz zunächst fest, daß die Voraussetzungen zum Aufbau eines sozialistischen Wirtschaftssystems in Rußland sich seit 1928 in wachsendem Maße konsolidiert haben, und charakterisiert diese Voraussetzungen im einzelnen wie folgt: 1. Rußland ist heute ein Arbeiterstaat. 2. Das Nationalitätenproblem ist in sinnvoller Weise gelöst worden. 3. Die antireligiöse Propaganda hat sich tiefgehend ausgewirkt. 4. Die außenpolitische Stellung erscheint gefestigt. 5. Die materialistische Lehre durchdringt das Denken des Volkes und bedingt eine eigenartige geistige Autarkie.

Die historische Bedeutung des russischen Industrieaufbaus sieht L. namentlich in der Tatsache, daß er nicht auf der Auswertung privatkapitalistischer Impulse beruht. Der Industrialisierungsprozeß trägt hier, bei vorerst wesentlich friedlichen Zielen, die Züge einer kriegerischen Erhebung angesichts der Maßlosigkeit der in ihm wirkenden nationalen Energien. Das fieberhafte Tempo und die Überspannung der Zielsetzung scheinen notwendig, da das russische Volk für eine methodische, langwährende Massenleistung noch kaum zu gewinnen sei. L. bezeichnet den gegenwärtigen russischen Wirtschaftsaufbau als einen sozialistischen, weil die Produktionsmittelunterlage für die ausgedehnteste Erzeugung von Verbrauchsgütern hier nicht als privates kapitalistisches Eigentum, sondern zur Verfügung der Gesamtheit geschaffen wird. Da die Gesamtheit Subjekt der Produktion und ihrer Erweiterung ist, darf man die russische Wirtschaft auch bereits als Planwirtschaft ansehen. Noch keine Planwirtschaft ist sie allerdings insofern, als von einer gleichmäßigen Ausgestaltung aller Produktionszweige und einer wohlabgewogenen Befriedigung aller Bedürfnisse vorerst nicht gesprochen werden kann.

Im ganzen gibt der Aufsatz in eindringlicher wissenschaftlicher Deutung der Zusammenhänge einen prägnanten Querschnitt durch den Komplex der Motive und Probleme des heutigen wirtschaftlichen und sozialen Geschehens in Rußland. Paul Czechowicz (Genf).

*Die Sovet-Union 1917—1932. Systematische, mit Kommentaren versehene Bibliographie der 1917—1932 in deutscher Sprache außerhalb der Sovet-Union veröffentlichten 1900 wichtigsten Bücher und Aufsätze über den Bolschewismus und die Sovet-Union. Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas unter Mitarbeit von Raissa Bloch u. a. bearbeitet von Klaus Mehnert. Ost-Europa-Verlag. Königsberg u. Berlin 1933. (X u. 186 S.; RM. 4.—)*

Die mit großer Sorgfalt aus der Masse der in deutscher, englischer und französischer Sprache erschienenen Literatur über die UdSSR. ausgesuchten Bücher und Zeitschriftenartikel sind in zehn Hauptgruppen (Land und Leute, Geschichte und Politik, Wirtschaft, Recht, Kultur und Leben, Armee, Hilfsmittel, Die Emigranten, Angelsächsische Sovetliteratur, Französische Sovetliteratur) und 169 Untergruppen sehr übersichtlich eingeordnet. Die den wichtigeren Publikationen beigegebenen kurzen Inhaltsangaben bemühen sich um größte Objektivität. Das Buch

ist eine ausgezeichnete bibliographische Leistung und für die Rußlandforschung ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

**Cole, G. D. H.,** *British Trade and Industry Past and Future. Macmillan and Co. London 1932. (XXIV u. 466 S.; sh. 16.—)*

Die Bedeutung des Buches darf nicht im rein Wissenschaftlichen gesehen werden, sondern in seiner politischen Zielsetzung. G. D. H. Cole gehört zu den maßgebenden Beratern der Trade Unions und macht hier den Versuch, die in der Zeit der Hochkonjunktur ausgebildeten reformistischen Vorstellungen in die Krise hinüberzuretten. Nach einer Skizze der britischen Wirtschaftsgeschichte von der industriellen Revolution bis zur Gegenwart untersucht er die Ursachen der Weltkrise: die Wurzel des Übels scheint ihm in dem unzureichenden Ausmaß der Lohnsteigerungen in der Epoche der Hochkonjunktur zu liegen — der Feind jeder Konjunkturtheorie, als der sich C. im ersten Kapitel bekennt, vertritt hier unerwartet eine ganz einfache Form der Unterkonsumtionstheorie. Die Krise sei dann weiterhin verschärft durch eine falsche monetäre Politik, die internationale Verschuldung, den wirtschaftlichen Nationalismus und vor allem den Lohnabbau. Aus diesen Feststellungen ergeben sich dann die bekannten krisenpolitischen Forderungen, die von den Trade Unions vertreten werden. Man ist überrascht, im letzten Kapitel „The parting of the ways" einen Hymnus auf die Planwirtschaft der Sowjetunion sowie die Forderung zu finden, daß schließlich auch einmal England zu einer sozialistischen Planwirtschaft gelangen müsse.

**Franz Hering (Berlin).**

**Psychologie:**



**Soziale Bewegung und Sozialpolitik:**



**Spezielle Soziologie:**

**Ökonomie:**